



Harald Lange  
**Auf den Fährten  
wilder Tiere**



Kageta

Bukoba

Victoriasee

Musoma

Rubondo  
Island

Ikoma

Loliondo

Biharamula-  
Wildschutzgebiet

Mwansa

Serengeti  
Nationalpark

Ngorongoro

Masawa-  
Wildschutzgebiet

Ololofoti

Legatigiri 3129

Oldeani 3188

Manjara  
Nat.-P.

Kahama

Schinjanga

Nsega

T A N G A N Y I K A

Tabora

Ugalla-River-  
Wildschutzgebiet

Niparnda

Ugalla

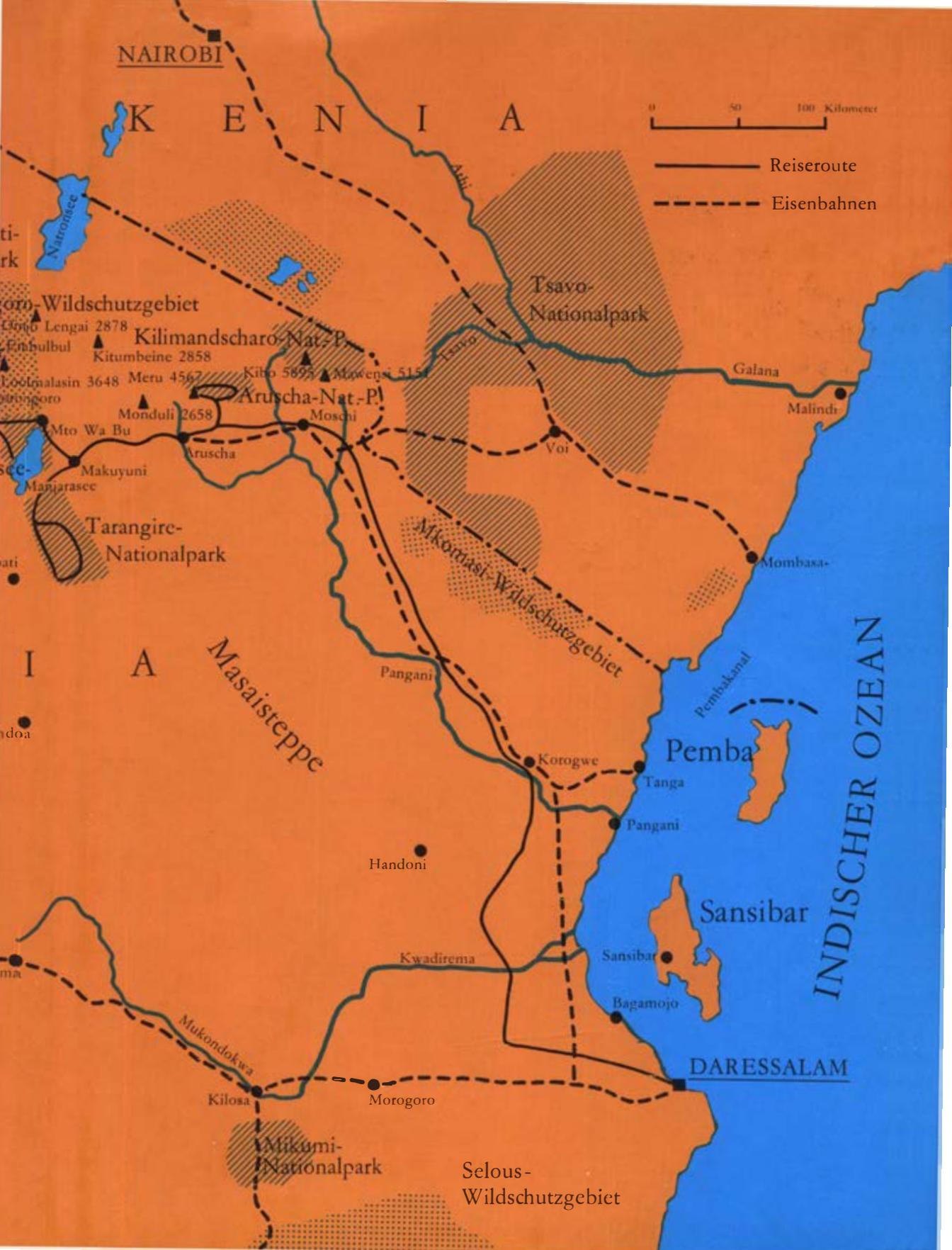
Katavi-  
Nationalpark

Rungwa-  
Wildschutzgebiet

Uwanda-  
Wildschutzgebiet

Rungwa

Ruaha-  
Nationalpark



NAIROBI

K E N I A

0 50 100 Kilometer

Reiseroute  
Eisenbahnen

ti-  
rk

oro-Wildschutzgebiet

Ulu Lengai 2878  
Embulbul  
Lootmalasin 3648  
Meru 4567  
Monduli 2658  
Mto Wa Bu  
Makuyuni  
Manjarasec

Kilimandscharo-Nat-P  
Kibo 5895  
Mawenzi 5151  
Aruscha-Nat-P

Tsavo-  
Nationalpark

Galana

Malindi

oro

Tarangire-  
Nationalpark

I  
A

Masaisteppe

Pangani

Pangani

Handoni

Kwadirema

Mukondokwa

Kilosa

Morogoro

Mikumi-  
Nationalpark

Selous-  
Wildschutzgebiet

Mombasa

Pemba

Tanga

Pangani

Sansibar

Sansibar

Bagamojo

DARESSALAM

INDISCHER OZEAN







Harald Lange

# **Auf den Fährten wilder Tiere**

VEB F. A. Brockhaus Verlag  
Leipzig

Mit 16 Farb-, 64 Schwarzweißtafeln  
Die Karte befindet sich auf der Rückseite des Schutzumschlages

3. Auflage (36.–65. Tausend)  
© VEB F. A. Brockhaus Verlag Leipzig, DDR, 1974  
Lizenz-Nr. 455/150/30/79 · LSV 5309  
Lektor: Hubert Amft  
Kartenredaktion: Helmut Sträubig  
Schutzumschlag und Einband: Dietmar Kunz  
Kartenzeichnung: Helga Paditz  
Layout: Dietmar Kunz/Kai Vogler  
Printed in the German Democratic Republic  
Gesamtherstellung: LVZ-Druckerei »Hermann Duncker«, Leipzig III/18/138  
Redaktionsschluß: 1. 3. 1978  
Bestell-Nr. 586 877 8  
DDR 15,20 M

# Gelobtes Land unter dem Äquator

Da stehe ich nun zusammen mit Monika, meiner Frau, an der Reling der MS »Spreewald« vor Daressalam. Stumm schauen wir der palmenumsäumten Küste Tansanias entgegen – des »Gelobten Landes« der Naturforscher und Jäger – Ziel unserer weiten Reise durch Südatlantik und Indischen Ozean.

Als Tierfotograf war es seit jeher mein sehnlichster Wunsch, das Wildparadies Ostafrika kennenzulernen. Die Weltjagdausstellung in Budapest im Jahre 1971 brachte mir die konkreten Aufträge zu dieser Expedition in die größten Wildgebiete unserer Erde.

Toni Fuchs, ein ungarischer Berufsjäger aus Valko, wird uns auf der Fahrt durch das heiße Land unter dem Äquator begleiten. Doch während wir mit dem Hauptgepäck unserer Expedition schon die ostafrikanische Küste erreicht haben, packt Toni in Ungarn gerade erst seinen Koffer. Er wird per Flugzeug nach Daressalam kommen, wo wir uns treffen wollen.

Als unser Dampfer die schmale Hafeneinfahrt passiert, wird für einige Augenblicke die helle Fassade des State House zwischen hohen Palmen und Mahagonibäumen sichtbar. Auf dem Dach weht die tansanische Staatsflagge, grün und blau mit gelbgesäumtem schwarzem Diagonalstreifen. Das State House ist die Residenz des Präsidenten der Vereinigten Republik Tansania, Dr. Julius K. Nyerere. Präsident Nyerere ist nicht nur ein bedeutender Politiker. Seine Vielseitigkeit zeigt sich auch darin, daß er sein Volk durch Übersetzungsarbeiten mit den Dramen Shakespeares bekannt macht und sich große Verdienste um den Schutz der afrikanischen Tierwelt erworben hat.

1922 wurde der Palast an der Stelle des zerstörten ehemaligen deutschen Gouverneurssitzes von der britischen Kolonialverwaltung in arabischem Stil errichtet. Hinter dem Gebäude liegt die

Im Hafen herrscht rege Betriebsamkeit. Die Piers längsseits sind voll belegt. Der Lotse dirigiert unser Schiff an die Tonnen, die in der Mitte des runden Hafenbeckens verankert sind. Kaum liegen wir fest, nähern sich schon schwerfällig große Schuten mit afrikanischen Schauerleuten, um unsere Ladung zu löschen.

Jetzt erst wird uns bewußt, daß die lange Seereise zu Ende ist. Doch eine Nacht bleiben wir noch an Bord und nehmen Abschied von der Mannschaft, die wir in den »bewegten« Wochen auf See liebgewonnen haben.

Am nächsten Vormittag schickt uns der Makler das Boot, das uns an Land bringen soll. Während die Matrosen schon keuchend vor Anstrengung unsere dreizehn Gepäckstücke die schwankende Gangway hinunterbalancieren, verzehren wir noch hastig die »Henkersmahlzeit«, Beefsteak mit Reis. Doch der Appetit fehlt. Unsere Gedanken sind schon nicht mehr auf dem Schiff. Kopfschüttelnd sieht uns der Koch zu. Dem Ärmsten ist unser plötzliches Desinteresse an seiner kulinarischen Kunst nicht ganz verständlich.

Unsere Ausrüstung nimmt die ganze lange Zollrampe an der Passagierspier in Anspruch. Was steckt nicht alles in den Koffern, Rucksäcken und Paketen: Siebenhundert Filme, schwarzweiß und Farbe; fünf Kameras mit sämtlichem Zubehör, vom extremen Weitwinkel bis zu den schweren Teleobjektiven; Stativ, Elektronenblitz, Tonbandgeräte, Bücher, Decken, Schlafsäcke, Kleidungsstücke, Konserven, Geschenke, Wasserkanister, Kocher, Töpfe und vieles andere, was man dem Zoll nicht gern zeigt.

Mit deutlichem Erstaunen mustert der diensthabende Offizier das viele Gepäck und riskiert dann stirnrunzelnd einen Blick zur Uhr. Es ist halb zwölf. Ich hege die schlimmsten Befürchtungen hinsichtlich seiner Kontrollmaßnahmen. Doch die nahende Tischzeit enthebt uns aller Sorgen. Der Zollgewaltige stellt nur die üblichen Fragen: Woher – wohin – und was ist drin? Er überläßt es mir, die rechten Antworten zu finden, die seinen dienstlichen Pflichten Genüge tun. Fünf Minuten später sind wir entlassen, nehmen ein Taxi und fahren zum Hotel »Palm Beach«, wo der Vizekonsul unserer Republik bereits für Quartier gesorgt hat.

Tansania umfaßt ein riesiges Gebiet von etwa 940 000 Quadratkilometern, reich an landschaftlicher Schönheit und geographischen Superlativen. Hier reckt der höchste Berg Afrikas sein schneebedecktes Haupt 5 895 Meter hoch in die Wolken. Kili-

mandscharo – »Berg des Lichtes« – nennen ihn die einen, Chumba cha Mungu – »Haus des Gottes« – die anderen. Im Westen erstreckt sich der fischreiche Tanganjikasee in einer Länge von 650 Kilometern entlang der tansanischen Grenze zu Burundi, Zaïre und Sambia. Er ist nicht nur der längste See des afrikanischen Kontinents, sondern zugleich nach dem Baikalsee der zweitiefste unserer Erde. Zwischen ihm und dem Indischen Ozean liegen endlose Ebenen mit sonnendurchglühten Steppen und Savannen. Im Norden stoßen diese an den riesigen Victoria-see, den größten Binnensee Afrikas. Im nördlichen Hochland liegt einer der gewaltigsten Vulkankrater unserer Erde, der erhabene Ngorongoro.

In zehn großen Nationalparks, die über vier Prozent seines gesamten Territoriums bedecken – das entspricht der Größe Belgiens –, hegt Tansania heute in ursprünglichen Landschaften den besten und artenreichsten Bestand afrikanischer Wildtiere. Diese kulturhistorische Tat eines afrikanischen Landes, das vor achtzehn Jahren noch englische Kolonie war, beweist eine bemerkenswerte Voraussicht seiner politischen Führer. Und das um so mehr, als dieses junge, am Anfang seiner Entwicklung stehende Land viele andere dringende Bedürfnisse hat.

Wir haben Muße, uns Daressalam, von den Einheimischen kurz Dar genannt, gründlich zu betrachten, bevor wir in die Wildsteppen des Nordens aufbrechen. Toni ist noch nicht zur Stelle. Wenn man der Flugauskunft trauen darf, kann er vor Ende der Woche kaum eintreffen. Vorläufig jedenfalls hat uns noch keine Nachricht von ihm erreicht.

In den Straßen staut sich die Hitze. Vom Ozean her ziehen dunkle, tiefe Wolken über die Stadt. In dieser Jahreszeit, von März bis Mai gleicht Daressalam einer Waschküche, weil es jetzt täglich regnet. Später, von Juni bis September, wird es erträglicher, doch sinken auch dann die Temperaturen kaum unter achtundzwanzig Grad Celsius. Aber die hohe Luftfeuchtigkeit fehlt.

Daressalam, auf deutsch »Hafen des Friedens« oder »Haus des Friedens«, ist relativ spät als Hafenstadt in die ostafrikanische Geschichte eingetreten. Zuvor war hier nur das kleine Fischerdorf Mzizima gewesen. Erst als im Jahre 1862 der arabische Sultan von Sansibar seine Residenz auf diese ruhige Stelle des Festlandes verlegte, begann sich nach und nach alles auf den »Hafen des Friedens« zu konzentrieren. Und während Daressalam wuchs, verlor das benachbarte Bagamojo, das fast zweihundert

wanen aus dem Inneren des Landes zur Küste war, ständig an Einfluß. Auch die kaiserlich-deutsche Kolonialverwaltung bestimmte Daressalam 1891 zum Verwaltungssitz von »Deutsch-Ostafrika«. Den Stadtstatus erhielt Daressalam jedoch erst 1961, im Jahr der Erringung der Unabhängigkeit Tanganjikas. Dies geschah zu einem Zeitpunkt, als es bereits 275 000 Einwohner zählte!

Heute ist Dar als zentraler Umschlagplatz des ostafrikanischen Festlandes nicht mehr wegzudenken. Seine Bedeutung nimmt ständig zu, besonders auch für solche Länder wie Sambia, die keinen eigenen Zugang zum Indischen Ozean haben. Eine neue, im Jahre 1974 fertiggestellte, fast zweitausend Kilometer lange Eisenbahnlinie zwischen Ndola und Daressalam bringt das sambische Kupfer zur Küste, wo die Verladung auf die Schiffe erfolgt.

Langsam schlendern wir im kurzen Schatten einstöckiger Häuserreihen durch die City. Große schwarzweiße Vögel krächzen über uns in den hohen Bäumen. Es sind Schildkrabben, afrikanische Vetter unseres Kolkrabben, die auf Abfälle lauern.

Ein Strom von Autos wälzt sich in traditionell-englischem Linksverkehr durch die Stadt. Man muß höllisch aufpassen; obwohl die Afrikaner höfliche Fahrer sind, vollzieht sich hier die Fahrweise nicht immer nach geschriebenen Gesetzen. Auf Schritt und Tritt begegnen uns Händler mit buntem Glasperlenschmuck und kunstvollen Ebenholzschnitzereien der Makonde. Die schönen Arbeiten verraten hohes Können und eine ausgeprägte Phantasie ihrer Meister, auch wenn oft schon eine allzu starke Hinwendung auf den Geschmack der meist ausländischen Käufer auffällt. Ursprünglich waren die Makonde-Schnitzer in den nördlichen Gegenden Moçambiques beheimatet. Heute leben Teile dieses künstlerisch begabten Volksstammes auch in küstennahen Gebieten Tansanias.

Die Metropole ist ganz auf Tourismus eingestellt. Das beweisen nicht nur ihre großen komfortablen Hotels: »Kilimanjaro«, »New Africa«, »Twiga«, »Oyster Bay«, sondern auch die zahlreichen Safari-Büros, die sich im Stadtzentrum mit bunten Bildern und lockenden Angeboten gegenseitig zu übertrumpfen suchen. Sie warten auf Touristen aus Europa und Übersee, die in jährlich steigender Zahl nach Ostafrika kommen. Die Safari-Gesellschaften versprechen ihren Gästen viel – und sie halten auch viel! Ihr vollkommener Service ist in der Tat beeindruckend und hat eigentlich nur den einen Nachteil, daß er auch viel Geld kostet!

Der Touristenverkehr ist längst zu einer der bedeutendsten Devisenquellen Tansanias aufgerückt. Im Nachbarland Kenia hat er sogar die wirtschaftlichen Einkünfte des Staates aus dem Kaffee-Export überflügelt. Dafür lohnen sich schon Investitionen für kostspielige Hotels mit Klimaanlage, Swimming-pool, Golf- und Tennisplätzen. Paradiesische Badestrände mit luxuriösen Bars entstanden von der Oyster Bay bis Silversands für zahlungskräftige Touristen.

Am Askaridenkmal begegnen wir dem anderen Afrika.

Zwei Fischer schlendern auf offener Straße heran. Sie unterhalten sich so laut und ungeniert miteinander, als wären sie die einzigen Leute in Daressalam. Große Seefische, an denen noch der salzige Sand des Strandes klebt, glänzen in ihren dunklen Händen. Einer der Männer bemerkt mein Interesse. »Schöne Fische, Bwana«, sagt er und kommt näher, »ich gebe dir einen guten Preis, Bwana!« Flüchtig huschen seine flinken Augen über meine Kameras hin. Und insgeheim verdoppelt er den Preis, den er noch gar nicht genannt hat, weil er mich für einen reichen Touristen hält.

Ich blicke in ein älteres, faltiges Gesicht. Es tut mir fast leid, den Handel ausschlagen zu müssen, aber was soll ich beim besten Willen mit den Fischen anfangen?! Unbeeindruckt schlurft der Fischer weiter zum Markt. Dort wird er seinen Käufer sicherlich finden.

Große Reichtümer lassen sich bei der primitiven Art ihres Fischens freilich nicht anhäufen. Die uralten, morschen Boote, die unten am Hafen liegen, würden eher einem Schiffsmuseum als historische Zeugnisse seemännischen Unternehmens zur Ehre gereichen. Doch die Fischer von Daressalam rudern Tag für Tag unentwegt mit diesen schwimmenden Wracks auf das Meer hinaus, in dem es von Haien wimmelt. Für einen geringen Lohn begeben sie sich täglich in Lebensgefahr. Tansania ist noch zu jung, um diese Probleme schon alle gelöst zu haben.

Am Rande von Dar, wo die Oceanic Road nach ihrem schwungvollen Bogen entlang dem Meeresstrand in die breite Ausfallstraße nach Morogoro einmündet, liegt hinter hohen Bäumen versteckt unser »Palm Beach«. Das kleine Hotel hat Klimaanlage und Bad. Aber diese beiden Attribute des Luxus haben in Afrika ihren Preis! Doch die Klimaanlage ist ein Segen für unsere Farbfilme. Nichts bekommt den Farbemulsionen schlechter als die feuchte Hitze der hiesigen »Waschküche«. Draußen sind vierzig Grad im Schatten und hohe Luftfeuchtigkeit, die Treibhausluft erschwert das Atmen beträchtlich. Ich lasse die Klimaanlage flei-

ßig rotieren, bis unser Thermometer auf fünfundzwanzig Grad Celsius fällt. Monika protestiert und meint, daß sie ausgerechnet in Afrika nicht erfrieren möchte. Schmollend flüchtet sie hinunter ins Restaurant. Sie setzt darauf, daß es auch mir oben bald zu »eisig« wird.

Das »Palm Beach« ist am Abend stets gut besucht. Vom Meer weht dann eine leichte Brise in die offenen Gasträume, die den Aufenthalt angenehm macht. Speere und farbige Schilde zieren dekorativ die hellen Wände. Große Masken, raffiniert beleuchtet mit rotem oder grünem Licht, vermitteln eine exotische Atmosphäre. Die Kellner, weißgekleidet mit tiefroten Käppis, warten dienstbereit zwischen den Tischen. Auf einen Wink eilen sie herbei. Unser Appetit orientiert sich strikt am Preis der angebotenen Speisen. Wir müssen sparen. Die Safari hat noch nicht begonnen, und wer kann wissen, was später alles auf uns zukommt.

»Du bist ein Glückspilz«, sagt Monika, als sie die Speisekarte betrachtet. Sie hat entdeckt, daß mein Lieblingsgericht, Spaghetti mit Tomatensauce, ganz oben steht und nur sieben Schilling kostet!

Nach ein paar Tagen interessiert sich der Ober für meine Nationalität. »Sind der Herr Italiener?« fragt er vorsichtig. »Aber nein, wie kommen Sie darauf?« entgegne ich unschuldig und bestelle wiederum – Spaghetti.

Toni ist angekommen! Schon gestern war er mit einer Aeroflot-Maschine eingetroffen, hat aber durch eine Kette unglücklicher Umstände sechzehn Stunden gebraucht, um uns endlich hier im »Palm Beach« ausfindig zu machen.

Die Freude ist groß. Mit einem tüchtigen Schluck »Cseresznye Pálinka«, Original Kecskemét, den Toni aus seinem großen Koffer hervorzaubert, feiern wir unser Wiedersehen auf afrikanischem Boden. Das Team ist komplett. Die Safari kann beginnen.

Zunächst aber beginnen die Sorgen. Unser Fahrzeug, ein japanischer Geländewagen, Typ Toyota Landcruiser, steht in Aruscha, am Fuße des Meru. Sechshundert Kilometer weit von hier. Das entspricht der Entfernung Leipzig–Bratislava. Wie kommen wir mit unserem ganzen Gepäck nach Aruscha? Unser Hotelwirt, den wir danach befragen, äußert ernste Zweifel daran, daß der Bus das rechte Verkehrsmittel für uns sei. Häufig gäbe es Pannen, und dann säßen wir irgendwo hoffnungslos auf einsamer Straße fest. Sicherer sei es auf jeden Fall, die Eisenbahn bis Moschi zu benutzen, von wo aus wir schon irgendwie weiterfänden. Das leuchtet uns ein.

Am Samstagmorgen lösen wir bei der Ostafrikanischen Eisenbahngesellschaft drei Fahrkarten nach Moschi.

»Der nächste Zug fährt am Dienstag, neun Uhr«, informiert uns der Beamte höflich lächelnd. Zum Kuckuck, das teure Pflaster der Hauptstadt läßt uns nicht los! Ich hege den leisen Verdacht, daß der Wirt nur deshalb die Bahnreise empfohlen hat, um uns noch zwei Tage länger »schröpfen« zu können.

# Reise mit Hindernissen

Der Dienstag ist da. Gutgelaunt frühstücken wir ein letztes Mal im »Palm Beach«. Beflissen hat uns der Wirt ein »big taxi«, ein großes Taxi, bestellt, aber es ist -dennoch zu klein für das viele Gepäck. Es ächzt und stöhnt schon im Stand unter der zentnerschweren Last unserer Koffer. Dabei stehen auch wir drei noch auf der Straße und müssen für uns ein zweites Taxi bemühen.

Als wir losfahren wollen, bringt der Zimmerboy noch ein kleines, in Papier eingewickeltes Päckchen herunter und reicht es Toni: seine Zahnbürste! Das fängt ja gut an.

Am Bahnhof herrscht fürchterliches Gedränge. Ein Heer von Dienstmannern stürzt schreiend auf uns zu. Sie halten uns ihre Marken vor die Nase und versuchen, einander fortstoßend, sich des Gepäckes zu bemächtigen. Ohne Zweifel sind wir »das Geschäft des Tages«! Wir haben kaum Platz, zwei handfeste Männer auszuwählen. Enttäuscht laufen die übrigen davon. Die beiden Dienstleute packen kräftig zu. Wie ein paar Säcke Kohlen wuchten sie unsere Koffer auf ihre Karren und bahnen sich dann resolut einen Weg durch die schmale, überfüllte Halle zum Bahnsteig, wo bereits der Zug wartet.

Wir reisen »erster Klasse«. Unsere drei Namen sind an einer großen Tafel zusammen mit Wagen- und Platznummer ausgeschrieben. Ein vollkommener Service! Durchs Fenster wird unser Gepäck in die Kabinen hineingereicht. Monika zählt durch: sechzehn Stück, alles da! Wir atmen erleichtert auf. Unsere »first-class-Kabinen« sind wahrhaftig Klasse. Über den bequemen Polstern sind ausklappbare Betten eingelassen, mit blütenweißen Laken frisch bezogen. In der Fensternische gibt es fließendes Wasser, und die Toilette macht einen gepflegten Eindruck.

Kaum haben wir uns häuslich eingerichtet, kommt der Zugkellner mit sauberen Handtüchern und einer Speisekarte.

»Karibu! Safari mzuri!« – Willkommen und gute Reise!

Unsere Stimmung ist glänzend. Gute Idee, den Zug zu nehmen! Die Strecke von Dar noch Moschi ist über sechshundert Kilometer lang und wird von achtundzwanzig Stationen unterbrochen. Ein Personenzug bewältigt sie in knapp zwei Tagen.

Mit dem Bau dieser als Tanga-Linie bekannten Schmalspurbahn wurde 1891 unter deutscher Kolonialverwaltung begonnen. Zwanzig Jahre lang schlepten sich die Arbeiten hin, ehe man 1911 Moschi erreichte. Der Bau forderte unter der afrikanischen Bevölkerung ungezählte Opfer, die als billige Arbeitskräfte eingesetzt waren.

Im ersten Weltkrieg ruhte der Eisenbahnbau. Erst 1929 zogen die Engländer die Tanga-Linie weiter bis Aruscha und bauten im gleichen Jahr eine Zweiglinie von Tabora nach Mwanza am Victoriasee.

Eine andere für die Erschließung des Landes wichtige Bahnverbindung wurde 1905 bis 1914 von Dar aus nach Kigoma zum Tanganjikasee vorangetrieben. Dazwischen liegt der Bau der Strecke Mombasa-Kisumu im heutigen Kenia, die 1931 bis Uganda und seit 1965 weiter zum Albertnil führt. Später kamen noch andere kleine Strecken hinzu.

9 Uhr 10: es geht los! Die Diesellok hupt wie toll. Die Leute auf den Bahnsteigen winken und lachen. Aus den Waggons lärmt und schreit es zurück. Wir halten ungeniert mit. Es kommt mir vor, als führe ich zum ersten Mal im Leben mit der Eisenbahn. Aber es ist wohl nur die Freude, endlich von Dar loszukommen. Wichtig-tuerisch schnauft und heult die Lokomotive durch die Straßen der Hauptstadt, wo alles steht und winkt. Die Geschwindigkeit nimmt rasch zu. Häuser, Bäume, Menschen fliegen vorüber. Rechts taucht ein Autofriedhof auf. Hoch türmen sich zertrümmerte und verrostete »Autoleichen«. Auch das gehört schon zu den Problemen, mit denen Afrika fertig werden muß!

Bald haben wir das Randgebiet von Dar erreicht. Jetzt wechseln Reisfelder mit Sisalplantagen. Und überall steht viel Wasser. Kein Wunder, es regnet noch täglich einige Stunden.

Wenn der Zug auf einer Station fünf Minuten hält, laufen Obstverkäufer den Bahnsteig entlang. Sie bieten Erdnüsse, Orangen, Bananen und frischgebackene Maiskolben an. Zeitungsverkäufer schreien schwitzend den Namen ihrer Blätter.

Sind alle Geschäfte abgewickelt, geht die Fahrt weiter. Nach drei Stunden erreichen wir den kleinen Ort Ruvu. Die Bahnstationen im Lande sind zweifellos Mittelpunkte des öffentlichen Lebens. Hier bildet die moderne Technik mit Stahl, Beton und Elektrizität einen harten Kontrast zu den einfachen Lehmhütten

der Landbevölkerung. In Ruvu macht der Zug »Mittagspause«. Personal und Fahrgäste geben sich mit Genuß dem Dinner hin. Alles schmatzt und kaut. Auch wir lassen uns von ihrem Appetit anstecken.

Zwei Stunden später ist noch immer nicht an ein Fortkommen zu denken. »Wir warten sicher auf einen anderen Zug«, vermutet Monika. Zwischen den Gleisen gackern Hühner. Ein kleiner Knirps kauert sich auf den roterdigen Boden und verrichtet sein Geschäftchen. Sein größerer Bruder hilft ihm die Hose wieder über den nackten Popo zu ziehen. Leise beginnt es zu regnen. Auch die Zeit vergeht langsam. Es ist heiß im Zug, die meisten Fahrgäste sind eingeduselt.

Endlich kommt Bewegung in die Szene. Der Zugführer verkündet die Hiobsbotschaft, daß irgendwo auf offener Strecke der Waggon eines Güterzuges entgleist sei. Man wisse nicht, wie lange die Strecke gesperrt bleiben muß. In Gedanken sehe ich uns schon wieder in Daressalam. Entsetzt starren wir auf den Schaffner, doch der zuckt nur bedauernd die Schultern.

Es kommt, wie es kommen muß! Kurz nach 20 Uhr grüßen uns aus der Dunkelheit die vertrauten Lichter von Dar. Der Zug hält, die Hauptstadt hat uns wieder.

Drei Stunden später nehmen wir zum zweiten Male Abschied von der Stadt. Die Bahnverwaltung hat drei große Autobusse mobilisiert und uns alle glücklich darin verstaute. Die Busse sind total überfüllt. Wir sitzen zu dritt auf einer Bank, die nur für zwei Personen gedacht war.

Der Bus will nicht anspringen. Er streikt, erbotst über die unerhörte Belastung. Zehn Mann bringen ihn schließlich kräftig schiebend in Gang. Schweigend rollen wir durch die mitternächtlichen Straßen von Daressalam nach Norden. Diesmal schreit niemand hurra, niemand winkt. Der Bus klappert durch die Nacht.

Monika und Toni sind in der stickigen Luft des überfüllten Gefährts bald eingenicke. Vielleicht träumen sie schon von Büffeln und Elefanten. Ich finde keinen Schlaf, denn unser Sitz ist schmal und hart. Will man die Füße ausstrecken, stößt man an das Gepäck des Vordermannes. Unter der Bank gackert aufgeregt eine Henne. Vielleicht will sie ein Ei legen und findet keinen rechten Platz?

Nach einigen Stunden beginnt es auch noch zu regnen. Als in Korogwe ein Teil der Leute aussteigt, gießt es in Strömen. Wir halten an der Bahnstation, damit jeder im Schein der Bahnhofslaterne sein Gepäck auf dem Dach herausfindet. Ich bin hellwach

und gebe acht, daß kein Stück von unseren Habseligkeiten verlorengeht. In dem Durcheinander werden Koffer und Rucksäcke total durchnäßt.

Weiter geht es Stunde um Stunde durch die regennasse Nacht. Gegen Morgen wird der Fahrer merklich müde. Mehrmals steckt er seinen Kopf aus dem Fenster, um sich munter zu halten.

Je weiter wir nach Norden kommen, desto mehr verändert sich der Charakter der Landschaft. Grüne Hügel tauchen immer häufiger neben der Straße auf. Zu ihren Füßen strecken sich weite, schnurgerade Sisalfelder. Sisalhanf ist eines der wichtigsten Exportprodukte des Landes. Tansania steht hier im Welthandel an erster Stelle. Dennoch sind diese Sisalagaven keine »afrikanischen« Gewächse. Sie stammen ursprünglich aus Mexiko und Südamerika und wurden um 1892 von Pflanzern in Ostafrika eingeführt.

Jetzt schweift der Blick rechts zu hohen blauschimmernden Bergen hinüber. Dort beginnt das Wildschutzgebiet Mkomasi, in dem von Zeit zu Zeit auch gejagt werden darf. Mkomasi hat ein Stück gemeinsame Grenze mit dem bekannten Tsavo-Nationalpark im benachbarten Kenia.

Monika ist enttäuscht, daß wir bisher noch kein einziges Wildtier gesehen haben, obwohl wir schon über fünfhundert Kilometer weit gefahren sind. In den dichtbesiedelten küstennahen Landstrichen und an den großen Verkehrsadern ist das reiche Wildleben längst erloschen. Fotografen und Filmleute, die über Großtiere Afrikas berichten, vergessen leider oft zu erwähnen, daß ihre schönen Aufnahmen aus Nationalparks oder Reservaten stammen. Dadurch entsteht ein falsches Bild! Die bewirtschafteten Gebiete Ostafrikas sind wie bei uns in Europa heute weitgehend wildleer.

Heiser tuckert unser Bus durch offenes Hügelland. Blühende Kaffeeplantagen tauchen auf. Dichte Bananenhaine, Hütten, Häuser – eine Stadt: Moschi. Müde schleppt sich der Bus zum Bahnhof. Endstation. Nach siebenundzwanzig Stunden Safari in Eisenbahn und Autobus reiben wir erlöst unsere strapazierten Hinterteile.

Moschi ist die größte Stadt Nordtansanias und zugleich ein bedeutender Kaffeehandelsplatz. Über Moscheen und Hindutempel hinweg schauen wir erwartungsvoll hinauf zum Kilimandscharo. Doch der »leuchtende Berg« verhüllt sein eisgekröntes Haupt in dichten Wolken.

Toni telefoniert mit der »Mount Meru Game Sanctuary«. Unser  
15 Freund Dr. von Nagy schickt uns einen Wagen, und wenig später

empfängt uns die gastliche Oase seiner bezaubernden Lodge am Fuße des Meru. Als Lodge bezeichnet man gewöhnlich in Afrika ein Touristencamp.

»Na, da seid ihr ja endlich«, poltert der ungarische Hausherr in prächtigem Deutsch. »Wo habt ihr euch denn so lange herumgetrieben?« Herzliches Händeschütteln. Ein Whisky.

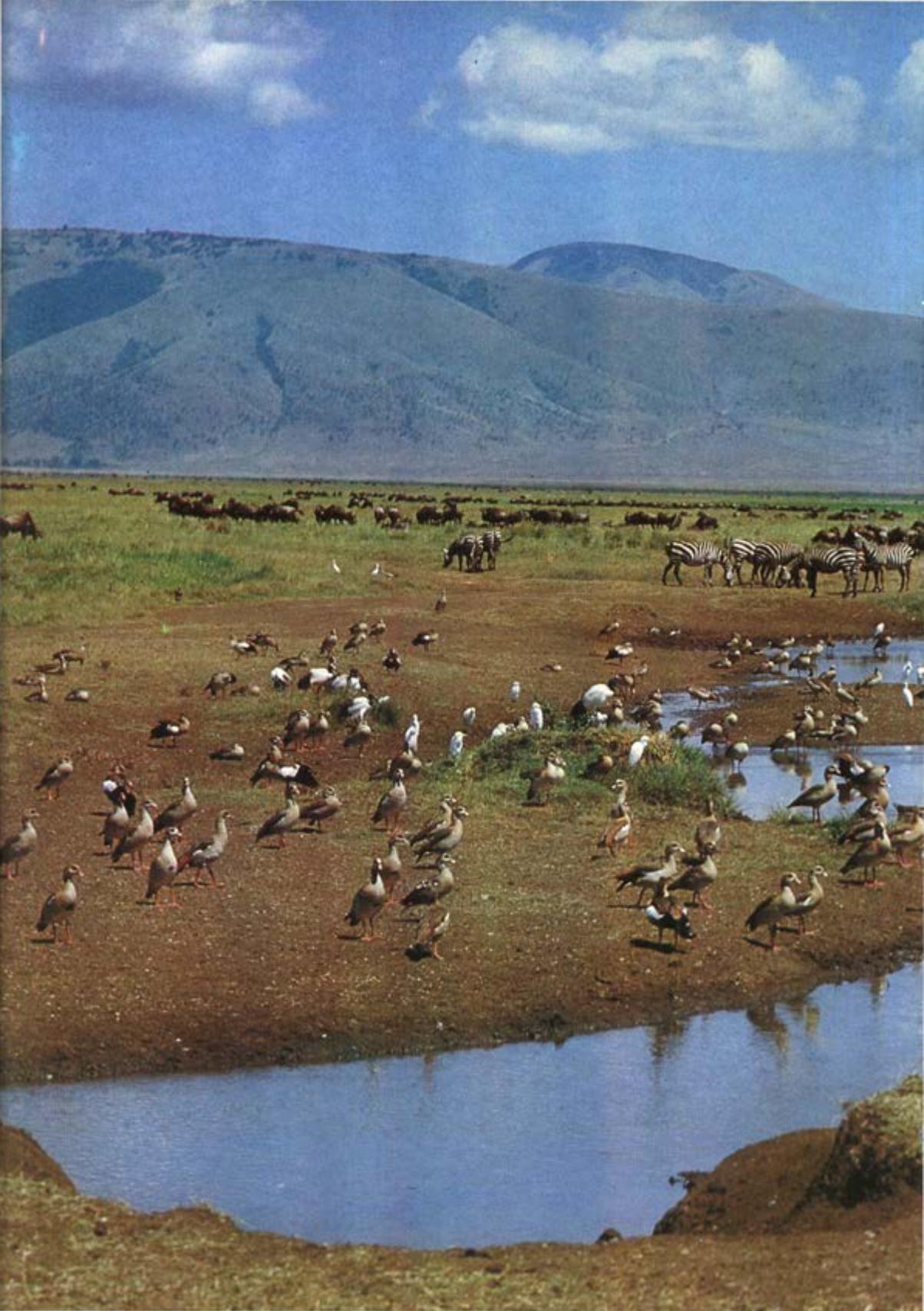
Nagy ist ein großer schlanker Mann mit lustigen Augen. Sein buschiger graumeliertes Backenbart verleiht ihm ein fast verwegenes Aussehen. Wir kennen ihn schon von der Weltjagdausstellung in Budapest, wo er Leiter des Nationalpavillons von Tansania war. Für seine Verdienste um Jagd und Wild in Ostafrika wurde er mit der Leninmedaille ausgezeichnet.

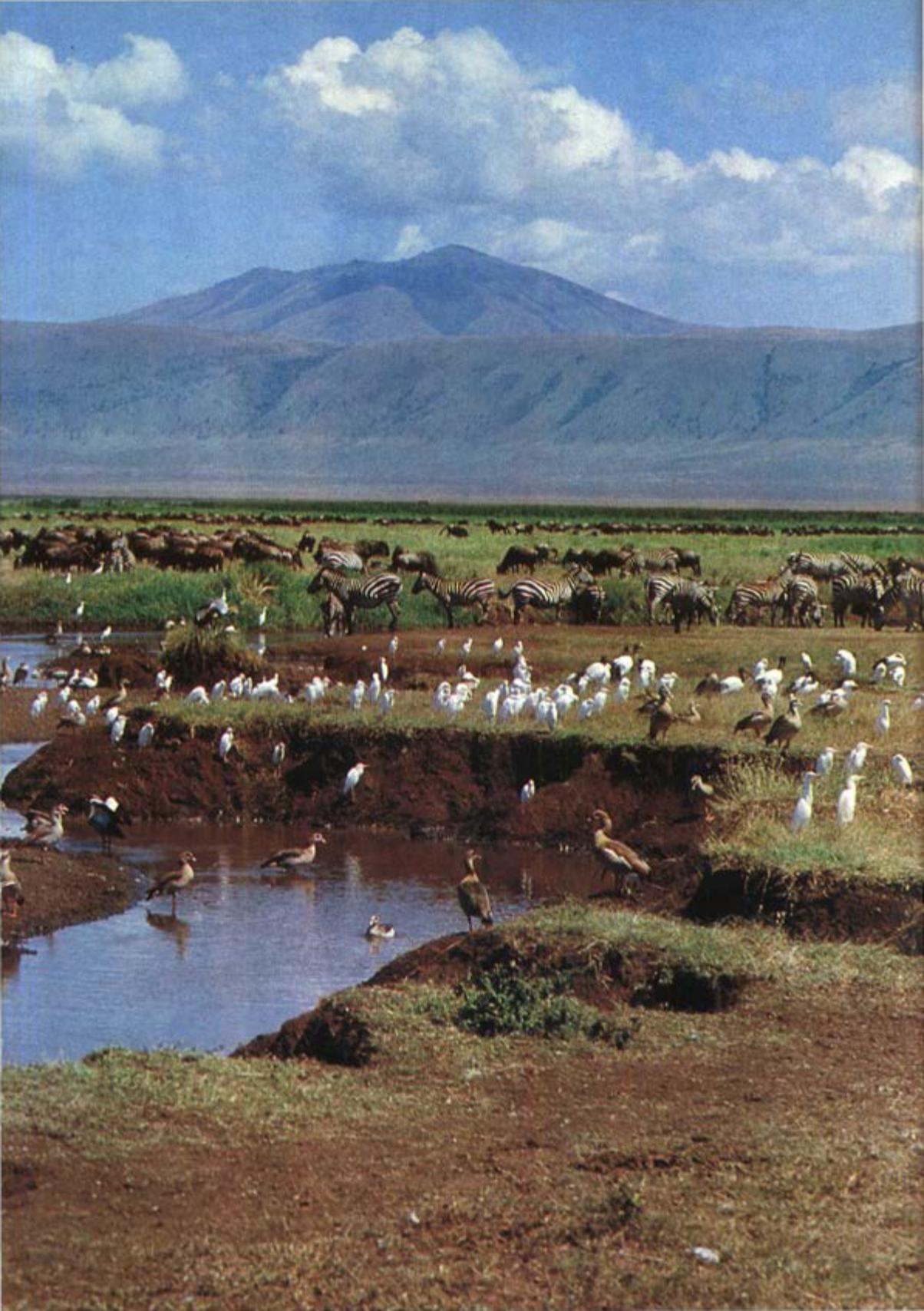
Toni ist ein alter Freund der Familie Nagy. Er war im Auftrag des ungarischen Forstministeriums schon vor zwei Jahren hier am Meru und hat zusammen mit afrikanischen Wildhütern ein Dutzend Jagdkanzeln, Schneisen und Pirschpfade eingerichtet. Die »Mount Meru Hunting Concession«, ein Jagdpachtgebiet am Meru, die Dr. von Nagy verwaltet, ist vorläufig das einzige Jagdgebiet in Ostafrika, wo das Wild wie in Europa vom Hochsitz aus bejagt wird.

Dr. von Nagy ist nicht nur Jäger, sondern auch mit Leib und Seele Tiergärtner. Hier am Usa River hat er den ersten kleinen Zoo Tansanias aufgebaut, in dem er vor allem afrikanische Tierarten hegt. Als er 1962 damit begann, haben ihn viele Leute, darunter namhafte Zoodirektoren, ausgelacht. Einen Tiergarten ausgerechnet in Ostafrika!? Doch das große Interesse der afrikanischen Bevölkerung, das in den hohen Besucherzahlen sichtbar wird, gibt dem Ungarn recht. Der Erfolg dieses Tierparks ist auch keineswegs so überraschend, wenn man in Betracht zieht, daß fast neunzig Prozent der heute lebenden Afrikaner noch nie einen Löwen gesehen haben! Wir Europäer lassen uns immer wieder von den phantastischen Mengen afrikanischer Wildtiere täuschen, die hier und da genannt werden. Dabei vergessen wir, daß sich diese Zahlen nur auf relativ kleine Gebiete, die Nationalparks oder die Wildschutzgebiete, beziehen, während endlose Teile Afrikas heute vollkommen wildleer oder zumindest erschreckend wildarm sind. Wo sonst kann die Begegnung Mensch – Wildtier in Afrika stattfinden, wenn es noch kaum Zoos gibt, als in den Nationalparks! Dort aber ist der Prozentsatz afrikanischer Besucher noch sehr niedrig. Er beträgt erst zwei Prozent!

Wir sind ins Plaudern gekommen. Dr. von Nagy erhebt sich und meint: »Nun schüttelt euch erst mal den Staub aus dem ‚Fell‘, dann reden wir weiter. Ich habe noch etwas zu erledigen. Mein









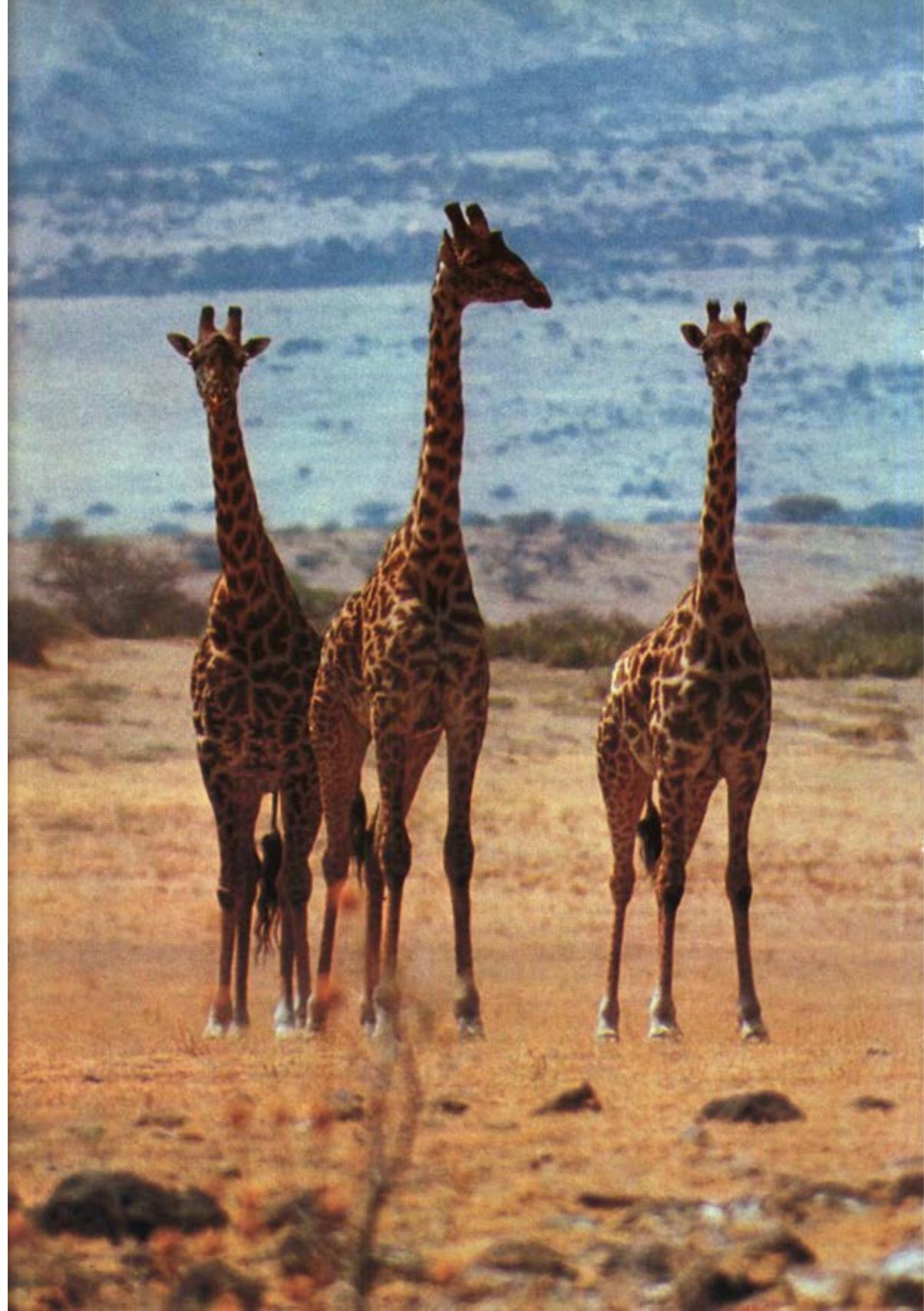
Vorhergehende Seiten:  
Kronenkranich – Im Tierparadies  
des Ngorongoro-Kraters

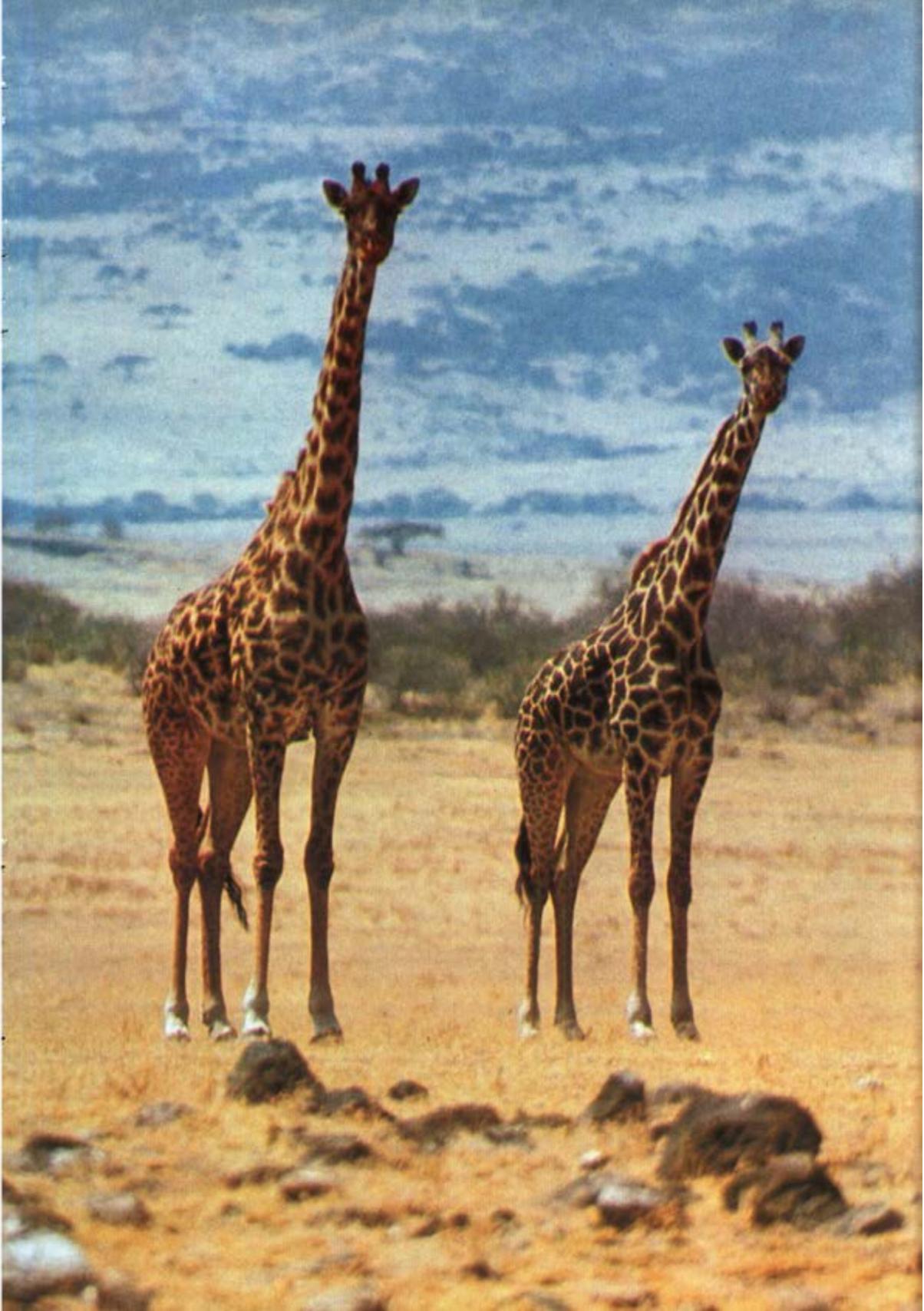
„Untermieter“ im afrikanischen  
Dorf: Siedleragame (oben) und  
Chamäleon

Folgende Seiten:  
Lebende Türme in der Masaisteppe –  
Riesen im gelben Grasland am Lobo-  
Hügel











Neffe hat heute morgen am Meru einen Büffel geschossen. Das Fleisch muß hereingeholt werden – für meine Löwen.«

Mit drei Wildhütern fährt er im Landrover davon.

Die Unterkünfte werden uns von Nagys Neffen, dem »kleinen« Bandi, gezeigt. Der »kleine« Bandi ist zwanzig Jahre alt, Berufsjäger und durchaus nicht klein von Wuchs! Weil aber sein Onkel den gleichen Vornamen hat, werden die beiden von den Freunden der Familie als »kleiner« und »großer« Bandi unterschieden. Wir wohnen in schmucken wetterfesten Häuschen, umgeben und behütet von den Errungenschaften der Zivilisation. Beim Eintreten merken wir sofort, daß Nagy ein begeisterter Sammler afrikanischer Folklore ist. Was er in den langen Jahren seines Afrikaaufenthaltes zusammengetragen hat, schlummert nicht versteckt in verstaubten Kisten. Die ganze Lodge ist voll damit! Speere, Bogen und Pfeile, alte Kriegerschilder, Fallen, Festtrachten, Schnitzereien aus Holz – alles wertvolle Originale – zieren die Wände sämtlicher Räume. Schädel und Knochen afrikanischer Großsäuger stehen in den Ecken der Kaminzimmer. Und wie könnte es bei einem Jäger anders sein: Überall hängen Trophäen jagdbarer afrikanischer Wildarten. Ungarische Gastfreundschaft und afrikanische Folklore sind hier am Usa River eine überaus liebenswürdige Verbindung eingegangen!

Nach der langen beschwerlichen Fahrt ist es uns eine Freude, unter die Dusche zu springen. Rasch sinkt die Sonne hinter den geschwungenen Berghängen des Mount Meru. Die Schreiseeadler in Nagys Tierfarm verabschieden den scheidenden Tropentag mit gellenden Rufen.

In der Nacht werde ich durch ein dumpfes Geräusch wach. Es dauert ein Weilchen, bis ich aus dem Moskitonetz herausfinde und leise vor die Tür treten kann.

Was war das? Angestrengt lausche ich in die dunkle, sternenlose Nacht hinaus. Da beginnt es wieder dumpf zu grollen: Uuuuuua, uuuuuuaa, uuuuuuaaa . . . Nagys Löwen brüllen! Kraftvoll dröhnen ihre Bässe. Hier in Afrika hört sich das ganz anders an. Mir kommt es vor wie ein erster Gruß aus den Weiten der Steppen und Savannen, die schon greifbar nahe vor uns liegen. An Schlaf ist nicht mehr zu denken.

Als der Morgen graut, wirft uns Toni aus den Betten. Wir haben vor, früh nach Aruscha zu fahren. Es gibt noch viel zu erledigen, bevor die Safari beginnen kann. Wir werden lange Wochen im Busch zubringen und müssen alles zum Leben Notwendige bei uns haben. Große Mengen Reis, Nudeln, Mehl, Konservenfleisch, Büchsenmilch, Obst, Waschpulver, Seife, Zahncreme,

Zucker, Salz, Gewürze, Eier, Gebäck, Petroleum und viele andere Dinge.

Monika ist in ihrem hausfraulichen Element. Toni verlangt es nach harten Getränken. Er nimmt gern früh am Morgen ein Tröpfchen auf nüchternen Magen. Auch draußen im Busch mag er diese »Medizin« nicht entbehren.

Obwohl Moschi einen größeren und lebhafteren Eindruck macht, ist das nur 32 500 Einwohner zählende Aruscha doch offenkundig die Verwaltungszentrale des Nordens. Das blühende und saubere Städtchen liegt an der alten Transafrika-Piste auf halber Strecke zwischen Kapstadt und Kairo. Beste Verkehrsverbindungen bestanden stets zu Kenias Metropole Nairobi, woher vor dem Bau des neuen International Kilimanjaro Airport bei Moschi die überwiegende Zahl von Touristen kam, die über Aruscha in die Nationalparks Tansanias einströmten. Unverkennbar hat der Fremdenverkehr auch das Antlitz dieser Stadt geprägt. Um diese Jahreszeit sieht man freilich noch wenig ausländische Gäste im prächtigen »New Aruscha Hotel«, im neuerbauten »Mount Meru Hotel« oder im »New Safari Hotel«, wo auch Ernest Hemingway abzustiegen pflegte.

Die Saison beginnt erst in der zweiten Junihälfte. Im Augenblick regnet es noch zu häufig. Trotzdem haben afrikanische Händler auf den Gehwegen rings um den Uhrturmplatz ihre Attraktionen zur Schau gestellt. Echte und unechte Masaispeere sehen wir hier, Makonde-Arbeiten, Hunderte von bunten Perlenhalsketten, schwarze und braune Ziegenfelle, hölzerne Anhänger, fellbespannte Trommeln in allen Größen und tausenderlei buntes Zeug.

Die Händler merken bald, daß sie mit uns kein Glück haben. Wir eilen geschäftig von einem Supermarkt zum anderen. Zum Glück ist es hier nicht so extrem heiß wie in Daressalam an der Küste. Aruscha liegt 1 383 Meter über dem Meeresspiegel und hat ein angenehmes Hochlandklima.

Auf dem berühmten Afrikanermarkt begegnen wir einem alten Mütterchen mit einer wunderschönen Kalebasse. Diese Wassergefäße stellt man aus ausgehöhlten länglichen Kürbisfrüchten her und verziert sie mit eingebrannten Ornamenten. Nicht selten werden sie von geschickten Händen zusätzlich mit Ziegenfellbändern und bunten Glasperlen reich geschmückt. Eine solch ausgesprochen hübsche Arbeit haben wir vor uns. Gerade ist die alte Frau dabei, die letzten kleinen Perlchen auf eine hauchdünne Schnur zu fädeln und diese zu verstecken.

Ich muß diese Kalebasse haben!

»Mama«, wende ich mich freundlich an die Afrikanerin und betone jedes einzelne Wort, »ich gebe dir zehn Schilling für diese Kalebasse!« Ich bin mir der Großzügigkeit meines Kaufangebotes bewußt und rechne gar nicht mit einer Absage. Es ist die doppelte Summe, die hier gewöhnlich für ein derartiges Wassergefäß gezahlt wird.

»Nein, zwanzig«, erwidert die Alte schnell, ohne mich anzusehen. Ich bin verblüfft und glaube mich verhöhrt zu haben. Aber nun zwitschert die Alte in singendem Tonfall: »Twenty, twenty, twenty.« Sie ist nicht umzustimmen. Sie hat es sich in den Kopf gesetzt, diese Summe zu verdienen, und verschanzt sich hinter diesem Entschluß. Entrüstet über ihren Eigensinn, kreide ich ihr zwei lächerlich kleine Schönheitsfehler, die ihr bei der Arbeit unterlaufen sind, doppelt dick an. Aber die Alte lacht mich rundweg aus und singt:

»Du kaufst die Kalebasse – tititi tititi

Die Kalebasse ist schön – tititi tititi

Schön ist meine Kalebasse – tititi

Meine Kalebasse kaufst du – tititi«

So trällert sie und wiegt vergnügt ihren Kopf hin und her. Ich bin völlig entwandert. Die Alte hat recht. Ja, sie ist verdammt schön, die Kalebasse. Aber zwanzig Schilling sind auch ein unerhörter Preis! Schweren Herzens widerstehe ich der Versuchung, doch nachzugeben – und ärgere mich noch heute darüber.

Gegen Mittag besuchen wir den Direktor der tansanischen Nationalparks, der hier in Aruscha seine zentrale Verwaltung hat. Wir holen unsere Permits ab, die uns zum Aufenthalt in den verschiedenen Gebieten berechtigen, gehen dann zum »Tourist Centre«, dem das Wildschutzgebiet Ngorongoro untersteht. Zwischendurch laufen wir von der Post zur Bank und machen schließlich dem staatlichen Jagdkontrollorgan »Tanzania Wildlife Safaris« unsere Aufwartung.

Der Tag vergeht. Wir haben kaum Zeit, einen kurzen Blick hinauf zum Meru zu werfen, wo für ein paar Augenblicke das felsige Haupt des alten Vulkanberges zwischen dicken Regenwolken sichtbar wird. Am späten Nachmittag ist alles glücklich geschafft. In Usa River wartet schon ungeduldig unser Freund Jürgen Jösch. Er ist bei strömendem Regen mit seinem Geländewagen aus Nairobi herübergekommen.

»Mit dem schlechten Wetter hier habt ihr bald nix mehr zu tun«, begrüßt er uns lachend. »Kommt mit nach Ikoma, dort scheint immer die Sonne!« Jürgen strahlt stets Optimismus aus. Er ist ein

19 ausgesprochen lebensfroher Typ. Dazu ein Mann von stattlicher

Statur, mit einem sicheren Instinkt, sich in jeder Lebenslage zu rechtzufinden.

Jürgen Jösch hat ausgezeichnete Kenntnisse in der Wildbiologie Ostafrikas, denn er ist Berufsjäger mit Herz und Verstand. Das hat zu einer engen Freundschaft mit Dr. von Nagy geführt.

Gemeinsam beraten wir am Abend unser Programm. Da uns die jagdlichen Verhältnisse Tansanias interessieren, beschließen wir, zunächst der Einladung Jürgens nach Ikoma zu folgen, wo er ein Jagdcamp am Grumeti-Fluß unterhält. Dieses Gebiet, Ikoma-Ikorongo, ist eines der interessantesten Savannenjagdgebiete am Rande des Serengeti-Nationalparks. Dort hat sich inmitten ursprünglicher Savannenlandschaft ein artenreicher Wildbestand erhalten. Wir haben in Ikoma unter Jürgens Obhut Gelegenheit, ersten Kontakt zu den Wildtieren zu bekommen und die Jagd kennenzulernen.

Später wollen wir nacheinander die Serengeti, den Ngorongoro-Krater und die Nationalparks Manjara, Tarangire und Aruscha aufsuchen. Danach werden wir erneut Dr. von Nagys Gäste am Meru sein, wo uns eine ganz andere afrikanische Landschaftsform, der Bergregenwald mit seiner ihm eigenen Fauna und Flora, erwartet.

Nachdem alles abgesprochen ist, sind wir in beste Stimmung versetzt und nehmen trotz vorgerückter Stunde in Dr. von Nagys Jagdzimmer vor loderndem Kaminfeuer noch einen großen Schluck auf das Gelingen unserer Pläne.

# Jenseits von Gut und Böse

Gleichmütig brummt der Toyota Landcruiser über die sandige Piste dahin. Jürgen fährt scharfes Tempo. Wir haben einen weiten Weg vor uns und wollen Ikoma noch bei Tageslicht erreichen.

Das hält Jürgen aber nicht davon ab, voll Freude darüber, daß wir im Begriff sind, der »schnöden Zivilisation« für geraume Zeit ade zu sagen, aus vollem Halse zu singen und fortwährend allerlei tiefsinnige Sprüche zu zitieren. Ganz gelingt das freilich nicht. Einige Attribute »moderner Lebensweise« begleiten uns weiter, aber immerhin werden sich die Maßstäbe erfreulich verschieben. Ungeniert verzichtet man auf elegantes Schuhwerk, braucht weder Krawatten noch weiße Hemden und erst recht nicht gebügelte Anzüge. Es wird keinen schlechten Eindruck machen, wenn wir unrasiert herumlaufen. Dafür muß man lernen, zwischen Mücken und Elefanten zu existieren, an offenen Feuern zu kochen und mit fünf Liter Wasser am Tag auszukommen. Wer in Europa hat sich schon Gedanken darüber gemacht, wieviel Wasser er täglich verbraucht! In einer Statistik las ich, daß sich der Wasserverbrauch eines erwachsenen Menschen zwischen fünfzehn und dreißig Litern am Tag bewegt. Hier im afrikanischen Trockenbusch, wo mitunter monatelang kein Tropfen Regen fällt, gilt in viel stärkerem Maße: Wasser ist Leben! In Südafrika sind in Perioden langer Trockenheit Tausende von Wildtieren qualvoll verdurstet, weil in weiten Gebieten die letzten Wasserlöcher ausgetrocknet waren.

Aruscha liegt schon mehrere Stunden zurück. Bei Makujuni haben wir die ausgezeichnete Kap-Kairo-Straße verlassen, sind scharf nach rechts abgebogen und halten nun auf das Dorf Mtc Wa Mbu zu. Wenn man die Augen zusammenkneift, ist in der Ferne bereits der Manjarasee zu erkennen. Wie ein silbernes Band zieht er sich unter den dunstigen Berghöhen des Rift Valley hin.

Dort drüben am Fuße dieser Bruchstufe des Ostafrikanischen Grabens liegt der Manjara-Nationalpark. Sorgfältig beobachten wir das Gelände. Toni und ich sitzen jeweils rechts und links an den heruntergekurbelten Seitenfenstern und wetteifern beide darin, das erste Steppentier im Buschland zu entdecken. Jürgen muß auf die Tücken des Weges achten, die jetzt öfter unvermutet in Gestalt von Löchern oder lockeren Sandstreifen auftauchen. In der Ferne kommt uns ein Wagen entgegen. Hinter ihm wirbeln dicke Staubwolken auf, die uns die Sicht nehmen. Wir kurbeln rasch alle Fenster hoch. Aber der leichte Seitenwind trägt die lästige Staubfahne gleich wieder von der Fahrbahn fort. Staub ist der Tod für unsere Kameras. Er setzt sich nicht nur auf den Frontlinsen fest, sondern findet durch sämtliche Ritzen Einlaß.

Kurze Zeit später halten wir im Dorf Mto Wa Mbu – im »Fluß der Mücken«. Der Ort ist nicht groß. Einige Dutzend Häuser und Hütten, eine Tankstelle, ein Postamt, ein kleiner Markt – das ist alles. Auf dem Markt bietet man Obst, schöne Kitengestoffe und ornamentverzierte Kalebassen an. Mancher Schilling bleibt in Mto Wa Mbu hängen. Kein Wunder, wo doch viele Safaris, die auf dem Weg zum Ngorongoro oder weiter in die Serengeti sind, hier durchreisen. Von Kenia aus über Keekorok in die Serengeti zu fahren ist weniger üblich. Eher läßt man sich schon mit einer kleinen Passagiermaschine nach Seronera oder Ikoma einfliegen und mietet dort einen Safariwagen. Auch am Fuße des Ngorongoro-Kraters befindet sich eine zwei Kilometer lange Landebahn für Sportflugzeuge.

Jürgen kauft eine Staude reifer Bananen als Reiseproviant. Bei dieser Gelegenheit sehe ich zum ersten Mal, daß es neben den verschiedenen gelben Sorten auch rote Bananen gibt, die mir im Geschmack viel aromatischer erscheinen. Nachdem wir uns mit einem eiskalten Saft gelabt haben, fahren wir weiter.

Unmittelbar hinter Mto Wa Mbu führt die Straße am Eingang des Manjara-Nationalparks vorbei. Danach klettert der Wagen brummend die steinige Piste zum Rift Valley hinauf. Mehrmals sehen wir mitten auf der Fahrbahn frische Elefantenlosung. Oben halten wir kurz. Vom Rand des steil abfallenden Grabens hat man einen wunderbaren Ausblick auf den langen, schmalen, vegetationsreichen Manjara-Nationalpark. Daneben glitzert bleiern die Wasserfläche des Sees. Aus dieser Höhe wirken selbst mächtige Baobabs wie kleine Spielzeuggäumchen. In der Ferne erkennen wir die »Pyramiden«, drei aus flachem Land aufragende Berghügel. Dort hinten liegt Tarangire.

Am gegenüberliegenden Hang, auf der höchsten Erhebung des Grabenrandes, steht das komfortable »Lake Manyara«-Hotel. Der Platz ist reizvoll gewählt. Interessiert schauen wir in den Park hinunter, wobei Toni mit dem Glas ein Spitzmaulnashorn entdeckt. Unbeweglich wie ein grauer Klotz steht das Tier zwischen den grünen Büschen. Es befindet sich sehr hoch am Berg in einem Biotop, wo ich es nie vermutet hätte. Monika bringt schon die Kamera. Wir wollen das Rhino anpirschen, aber Jürgen läßt uns keine Zeit. »Wenn wir jedem Nashorn, dem wir heute begegnen, eine Stunde opfern wollen«, sagt er, »erreichen wir Ikoma nicht vor Ende der Woche.« Wir fügen uns drein.

Rasch rollen wir nun auf breiter Straße über das Mbuluplateau in die Ardaiebene, durch die bewirtschafteten Gebiete von Karatu und Oldeani. Hier macht das Autofahren wieder Freude! Die ansässigen Farmer achten sorgsam auf einen guten Straßenzustand. Kaffeeplantagen wechseln mit Mais- und Weizenfeldern. Der fruchtbare Boden und der Fleiß der Farmer ermöglichen im günstigen Klima dieses Hochlandes reiche Erträge. Große Herden von Zebus weiden neben der Straße. Die Tiere sind gut genährt. In dieser Höhe droht der Viehwirtschaft keine Gefahr durch Tsetsefliegen.

Bald erreichen wir die bewaldeten Hänge des Ngorongoro. Die Piste wird schmaler und führt in vielen Windungen ständig aufwärts. Vor uns taucht ein hölzernes Portal auf: Stop! Ngorongoro Conservation Area. Hier hat sich jeder Besucher des Wildschutzgebietes, auch wenn er wie wir nur durchreist, in das Parkbuch einzutragen und Tribut zu entrichten. Für ausländische Reisende beträgt die Tagesgebühr pro Kopf dreißig Schilling, runde zehn Mark. Einheimische zahlen dagegen nur fünf Schilling.

Mit diesen Beträgen allein kann der tansanische Staat seine Parks und Schutzgebiete freilich nicht unterhalten. Die Instandhaltung der Tausend von Meilen langen und oft schwierigen Wegstrecken, die Ausbildung und Bezahlung vieler hundert Wildhüter, die Bekämpfung der Wilddieberei und die Finanzierung der Forschungsinstitute erfordern weit größere Mittel.

In der berühmten Aruscha-Deklaration hat Präsident Nyerere die Welt gebeten, Tansania in dieser kulturhistorischen Aufgabe zu unterstützen: »Wir übernehmen die Verantwortung für unsere Wildnatur und erklären feierlich, daß wir alles tun werden, was in unseren Kräften steht, damit unsere Kinder sich an diesem reichen und kostbaren Erbe erfreuen können. Der Schutz des Wildlebens und der Wildnis verlangt Fachwissen, ausgebildete Menschen und Geld. Wir bitten andere Nationen, uns bei dieser

wichtigen Aufgabe zu helfen. Erfolg oder Mißerfolg wird nicht nur unser Afrika betreffen, sondern die ganze Welt.«

Tansania hat seit der Unabhängigkeit seine Ausgaben für die Nationalparks verfünffacht. Das bedeutet, daß dieses junge Land einen sechsmal höheren Anteil seines Nationaleinkommens dafür aufwendet als die USA.

In steilen Serpentinafen klettert der Wagen durch feuchte Hochwälder zum Kraterrand hinauf. An Wasser ist hier kein Mangel. Eigenartig mutet diese Berglandschaft an. Sie dünkt uns gar nicht recht afrikanisch mit ihren dichten Nebelwäldern, wo in blaßgrünen Streifen Bartflechten herabhängen. Kühl ist es hier oben, uns fröstelt. In 2 400 Meter Höhe drückt sich die schmale Straße am Kraterrand entlang. Jürgen hält am schlichten Grabmal für Michael Grzimek.

Zusammen mit seinem Vater, Professor Bernhard Grzimek, hatte Michael versucht, Licht in das Dunkel der großen Tierwanderungen der Serengeti zu bringen, bis er am 10. Januar 1959, erst 25 Jahre alt, durch einen Zusammenstoß seines Sportflugzeuges mit einem Geier den Tod fand.

Die Ergebnisse dieser Forschungen, vor allem aber Professor Grzimeks Mahnruf »Serengeti darf nicht sterben«, haben in der ganzen Welt Widerhall gefunden. Grzimek selbst hatte zunächst nicht glauben wollen, daß die junge afrikanische Regierung dem kulturellen Wert der Serengeti irgendeine Bedeutung beimessen würde. Bei den großen wirtschaftlichen und sozialen Problemen, vor denen das Land vom Tage seiner Unabhängigkeit an stand, wäre dies fast verständlich gewesen. Doch der junge Staat hat es dank der Entschlossenheit seines Präsidenten erreicht, nicht nur die Serengeti zu retten, sondern weitere neun neue Nationalparks zu eröffnen: Manjara, Mikumi, Ruaha, Aruscha, Tarangire, Gombe, Kilimandscharo, Katavi und Rubondo-Insel.

Mit Schwung steuert Jürgen die nächste Erhebung hinauf und hält abrupt an. Vor uns liegt sonnenflimmernd eines der »Wunder dieser Erde«, der Krater des Ngorongoro! Atemberaubend in seiner Weite. Schwindelerregend in seiner Tiefe. Wir schauen und staunen. Sechs- bis siebenhundert Meter tief stürzen auf dieser Seite die Wände vom Kraterrand zum Kraterboden ab. Unten ist kurzgrasige Ebene. Nur an einer Stelle wird sie von dichtem Akazienwald, dem Lerai Forest, unterbrochen.

Der Krater umfaßt ein Gebiet von 216 Quadratkilometern, wobei die Entfernung von einem Kraterrand zum anderen etwa fünfzehn Kilometer beträgt. Er ist einer der größten der Erde und sicher auch einer der schönsten!

Befriedigt betrachtet Jürgen die Wirkung, die der Anblick des Kraters auf unsere Gesichter zaubert.

Rund dreißigtausend Säugetiere sollen in diesem Riesenkessel leben. Gnus, Zebras, Antilopen, Gazellen; von den »Großen Fünf« – Elefant, Büffel, Nashorn und Löwe, nur der Leopard fehlt.

So sehr wir uns aber anstrengen, Wildtiere sind aus unserer Höhe nicht zu erkennen.

In der Mitte der Kraterebene schimmert rosafarben ein großer See. Wir wundern uns über seine merkwürdige Farbe, bis wir plötzlich mit dem Glas entdecken: Flamingos! Das sind ja Flammenvögel! Zehntausende über den ganzen See verteilt! Am liebsten würden wir sofort hinunterfahren. Doch Jürgen sieht uns strafend an, so daß unsere Begeisterung erstickt. Natürlich hat er recht! Hierher kommen wir später zurück. Einstweilen muß uns der großartige Eindruck genügen.

Auf schmierig-nassem Straßengrund schlittern wir weiter hinauf und hinunter die Kraterpiste entlang. Vorbei geht es an der piekfeinen »Wildlife Lodge«. Alles ist hier »first class« – auch die Preise. Einige Kilometer weiter liegt die »Crater Lodge«. Fünf Masai stehen wartend an der Straße und versuchen Autostop. Sie haben erdfarbene Tücher um ihre schlanken Körper geschlungen und heben winkend ihre Speere. Zwar sehen sie, daß unser Auto voll besetzt ist, denn hinter uns türmt sich das Gepäck bis zur Wagendecke. Das hindert die stolzen Söhne der Steppe aber nicht, uns erst anzuhalten, um die Lage eingehend zu prüfen. Sie stecken die Köpfe zum Wagen herein. Tja, tatsächlich – kein Platz. Sie sind nicht einmal enttäuscht darüber, sondern winken uns lustig hinterher.

Wir müssen tanken. Jürgen biegt links ab ins Dorf zur Tankstelle. Die nächste Tankmöglichkeit besteht erst wieder in Seronera. Und bis dahin sind es noch 160 Kilometer.

Der Ngorongoro liegt inmitten einer gewaltigen Explosionszone. In seiner näheren und weiteren Umgebung befinden sich noch andere hohe Vulkanberge mit ihren Calderen. Da ist der 3 000 Meter hohe Ololmoti. Auf seinem Rand entspringt als Wasserfall das Munge-Flüßchen. Es schlängelt sich in den Ngorongoro-Krater und verliert sich dort zwischen Sumpf und See. Der Ololmoti wird, ein gutes Stück entfernt, noch vom Embagai überragt. Dieser ist 3 200 Meter hoch. Seine Caldera mit dem Kratersee befindet sich in fast 1 000 Meter Tiefe. Schließlich thront in entgegengesetzter Richtung der Oldeani, der heilige Berg der Masai. Hinter der »Kimba Lodge« erhebt sich der Lemagrut.

Auf der Höhe des Ngorongoro endet für uns die Regenzeit. Als wir ins Hügelland westlich des Kraters hinunterfahren, überflutet die Sonne Berge und Täler. Steil fällt die Straße ab. Jürgen kennt sich hier aus und läßt dem Wagen »lange Zügel«. Polternd saust der Toyota talwärts. Wärmer und wärmer wird es. Diese Abfahrt von den Olbalbalhöhen hinter dem Ngorongoro gehört zweifellos zu den schönsten Wegstrecken Ostafrikas. Die Großartigkeit dieses langsam zurückweichenden, weiträumigen Hügellandes läßt sich mit Worten nicht beschreiben. Im stillen hege ich die Hoffnung, daß wenigstens meine Fotos später etwas von der Größe dieser Landschaft ahnen lassen.

Schweigend lassen wir uns langsam hinabrollen, bis sich mit einem Mal die unendliche Weite der Steppe vor uns auftut. Von Horizont zu Horizont flache, baumlose, schier endlose Steppe – Serengeti.

Bis zum Eingang des Nationalparks am Naabi Hill ist es noch ein gutes Stück, denn die Entfernungen täuschen hier gewaltig.

Zunächst kommen wir an der berühmten Oldoway-Schlucht vorüber, einer der bedeutendsten wissenschaftlichen Forschungszonen Ostafrikas. Sie führt ihren Namen nach einer Pflanze, dem wilden Sisal, der hier wächst und in der Masaisprache je nach lokalem Dialekt Oldupai oder Olduwai (Oldoway) heißt.

In den letzten sechzig Jahren wurden in dieser hundert Meter tiefen Schlucht am Rande der Serengeti eine Fülle geologischer, zoologischer und anthropologischer Funde geborgen. Allen voran steht die aufsehenerregende Entdeckung von Überresten des Urmenschen.

Die Schlucht hat ihre Geschichte.

1911 lenkte der deutsche Professor Kattwinkel, ein Schmetterlingsammler, erstmals das Interesse auf die Oldoway-Schlucht. In diesem breiten, versandeten Flußbett, das in der Trockenzeit ohne einen Tropfen Wasser ist, fand Kattwinkel fossile Tierknochen und brachte diese nach Berlin. Daraufhin brach 1913 eine Expedition unter Dr. Hans Reck auf, um nähere Untersuchungen vorzunehmen. Reck entdeckte eine Reihe von interessanten Skeletten längst ausgestorbener afrikanischer Tierarten sowie eine Vielzahl menschlicher Werkzeuge vom primitiven Faustkeil bis zur anspruchsvollen Axt. Außerdem stieß er auf ein Skelett, von dem er zunächst glaubte, es sei das eines Urmenschen. Die Tatsache, daß der Fund in einer Erdschicht lag, in der nach dem damaligen Stand der Forschung noch keine menschlichen Fossilien enthalten sein konnten, versetzte die Wissenschaft in helle Aufregung. Manche sahen darin sogar einen

Beweis gegen die Entwicklungslehre Darwins. Viele Jahre später stellte sich aber heraus, daß dieses Skelett nur auf unbekannte Weise in jene tiefere Erdschicht gerutscht und viel jüngeren Ursprungs war.

Weitere Ausgrabungen wurden dann durch den Ausbruch des ersten Weltkrieges verhindert. Nach 1930 bemühte sich Dr. Louis Leakey, ein in Afrika geborener Engländer, um die Geheimnisse der Oldoway-Schlucht. In der Folge erwarb er alle Rechte an der weiteren Auswertung. Gemeinsam mit seiner Frau fand Leakey am 17. Juli 1959 interessante Knochenstücke, die er zu einem Schädel zusammensetzen konnte, der menschliche Gesichtszüge verriet. Wissenschaftlich erhielt der Typ den Namen *Zinjanthropus boisei*. Wegen seiner auffallend breiten Backenzähne wurde er in aller Welt unter dem volkstümlichen Namen »Nußknacker-mann« bekannt. An der gleichen Stelle stieß Leakey auf einen hohlen Raum, worin sich gewaltsam aufgebrochene Tierknochen neben abgeschlagenen Kieselsteinsplintern fanden. Letztere deutete man als auf primitive Weise verfertigte Schlagsteine, also Werkzeuge! Mit Hilfe moderner Methoden der Altersanalyse konnten Leakeys Funde datiert werden: 1 750 000 Jahre alt! Sie paßten damit genau ins »Urmenschenalter«.

Im Jahre 1960 machte Professor Leakey weitere aufschlußreiche Skelett- und Werkzeugfunde in einer noch tieferen Erdschicht. Diesen letzten Funden bestätigte die Wissenschaft 1964 eine Mittelstellung zwischen *Australopithecinen* und dem javanischen *Pithecanthropus*, man nannte diese Spezies »*Homo habilis*«, den »befähigten Menschen«. Seit dieser Zeit führt die Oldoway-Schlucht in den Reiseführern Ostafrikas die stolze Bezeichnung »Wiege der Menschheit«! Die wissenschaftlichen Schätze der Schlucht werden heute im Nationalmuseum Tansanias in Dares-salam aufbewahrt. Niemand weiß, was die Schlucht in Zukunft den Wissenschaftlern noch verraten wird, denn die Forschungen werden hier weitergeführt.

Unentwegt streben wir dem Eingang des Serengeti-Nationalparkes Naabi Hill zu. Die Piste ist hart und trocken, für uns zu trocken. Ungehindert dringt der rote Lateritstaub in den Wagen ein. Die Temperatur beträgt vierzig Grad Celsius. Filme und Kameras sind in Leichtmetallkoffern zwischen Schaumgummipolstern behelfsmäßig gegen Staub und Hitze isoliert. Wir sind verschwitzt, vom Staub bedeckt und auf dem »Wellblech« durch und durch geschüttelt. Jürgen geht keinen Zentimeter mit dem Gaspedal zurück. Man darf diese Waschbrett-pisten nicht zu langsam befahren, da es sonst noch unerträglicher wird. Der Tacho

zeigt sechzig Stundenkilometer. Zum Glück wird die Piste in Parknähe immer besser.

Die ersten Steppentiere, Thomson- und Grantgazellen, sind aufgetaucht. Ein guter Grantbock äugt neugierig zum Wagen herüber. Er hält einige Augenblicke aus, bevor er ohne große Eile nach hinten wegtrippelt. Die hübschen Thomsongazellen sind wesentlich vertrauter. Sie äsen in kleinen Gruppen zu zehn oder zwanzig Stück gleich links und rechts neben der Straße. Wenn man nur an ihnen vorüberfährt, denken sie nicht daran wegzulaufen. Ihre kurzen schwarzen Schwänzchen stehen keinen Augenblick still. Manchmal haben sich Tommys mitten auf der Fahrbahn niedergetan. Sie ignorieren unseren sich rasch nähernden Wagen. Erst in letzter Sekunde, wenn Jürgen schon nervös bremst, springen sie flink hoch und laufen geschwind beiseite. Tommys haben eben bessere Nerven als wir! In diesem Teil der Steppe wächst ausgesprochen kurzes Gras. Auch während der Regenzeit wird es nicht länger. In den regenreichen Monaten November bis Mai ist diese Kurzgrassteppe das Weidegebiet riesiger Tierherden.

Zwei Strauße, Hahn und Henne, verhoffen rechts auf der flachen Ebene. Ihre langen Hälse wirken wie dürre Knüppel gegen den Horizont. Sobald wir anhalten, setzen sie sich trabend in Bewegung und vergrößern den Abstand.

Toni zeigt mit der Hand aus dem Fenster: Wasser! In der Ferne flimmert silbriggrau ein schmaler See in der Steppe. Aber Jürgen meint lachend: »Hier gibt's weit und breit kein Wasser!« Es ist eine Fata Morgana. Der See wirkt so täuschend echt, daß wir uns erst überzeugen müssen.

Je näher wir dem Naabi Hill kommen, desto mehr belebt sich die Steppe. Jetzt treffen wir schon größere Herden von Thomsongazellen, dazwischen Weißbartgnus und Steppenzebras. Ich hatte immer geglaubt, Zebras müßten in der deckungsarmen Steppe wegen ihrer lebhaften Schwarzweißstreifung weithin auffallen. Genau das Gegenteil ist der Fall: Schon auf relativ kurze Entfernung zerfließen die markanten Streifen mit dem Hintergrund der Steppe zu einem ungewissen Grau. Mit diesem Schutzkleid ist das Zebra vorzüglich seinem Steppenleben angepaßt.

Ein großer Hügel scheint auf uns zuzufliegen. Grüne Bäume und Sträucher verdecken ein Haus – Naabi Hill. Wir haben den Eingang des Parks erreicht. Kaum hat der diensthabende Wildhüter das Tor hinter uns geschlossen, bietet sich ein Anblick, den ich kaum fassen kann. Die Steppe vor uns ist schwarz von Wild! Um sicher zu sein, daß ich nicht wieder einer Fata Morgana auf

den Leim gehe, schaue ich rasch auf Monika und Toni. Fassungsloses Staunen auf beiden Gesichtern! Vor uns drängen sich Tausende und aber Tausende Gnus dicht bei dicht, so weit das Auge reicht.

»Ist denn so etwas möglich«, läßt sich nun auch Jürgen vernehmen und schüttelt ungläubig den Kopf, »das glaubt euch zu Hause kein Mensch!« Behutsam fahren wir auf die Tiere los. Sie geben die Straße frei, doch hinter uns schließt sich die schmale Lücke wieder im Nu. So rollen wir mitten zwischen den Wildtieren der Serengeti kilometerweit dahin. Es ist ein erhebendes Gefühl. Alle Augenblicke will eines der Gnus unbedingt noch vor uns die andere Straßenseite erreichen. Dann legt es sich schräg in wilden Galopp, und seine kräftig aufstampfenden Hufe wirbeln uns seitlich den Sand zum Fenster herein.

Neben dem Weg liegt eine Felsengruppe wie eine Insel im Grasmeer der Steppe. Große Steinbrocken aus uraltem Granit türmen sich übereinander. Dazwischen wachsen Gras und kleine Büsche. Solche Felseninseln gibt es überall in der Serengeti. Sie sind typische Bestandteile ihres Landschaftsbildes. Man bezeichnet sie als »Kopjes« (sprich Kopsis), was übersetzt »Köpfchen« heißt.

Bis zu dieser Kopje bleibt das Gnu-Aufgebot unüberschaubar, doch plötzlich bemerken wir eine Veränderung. Die Tiere formen sich zu einem Zug. In mehreren Reihen nebeneinander trotten sie gemächlich in nördlicher Richtung dahin. Ein eigenartiges Schauspiel. Jetzt, Ende Mai, da die Regenzeit in diesem Gebiet vorüber ist, trockene Monate nahen, beginnen die Herden zu wandern.

»Sie ziehen alle nach Ikoma«, sagt Jürgen mit Überzeugung, »in knapp zehn Tagen treffen schon die ersten Verbände bei uns ein.«

Seine Worte bewahrheiten sich. Wenn auch zweifellos nicht alle Tiere Ikoma zum Ziel ihrer Wanderung nahmen, so mögen es doch immerhin einige zehntausend Gnus und Zebras gewesen sein, wie wir später feststellen konnten.

Im Augenblick bewegt uns die Frage: Warum wandern diese Steppentiere? Sind es Nahrungsgründe oder ist es der Wassermangel in bestimmten jahreszeitlichen Perioden? Von den Springböcken Südafrikas weiß man, daß sie im vorigen Jahrhundert zu Millionen solche Wanderungen unternahmten. Nach 1890 schrumpften die Riesenherden durch Rinderpest und Bejagung zusammen. Heute sind die Springböcke im großen und ganzen standorttreu. Hat sich ihr Biotop, ihr Lebensraum, verändert? Oder führte die Verringerung des Bestandes zu veränderten Verhaltensweisen? Bei den Steppentierherden der Serengeti

ist ohne Zweifel das Wasser Hauptursache der Wanderungen. Diese beginnen im Mai oder Juni, wenn die Regenzeit zu Ende ist und die letzten Wasserlöcher in der Kurzgrassteppe vertrocknet sind. Im wesentlichen wandern Zebras und Gnus, zwei Arten, die unbedingt auf Wasser angewiesen sind, weil sie regelmäßige Tränke brauchen. Oryxantilopen, Thomson- und Grantgazellen unternehmen keine ausgedehnten Wanderungen. Diese Arten können lange Zeit ohne Tränke leben. Sie sind in der Lage, ihren Wasserbedarf durch die aufgenommene Pflanzennahrung zu decken, durch den nächtlichen Niederschlag an den Grashalmen. Auch während der trockenen Monate leben sie draußen in der Kurzgrassteppe.

Weshalb aber bleiben die wasserabhängigen Gnus und Zebras nicht das ganze Jahr über an wasserreichen Orten? Das hat verschiedene Gründe. Oft sind jene Stellen keine bevorzugten Biotope ausgesprochener Steppentiere, wie etwa der »Korridor«, der westliche Zipfel der Serengeti, mit seiner dornbuschbestandenen Savanne, wo im hohen Gras Mücken, Tsetsefliegen und andere Blutsauger vorkommen. Gnus und Zebras lieben offene, kurzgrasige Landschaft. Darin sind sie vertraut. Die Annäherung von Feinden, beispielsweise von Löwen, kann hier am besten »kontrolliert« werden. Auch die Belästigung durch Insekten ist hier erträglich.

Zum anderen bevorzugen Steppentiere ganz bestimmte Grasarten in jeweils unterschiedlichen Wachstumsstufen. Diese artspezifischen Weidegewohnheiten bewirken, daß sich die großen Herden nicht ständig an der gleichen Stelle aufhalten, wo sie bald alle Vegetation abäsen oder niedertrampeln würden. Die einzelnen Arten folgen den wechselnden Bedingungen der Äsungsverhältnisse. Beispielsweise beäsen Gnus rotes Hafergras, wenn es erst zehn Zentimeter hoch ist. Zebras dagegen schmeckt es ausgereift am besten. Ist es aber schon vertrocknet, mögen es die Topi-Antilopen. Auf diese Weise bewegen sich die Herden in ständiger Wanderung durch ihr Areal.

Inzwischen haben wir Seronera, die Hauptverwaltung des Serengeti-Nationalparks, erreicht. Wir fahren aber nicht zur alten Lodge hinein, sondern biegen vorher links ab in Richtung Ikoma. Bald schon sehen wir auf einem langgestreckten Hügel die Mauern des alten Forts liegen. Hinter dem Grumeti, dessen Trockenbett wir überqueren, befindet sich das Jagdcamp.

Wir sind angelangt, hungrig wie die Wölfe! Die afrikanischen Angestellten des Camps begrüßen uns mit großem Hallo! Jürgen 30

ist während der großen Regenzeit nicht hier gewesen, sondern in Nairobi. Währenddessen hat sein Assistent Ingo Berkenheger das Camp weitergeführt. Jetzt freuen sich die Leute, ihren hochgewachsenen »Chief« wiederzusehen. Wegen seiner auffälligen Körpergröße kam unter ihnen heimlich der Spitzname »Riese von Ikoma« in Umlauf, worauf Jürgen aber nicht gut zu sprechen ist.

Im Handumdrehen sind wir miteinander bekannt. Im Camp arbeiten zwei Skinner, die das Wild abbalgen, ein Zeltmeister, ein Fahrer, der Hilfskoch Sampson, der Fährtensucher Mongabu und John, ein junger Bursche, den alle »Askari« rufen, weil er nachts als Campwächter fungiert. Edward, dem Koch, klopfte ich besonders freundlich auf die Schultern und deutete auf meinen knurrenden Bauch. »Ah, chakulla, chakulla«, sagt er darauf lachend und bemüht sich augenblicklich in die Küche.

Die übrigen räumen hilfsbereit unser Gepäck mit in die Zelte. Das Essen läßt nicht lange auf sich warten und schmeckt ganz vorzüglich. Es gibt Gazellensteak, zart und mager, Reis und eine scharfe Sauce, dazu gekochte Karotten und Bohnen. Zum Nachtisch Pudding mit Ananas, Bananen und Kaffee. Edward zeigt sich als ein großer Meister! Er weiß das auch und nimmt unser Lob würdevoll entgegen.

»Wenn das so weitergeht«, stöhnt Monika, »komme ich als dicke Nudel nach Hause.« Sie kämpft verzweifelt gegen die Versuchung, sich einen »Nachschlag« zu holen, aber der Appetit erweist sich als stärker.

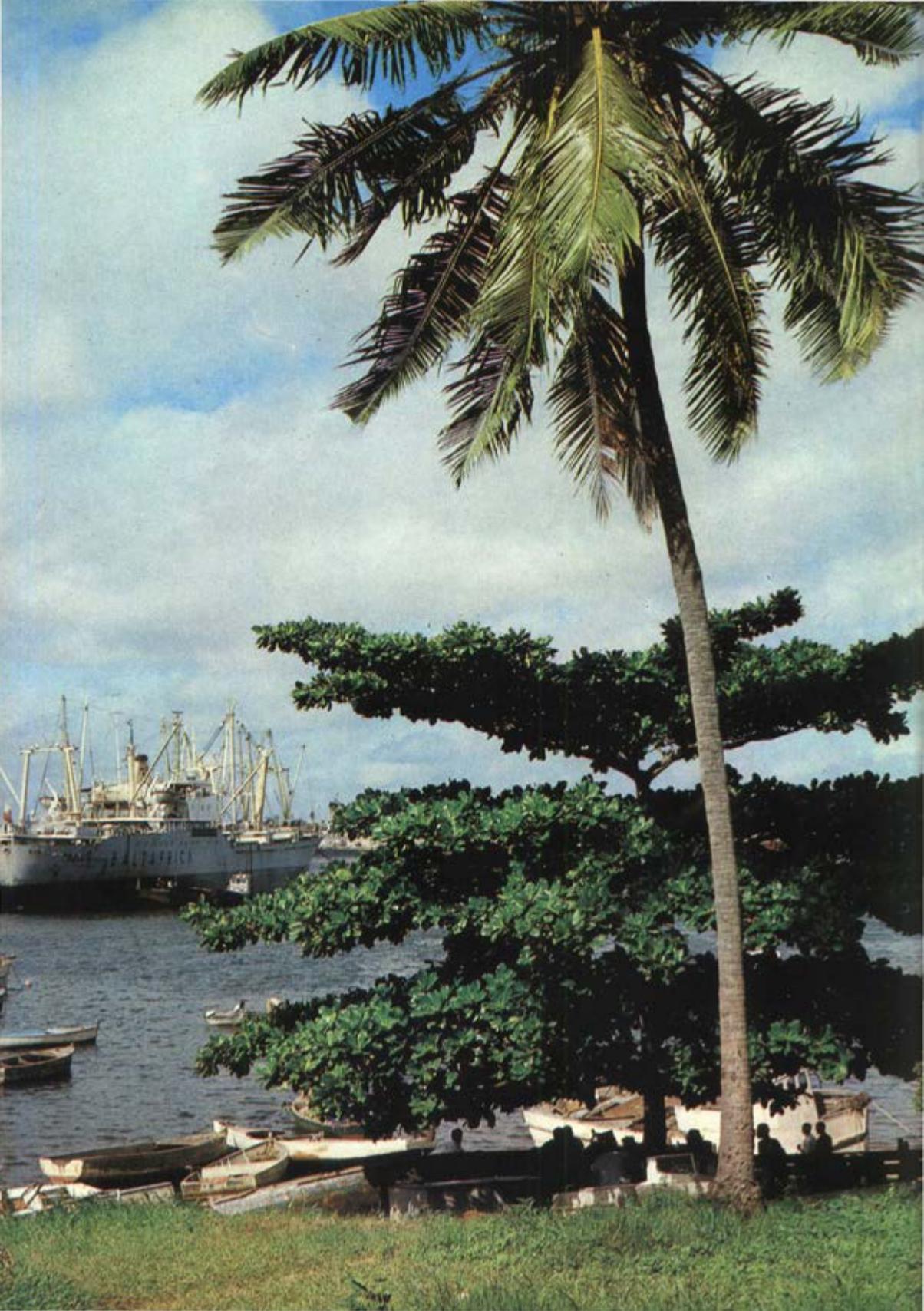
# Das Jagdcamp am Grumeti

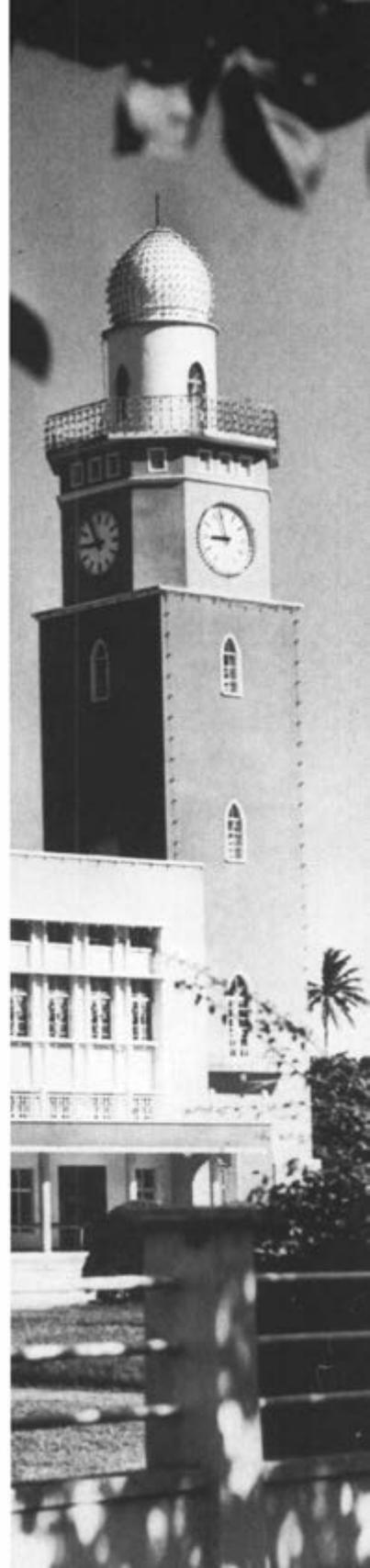
Rasch bricht nun die Dunkelheit herein, wie immer im tropischen Afrika. Eine langsame Dämmerung, wie wir sie in Europa kennen, gibt es hier nicht. Vor dem Camp hat John bereits ein Feuer entfacht. Dort liegen zwei lange, gebogene Baumstämme als Sitzgelegenheit. Rauchlos lodern die Flammen empor. In der Kühle dieses Abends suchen wir gern ihre Wärme. Fern heult schon eine Hyäne. Wir plaudern über die Jagd.

Seit die weißen Kolonisatoren von Afrika Besitz ergriffen, hat die Jagd eine verhängnisvolle Rolle in der Geschichte dieses Kontinents gespielt.

Forscher, Missionare, Jäger, Pflanzer, Farmer, Händler, Goldsucher, Abenteurer – was auch immer die Beweggründe gewesen waren, die sie nach Afrika gelockt hatten: ohne Büchse reiste keiner. Denn die Jagd bildete damals die einzig sichere Ernährungsgrundlage, sobald man sich von der Küste entfernte. Wild gab es überall in ausreichendem Maße. Daher war es nicht schwer, Tiere zu erlegen, um in den Besitz ihres Fleisches zu kommen. Diese »Versorgungsjagd« wirkte sich nirgendwo ungünstig auf den Artenbestand aus. Auch die Afrikaner jagten regelmäßig Wild mit Pfeil und Bogen, Speer oder Fallgrube für den »Kochtopf«.

Erst als Gewinnsucht und Habgier der fremden Einwanderer in zunehmendem Maße erwachten, begann der Jagdeifer zu einer Tragödie für die afrikanische Fauna zu werden. Die Gier nach dem kostbaren Elfenbein wurde den Elefanten zum Verhängnis. Zwar hatten die Araber von Sansibar und ihren küstennahen Niederlassungen auf dem Festland aus bereits seit Jahrhunderten einen schwungvollen Elfenbeinhandel betrieben, doch bedeutete das wenig gegenüber den Ausmaßen der Raubjagd, die um 1900 einsetzte. In Europa wurde in dieser Zeit ein neuer »Job« modern:







Moderne Bauten prägen das Antlitz  
der Hauptstadt Tansanias

Vorhergehende Seite:  
Im Hafen von Daressalam

Folgende Seiten:  
Schönheit und Vielfalt der  
ostafrikanischen Fauna ziehen  
Naturforscher und Jäger seit  
Jahrhunderten in ihren Bann:  
Spitzmaulnashorn – Schabracken-  
schakal – Impalabock – Kaffern-  
büffel



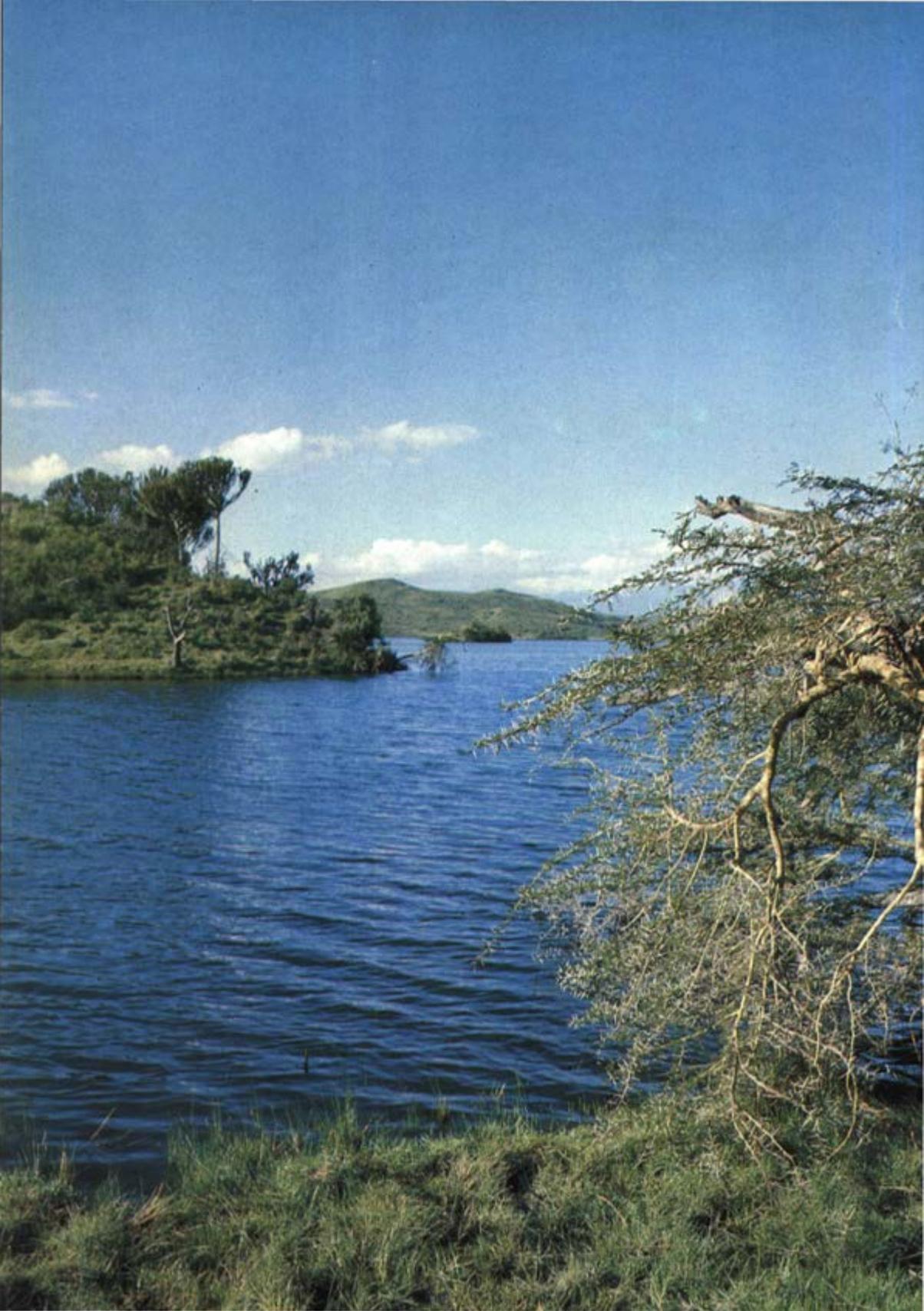




Junge Tansanierin – Im Dorfmuseum  
von Daressalam



Folgende Seite:  
Landschaftliches Kleinod im  
Aruscha-Nationalpark: die  
Momellaseen



Elefantenjäger! Angestachelt von der Aussicht auf Abenteuer und reichen Profit, berauscht von der Häufigkeit des Wildes, zog ein Heer von Großwildjägern durch ganz Afrika. Wo ihre schweren Büchsen krachten, lichteten sich bald die Bestände. Der schottische Afrikaforscher David Livingstone hatte noch 1859 auf seiner Reise durch Njassaland am Schire-Fluß auf knapp zwei Kilometer Flußfahrt achthundert Elefanten gezählt. Wo waren diese Herden fünfzig Jahre später?

Zusammen mit den Elefanten ging es auch den Löwen an den Kragen. Löwenjagd kam groß in Mode. Der Löwe galt als »wilde schreckliche Bestie«, mindestens aber als »schädliches Tier«, denn es kam vor, daß er dem Farmer eine Kuh raubte!

Niemand bestreitet, daß die körperlichen Strapazen, die einstige Großwildjäger auf sich nehmen mußten, in der Tat beträchtlich waren. Es erforderte auch zweifellos Mut, sich mit den Waffensystemen der alten Zeit wehrhaftem Großwild auf Schußentfernung zu nähern. Gewiß gab es viele ehrliche Männer unter ihnen, die nicht nur eine saubere Kugel schossen, sondern auch eine anständige Gesinnung hatten.

Dies alles kann aber nicht die bittere Tatsache vergessen machen, daß weite Gebiete Afrikas in wenigen Jahrzehnten rücksichtslos aus reiner Profitgier und aus Lust am Töten wilder Tiere leergeschossen wurden.

Eines der ersten Opfer war das Quagga Südafrikas, ein dunkelgefärbtes Zebra mit hellen Beinen. Die Buren verarbeiteten seine gegerbte Haut zu Kornsäcken. Mit seinem Fleisch ernährten sie ihre Viehhirten, die Hottentotten. Nach 1870 hat niemand mehr ein Quagga in freier Wildbahn gesehen.

Um 1890 waren die Löwen in Tunesien und Algerien ausgerottet, 1905 auch in Marokko. Viele Antilopenarten starben den Arttod. Zahllose Strauße mußten einer Modelaune wegen »ihre Federn lassen«. Als sich der Unsinn herumsprach, das Horn der Rhinos helfe gegen Impotenz, war auch das Schicksal der Breitmaulnashörner besiegelt, denn besonders von reichen Orientalen und Chinesen wurden vorzügliche Preise gezahlt.

Die weißen Farmer fürchteten um ihr Weideland und vernichteten systematisch jedes Wildleben in der Steppe, um ihren Viehherden Platz zu schaffen und die Nahrungskonkurrenz auszuschalten. Hunderttausende von Wildrindern, Antilopen und Gazellen blieben auf der Strecke. In Südafrika ging der traurige Jagdfeldzug so rasch und gründlich vor sich, daß die Urheber selbst darüber erschrakten. In letzter Stunde schufen Einsichtige aus den Resten der einst reichen Fauna den ersten afrikanischen

Wildpark, das Sabi-Reservat. Daraus entwickelte sich später der bekannte Krüger-Nationalpark.

Was Wunder, daß Afrikajäger noch heute nicht in gutem Ruf stehen. Doch die Zeiten haben sich gewandelt! In Afrika sind inzwischen grundsätzliche Veränderungen vor sich gegangen. Die ostafrikanischen Nationalstaaten bemühen sich, den verbliebenen natürlichen Reichtum ihrer Länder zu hegen und zu nutzen. Das Wild steht unter gesetzlichem Schutz.

In Tansania hat das Wildhegeamt in der Nähe der Nationalparks Jagdkontrollgebiete eingerichtet, »Controlled Hunting Areas«, wo jährlich eine bestimmte Anzahl von Wildtieren gejagt werden darf. Vierunddreißig Jagdblocks gibt es in Tansania, einer davon ist Ikoma.

Die staatliche Firma »Tanzania Wildlife Safaris« in Aruscha ist mit der Jagddurchführung beauftragt. Bis zur Neuregelung des tansanischen Jagdwesens wurde folgendermaßen verfahren. Der interessierte Jagdgast erwarb bei ihr ein »Hunting Permit« für einen der Jagdblocks. Auf dieser Jagderlaubnis waren jene Wildarten bezeichnet, die während einer Zeitspanne von vierzehn Tagen in dem betreffenden Gebiet erlegt werden durften. Der Abschluß von Großwild, außer dem Kaffernbüffel, war zusätzlich von einer Mindestsafaridauer abhängig gemacht. Diese betrug für den Abschluß eines Elefanten beispielsweise achtundzwanzig Tage – ein teurer Spaß! Aber die Aufwendungen Tansanias für seine wissenschaftlich fundierte Wildhege waren unvergleichlich höher und wurden dadurch noch längst nicht gedeckt. Daß der Abschluß in Form internationaler Jagdtouristik geschah, hatte ökonomische Gründe. Warum sollte die Gastjagd den afrikanischen Ländern versagt sein, während andere, weitaus reichere Staaten sie seit Jahrzehnten mit Erfolg betreiben? Natürlich durfte kein Jagdgast auf eigene Faust ins Revier. Er mußte in Begleitung eines berufsmäßigen Jagdführers sein. Zu dieser Zeit arbeiteten in Tansania etwa dreißig lizenzierte Berufsjäger. Außerdem wurde jede Safari von einem örtlichen Vertreter des Game Department begleitet. Auf diese Weise bewegte sich die Jagdausübung in streng kontrollierten Bahnen.

Dennoch war die Einrichtung der »Controlled Areas« in der Nachbarschaft der Nationalparks keine ideale Lösung. Die Gastjäger wünschten ja in erster Linie kapitale Trophäen zu erbeuten. So kam es, daß beinahe ausnahmslos männliche Tiere erlegt wurden. Und obendrein solche, die Träger des besten Erbgutes sind. Trotz der Populationsstärke von Elefanten hat der jahrelange Abschluß kapitaler Stoßzahenträger dazu geführt, daß man heute

höchst selten alte gute Bullen zu Gesicht bekommt. Bei einer Lebenserwartung von fünfzig Jahren, also einer langsamen Reifeperiode dieser Riesentiere, muß zwangsläufig eine solche unerwünschte Situation eintreten. Andererseits haben sich gerade die Elefanten in den meisten Schutzgebieten so stark vermehrt, daß sie eine sichtbare Gefährdung ihres eigenen und des Lebensraumes anderer Arten darstellen und auf jeden Fall ein regulierendes Eingreifen notwendig ist.

So sieht sich der Naturschutz auch in Afrika vor Probleme gestellt, die er ohne Zusammenarbeit mit dem Jäger kaum zu lösen vermag. Im Herbst 1973 verfügte die Regierung Tansanias einen vorübergehenden Jagdstopp im ganzen Land, um die Jagdorganisation neu zu regeln, die noch mit vielen Privilegien aus der Kolonialära behaftet war. Heute ist die Bejagung vermehrungsintensiver Wildarten für die Jäger der staatlichen Gesellschaft »Tanzania Wildlife Corporation« wieder erlaubt, und auch die internationale Jagdtouristik soll unter strenger staatlicher Kontrolle allmählich wieder in Gang kommen. Stark in ihrem Bestand bedrohte Tierarten wie Nashorn, Löwe, Leopard oder Gepard wurden jedoch von der Liste der jagdbaren Tiere gestrichen.

Inzwischen ist das helle Feuer heruntergebrannt, die Nacht ringsum schwärzer geworden. Aber die rote Glut wirft Hitze. Jürgen erhebt sich, um frisches Holz aufzulegen. Sein Freund Gideon, ein afrikanischer Berufsjäger aus Nairobi, bringt neues Bier Marke »Kilimanjaro« aus dem Landrover.

Wir haben lange über Jagd und Wild gesprochen. Es kommt nicht häufig vor, daß Berufsjäger über diese Zusammenhänge befragt werden. Die meisten Jagdgäste interessieren sich nur für die unmittelbar praktischen Seiten ihrer Safari und für ihre Ergebnisse. Einige können nicht einmal die Tierarten auseinanderhalten, die auf ihrem Jagdschein stehen. Jürgen seufzt. Bei anderen bildet Unerfahrenheit eine größere Quelle der Gefahr für alle Jagdteilnehmer als wehrhaftes Großwild nach schlechten Schüssen. Vor allem, wenn sich bei einem Jagdgast Naivität und Drang zum Heldentum paaren. Henry Poolman, ein vortrefflicher Berufsjäger, wurde das Opfer eines solchen »Helden«. Ohne auf die Warnungen des erfahrenen Jagdführers zu achten, stürzte sich sein Jagdgast auf einen angeschossenen Mähnenlöwen. Obwohl dieser in den letzten Zügen lag, packte er den unbeherrschten Mann sofort. Poolman, der im Durcheinander der Kämpfenden nicht schießen konnte, riß den Löwen am Schwanz von seinem Jagdgast fort,

wurde aber im selben Augenblick durch die Schrotsalve des herbeigeilten Fährtensuchers tödlich getroffen. Der »Held« aus Übersee kam mit geringfügigen Wunden davon. Schrotflinten, mit größtem Schrot geladen, werden für die Nachsuche auf Leoparden mitgeführt, da ein blitzschnell angreifender Leopard im dichten Gras aus kürzester Entfernung mit der Kugel nicht zu treffen ist.

Lange Zeit sagt keiner ein Wort.

Fledermäuse schwirren in zickzackförmigem Flug durch den Lichtschein des Feuers. In der Ferne erklingt dumpf das Gebrüll von Löwen. Es ist Mitternacht, Zeit zum Schlafengehen.

Ich bewohne mit Monika eines der großen ostafrikanischen Safari-Zelte, die von einer Firma in Nairobi hergestellt werden. Diese Zelte haben ein doppeltes Dach zum Schutz gegen den starken Tropenregen und die sengende Hitze. Sie sind überhaupt sehr praktisch konstruiert. Toni schläft nebenan.

Im Grunde fehlt es uns an nichts. Unsere afrikanischen Freunde sind wie dienstbare Geister um uns bemüht. Wenn am Morgen die Sonne hinter den Hügeln von Ikoma aufzieht, steht schon warmes Waschwasser neben den Zelten. Das Frühstück – Schinken, Eier und Früchte – nehmen wir in einer aus Natursteinen errichteten Jagdhütte ein, die mit einem schrägen Grasdach gedeckt und nach der vorderen Seite hin offen ist. In ihr stehen, aus rohem Holz gezimmert, eine lange halbrunde Tafel mit stabilen Segeltuchstühlen. Dahinter befinden sich der Waffenschrank, ein Kühlschrank mit Gasbetrieb und in einer Ecke eine aus groben Steinen errichtete kleine Bar – Tonis Lieblingsplatz.

Über dem langen Holztisch hängt ein richtiger Kronleuchter, mit zehn Wachskerzen bestückt. Zusätzlich stehen noch Windlichter auf den Zementsimsen ringsum. Die rohgefugten Steinwände sind mit afrikanischen Jagdgeräten verziert, die Jöschs Leute Wilderern abgenommen haben. Dazwischen hängen Trophäen von Topi und Grantgazellen sowie ein außergewöhnlich starkes Büffelhorn. Alles ist einfach, aber praktisch hergerichtet.

In den ersten Nächten findet Monika keinen Schlaf. Sie wird arg von Mücken zerstoßen, die nachts ins Zelt schlüpfen, weil der untere Reißverschluß nicht intakt ist. Mir setzen die summenden Blutsauger kaum zu, aber Monika ist offensichtlich »ihr Typ«! Morgens erwacht sie mit großen Beulen und kratzt sich blutig, denn die Stichstellen jucken heftig. Sie bastelt verbissen am Reißverschluß, aber ohne Erfolg. Und obschon sie mir sonst kaum handwerkliche Talente zuerkennt, werde ich nun doch für würdig befunden, die Sache ins rechte Lot zu bringen. Aber ich vergeude

mein »Talent« umsonst. Am nächsten Abend hänge ich eine Gaslaterne vor das Zelt und stelle eine Wasserschüssel darunter. Die geflügelten Quälgeister streben sämtlich zu dem hellen Lichtschein, der sich im Wasser spiegelt, und ertrinken dort scharenweise. Diesen kleinen Trick hat mir ein Freund in Sierra Leone beigebracht. Von nun an herrscht im Zelt Ruhe.

Frühmorgens lockt uns das melodische Trillern und Flöten der Glanzstare aus den Schlafsäcken. Fast wird es noch übertönt vom lauten Gesang der Pelirosseln. Auch Grasmücken, Meisen und Finkenvögel zirpen und schlagen im Gebüsch. In den höchsten Ästen der Baumwipfel schwatzt ausdauernd der Drongo, ein schwarzer, würgerähnlicher Vogel mit langem, gegabeltem Schwanz. Zuweilen hören wir auch aus den nahen Akazien das kreischende Gackern und Kichern der Nacktkehllärmvögel. Sie sitzen dort meist paarweise und trippeln auf den Ästen eifrig hin und her. Ihre nackten schwarzen »Gesichter« sind ein gutes feldornithologisches Kennzeichen. Nicht weit vom Camp befindet sich eine Kolonie von Rotschwanzwebern. Den ganzen Tag verstummt ihr rauhes Gezwitz nicht. Die Webevögel bilden zusammen mit Sperlingen, Prachtfinken und Witwen eine der artenreichsten Vogelfamilien Afrikas. Sie bauen alle rundliche, geschlossene Nester mit unteren oder oberen Eingängen.

Wenn im Camp über Mittag etwas Ruhe eintritt, kommt regelmäßig ein Pärchen Tüpfelspechte zum Feuerplatz und sucht nach Nahrung. Das Männchen mit seiner scharlachroten Kopfkappe geht dabei ganz resolut vor. Es hat schon die Erfahrung gemacht, daß von den Jägern hier keine Gefahr droht. Das Weibchen hingegen ist schüchtern und hält sich abseits. Es hat im Gegensatz zum Männchen nur einen roten Nacken, während die dunkle Kopfkappe weiß getüpfelt ist. Die helle Unterseite ist bei beiden Geschlechtern schwarz getüpfelt.

Es fällt uns äußerst schwer, die einzelnen Arten und Unterarten feldornithologisch zu bestimmen. Bei einigen Familien, zum Beispiel bei Grasmücken oder Nektarvögeln, ist es ganz unmöglich. Wir haben bald herausgefunden, daß die besten Vogelbeobachtungsplätze am Flußbett des Grumeti liegen. Der Grumeti entspringt auf der Höhe von »Kleins Camp« in der nordöstlichen Serengeti. Er durchfließt den Park, zwingt sich quer durch Ikoma, vereinigt sich mit dem Orangi River und schlängelt sich durch den westlichen Korridor zum Victoriasee. Der Grumeti ist ein typisch afrikanischer Fluß. Seine Ufer weisen üppigen Bewuchs auf. Akazien, Feigen- und Mahagonibäume, dichte Büsche und hohes Gras säumen auf beiden Seiten seinen Lauf. Dabei führt

der Fluß nicht das ganze Jahr hindurch Wasser. Wenn es längere Zeit in seinem Einzugsgebiet nicht geregnet hat, trocknet das sandige Flußbett rasch aus. Nur an einigen Stellen bleiben auch während der trockenen Perioden kleine Wassertümpel erhalten. Dort konzentriert sich ein reiches Tierleben. Morgens und abends ziehen Zebras, Gnus und Büffel zur Tränke. Wo der Flußsand noch feucht ist, sind ihre Fährten eingedrückt. Es ist nicht ungefährlich, dort entlangzupirschen. An den Wasserlöchern liegt mitunter Simba, der Löwe, im hohen Gras verborgen auf der Lauer. In der heißen Mittagszeit kommen viele Vögel dorthin, um zu trinken oder um ein Bad zu nehmen.

Die kleinen Suahelisperlinge sind ebenso frech wie unsere heimischen Spatzen. Sie tauchen die Flügelchen ein und schütteln sich das Wasser flink über den kleinen Vogelkörper. Dann putzen sie sich einige Augenblicke in der Sonne, und im Nu ist ihr Gefieder wieder trocken. Toni und ich haben uns hinter überhängendem Wurzelwerk am Ufer wie hinter einer Blende verborgen. Doch das ist gar nicht notwendig. Man muß sich nur still in den Flußsand setzen und einige Zeit bewegungslos verharren. Dann hüpfen die Glanzstare und Drosseln ganz vertraut zur Wasserstelle heran. Die kleinen farbenprächtigen Eisvögel und die Bienenfresserarten benehmen sich hingegen sehr zurückhaltend. Auch die große blaubunte Gabelracke, die gern auf hohen Termitenhügeln Ausschau hält, läßt sich auf keine nähere Bekanntschaft ein, sondern fliegt gleich davon.

Nicht immer läßt es sich im Flußbett so bequem herumspazieren, denn der Grumeti ist unberechenbar. Regnet es stark, verwandelt sich sein trockenes Bett innerhalb einer einzigen Stunde in einen reißenden Strom, der alles mit sich fortschwemmt, was er von seinen Ufern losreißt. Dann verschwindet selbst die dicke Zementbrücke in der Nähe unseres Camps metertief unter den schmutzigenbraunen Fluten. Es bleibt nichts anderes übrig, als mehrere Stunden geduldig zu warten, bis das Wasser fällt und der Übergang wieder sichtbar wird.

# Unter Gnus und Hyänen

Wir sind nun täglich mit unserem Toyota unterwegs. So ein Geländewagen ist eine feine Sache! Man kann mit ihm in weglose Gebiete vordringen, in denen normale Straßenwagen längst keine Chance mehr haben. Außerdem wird es ohne Gefahr möglich, wehrhaftem Großwild auf »Tuchfhlung« nahe zu kommen. Und wer es fertigbringt, selbst in der größten Hitze alle Fenster zu schließen, kann im Wagen sogar den lästigen Stechfliegen entgehen.

Jürgen hockt meist im Schneidersitz auf dem Dach, wobei er sich am Gepäckträger »verklemmt«, um nicht herunterzufallen, falls Toni unseren Wagen unverhofft in ein Hyänenloch fährt. Es ist der beste Beobachtungsplatz, denn er ermöglicht eine ungehinderte Sicht nach allen Seiten. Allerdings heißt es aufpassen, daß einem nicht die verteufelten Dornenweige ins Gesicht schlagen.

Ich stehe mit Monika auf den Rücksitzen. Wir schauen durchs offene Schiebedach hinaus. Das ist auch sehr gut und obendrein viel sicherer. Aus dieser Luke heraus kann man wunderbar fotografieren. Zu unseren Füßen sitzt Mongabu, der Fährtensucher, der Weg und Steg kennt. Keiner in Ikoma weiß in der Gegend besser Bescheid.

Weite Akaziensavannen bestimmen den Landschaftscharakter. Hin und wieder werden diese von langgrasigen Steppenflächen mit niedrigen Dornenbüschen unterbrochen. Dazwischen erheben sich einige größere Hügel. An ihnen können wir uns bei der sonst flachen Landschaft einigermaßen orientieren. Bald wissen auch wir, wohin die vergrasteten Wege Ikomas führen und woher sie kommen. Überall fallen die eigenartigen Gewächse der Kandela-bereuphorbien auf. In keiner anderen Gegend Tansanias sind sie so häufig anzutreffen. Sie haben das Aussehen von Kakteen und nicht selten Größe und Umfang eines mittleren Baumes. Es sind

jedoch keine Bäume, sondern Wolfsmilchgewächse. Außer dem Dörflein Ikoma und der Lodge-Siedlung, wo zusammen rund hundert Leute leben, gibt es weit und breit keine andere Ortschaft. Östlich und südlich schiebt sich an Ikoma der Serengeti-Nationalpark heran, in dessen Nähe menschliche Besiedlung nicht geduldet wird. Im Westen finden sich erst nach fünfzig Kilometern wieder kleinere Orte, die zum Victoriasee hin immer häufiger werden.

Die Savannen sind gut befahrbar. Kaum haben wir das Dorf Ikoma hinter uns gelassert, tauchen große Herden von Weißbartgnus auf.

Wir sind nun den Anblick dieser Riesenherden schon gewöhnt und staunen nicht mehr wie anfangs. Wer dagegen frisch aus Europa kommt und hier in Ostafrika plötzlich Zehntausende von Antilopen vor sich sieht, dem müssen freilich die Augen übergehen!

Nicht immer galoppieren die Gnus freiwillig zur Seite. Wir müssen oft diskret nachhelfen.

»Hoppla, hoppla!« brüllt Jürgen dann vom Wagendach und klatscht mit der flachen Hand mehrmals gegen das Wagenblech. Das hilft. Nach einigen Fluchten drehen die »Clowns der Steppe« aber unverhofft bei und laufen mit Drohgebärden wieder ein Stück auf den Wagen zu. Das sieht höchst originell aus.

Gnus sind schon merkwürdige Geschöpfe! Sie haben einen überaus langen Schädel auf kurzem, starkem Hals. Ihr gedrungener Rumpf fällt nach hinten ab, wo ein langer, schwarzer Schwanz herunterhängt. Beide Geschlechter tragen kurze, gebogene Hörner. Beim männlichen Tier sind diese etwas kräftiger ausgebildet und werden in der Brunft als Stirn Waffen gegen einen ebenso brunftfreudigen Gegner eingesetzt. Treffen sich zwei benachbarte Bullen an ihrer Territoriumsgrenze, versuchen sie einander zunächst durch eindrucksvolle Drohgebärden einzuschüchtern. Hilft das nicht, kommt es zu einem Kräftevergleich, der allerdings harmlos verläuft. Die Gegner lassen sich auf die Knie fallen und stoßen erbot ihre gehörnten Köpfe gegeneinander.

Jetzt, Anfang Juni, ist die Brunft bereits im Abklingen. Die Gnus stehen in großen Herden beisammen und geben ununterbrochen eigenartige Grunzlaute von sich. Es hört sich an wie ein monotones Konzert, zu dem jedes einzelne Mitglied des Orchesters seinen Ton zu liefern hat. Auf diese Weise demonstrieren die Gnus einander ihre herdenmäßige Zusammengehörigkeit. Sie grunzen bei Tag und Nacht, obwohl sie dadurch das Raubwild weithin auf sich aufmerksam machen. Gnus bilden ja auch zusammen mit den

Zebbras die Hauptnahrung der Löwen. Sie kommen in großen Mengen vor und sind überdies eine relativ leicht zu schlagende Beute. Nach Möglichkeit strengt sich der »König der Tiere« nicht gern an.

Treffen wir irgendwo vereinzelt ein abgesprengtes Gnu, bleibt das Grunzen aus, weil kein Kontaktpartner vorhanden ist.

In den Gnuherden sehen wir viele Kälber, die noch ein gelbbraunes Fell haben und durch diese Schutzfarbe in der überwiegend gelbbraunen Savanne schwerer von Feinden entdeckt werden können. Rückenmähne und vordere Kopfpartie sind aber schon ziemlich dunkel. Die Kälber müssen drei bis vier Monate alt sein, denn die Gnkühe setzen vor oder während der Regenzeit, also in nahrungs- und wasserreicher Periode, wenn sich die Herden noch in der Kurzgrassteppe aufhalten.

Auch bei den erwachsenen Tieren ist die Färbung des Felles sehr variabel. Gnus, die in offener Steppe leben, sind wesentlich heller als jene in geschlossener Savannenlandschaft. Die hellsten trafen wir später in den baumlosen Ebenen des Ngorongoro.

Zwischen den Gnus stehen mitunter kleine Gruppen von Zebbras. Auch ein einzelner Topibock ist zwischen eine Gnuherde geraten. Er fühlt sich sichtbar unbehaglich. Auch den Gnus scheint er nicht zu gefallen. Sie treiben ihn hin und her. Erst galoppiert er unsicher nach dieser, dann nach jener Seite, aber überall wenden sich hornbewehrte Köpfe gegen ihn. Es geht eine geraume Weile so. Dann wird es ihm anscheinend zu bunt. Alles auf eine Karte setzend, stürzt er verzweifelt in höchstem Tempo dicht am Wagen vorbei davon, daß der Staub nur so hochwirbelt.

Auf einem kurzgrasigen Plateau in den Sabora Plains entdecken wir drei Löffelhunde. Vorsichtig äugen sie zu uns herüber, wie Indianer auf dem Kriegspfad. Dann schleichen sie geduckt in Richtung ihres Erdbaues fort und verschwinden schnell in den Löchern.

Nicht weit davon, in einem dicken Baum, machen zwei Eulen lange Hälse nach uns.

Mit weiten Schritten stelzt ein Sekretär durch die Steppe. Seine langen, gelben Beine sind bis zu den Laufgelenken schwarz befiedert. Das schmucke Federbüschel am Hinterkopf des Vogels erinnert an den Federkiel, den sich einst die Schreiber der Kanzleien hinters Ohr klemmten. Ihm verdankt der Sekretär seinen deutschen Namen.

Von Zeit zu Zeit pickt der Greifvogel Heuschrecken auf. Plötzlich hat er eine Schlange entdeckt, hält den Kopf schräg und springt im nächsten Augenblick auf sie los. Mehrmals hinterein-

ander tritt er mit seinen schuppenbewehrten Ständern kräftig gegen das kleine Reptil, bis er es betäubt hat. Nun packt er die Schlange mit dem kurzen Hakenschnabel vorn am Kopf und schlägt sie noch einige Male hart auf die Erde, bis sie verendet. Das Tötungsverfahren muß absolut sicher sein, denn Sekretäre sind nicht gegen Schlangengift gefeit. Als wir dem Vogel mit unseren Kameras zu nahe kommen, läßt er die Beute fallen, fliegt ein kleines Stück zur Seite und setzt die Nahrungssuche unbeirrt fort.

Am Nachmittag erlegt Toni einen Zebrahengst. Sofort nach dem Schuß schweben Dutzende von Geiern und Marabus über der Beute. Mongabu und Toni ziehen das Fell sauber ab und schneiden zwei große Fleischkeulen für die Leute im Dorf heraus. Die gefiederten Aasjäger sitzen abwartend auf den umstehenden Bäumen, aber keiner traut sich an das Luder heran. Wir sind ein Stück zur Seite gefahren und beobachten mit schußbereiten Kameras. Unsere Anwesenheit stört die Geier und verzögert die Rauferei um die Beute. Aber sie kreisen immer enger und immer tiefer. Da landet der erste, ein großer Wollkopfgeier, direkt neben dem Stück. Die anderen recken sofort neidisch die kahlen Häuse. Jetzt ist der Bann gebrochen. Der Spektakel um die Beute bricht los! Schreiend und flügelschlagend geraten sie aneinander.

In einer Senke entdecken wir drei Tüpfelhyänen. Sie äugen aufmerksam wie Katzen aus dem hohen Gras. Nur ihre Köpfe mit den runden Ohren und dem frechen Gesicht schauen heraus. Sie heben den Windfang in Richtung des Luders. Der Geruch frischen Fleisches steigt ihnen verführerisch in die Nasen. Hyäne heißt griechisch »die Schweinerne«. Anlaß zu dieser seltsamen Bezeichnung gab wohl die borstige Rückenmähne der Streifenhyäne, die weit über Afrika hinaus auch in Indien und Südwestasien verbreitet ist.

Tüpfelhyänen leben dagegen nur in Afrika. Sie sind wesentlich größer als ihre gestreiften Vettern. Wir sehen sie viel häufiger am Tage, obwohl im Grunde beide Arten nachtaktiv sind. Tagsüber schlafen die Hyänen in ihren Erdhöhlen, sehr oft in alten Erdferkellöchern. Dort werden auch die Jungen, in der Regel zwei bis vier, zur Welt gebracht. Sie sind schwarz und wollig und sehen aus wie kleine Bären.

Merkwürdigerweise ähneln sich die äußeren Geschlechtsmerkmale von Männchen und Weibchen in geradezu verblüffender Weise, so daß selbst Fachleute nur nach jahrelanger Erfahrung eine sichere Unterscheidung vornehmen können. Das hat schon

zu den seltsamsten Vermutungen Anlaß gegeben. Manche glauben sogar, bei Hyänen trete von Zeit zu Zeit ein Geschlechterwandel ein. Diese Annahme gehört jedoch ins Reich der Märchen.

Vor ein paar Tagen beobachteten wir ein Gnu mit gebrochenem Vorderlauf. Bei Gnus sind Laufverletzungen nicht selten. Wir durften das Tier nicht schießen, denn in so unmittelbarer Nähe des Nationalparks ist die Jagd verboten.

Das Gnu ließ uns sehr nahe heran und hinkte dann, den rechten Vorderlauf schonend, mühevoll beiseite. Knapp dreißig Meter dahinter strich schon eine Tüpfelhyäne umher. Sie folgte dem kranken Tier beharrlich nach und lauerte darauf, daß der Löwe es riß.

Eine einzelne Hyäne ist nicht imstande, ein Gnu niederzurennen, denn dessen spitze Hörner jagen ihr zuviel Respekt ein. Wenn aber mehrere Hyänen angreifen? Hyänen sind zwar in erster Linie Aasfresser. Doch in Gegenden, wo zuwenig Raubwild vorkommt, helfen sie sich häufig selbst; sie tun sich in Rudeln zusammen und jagen gemeinschaftlich Gazellen, Antilopen und Zebras. Bei kranken oder lahmen Stücken sind sie meist erfolgreich. Sie töten ihr Opfer, indem sie ihm die Eingeweide herausreißen. Selbst bei gesunden Tieren haben sie nicht selten eine echte Chance.

Im östlichen Tsavo-Nationalpark in Kenia töteten drei starke Hyänen sogar einen kleinen einjährigen Elefanten, der allein unterwegs war. Ausgewachsene Zebras oder Gnus jagen sie aber nicht so gern. Lieber halten sie sich an die Füllen und Kälber. Wenn ein gejagtes Zebra zu laufen aufhört und sich den Hyänen stellt, lassen diese sofort von ihm ab. Offensichtlich fürchten sie sich vor den Zähnen des Zebras, wenn dieses sich umdreht und Anstalten macht zu beißen.

Bei Seronera im Serengeti-Nationalpark haben achtundzwanzig Hyänen erst kürzlich eine säugende Löwin hart bedrängt, ihre Jungen geraubt und die Löwin selbst übel zugerichtet.

Ein Angestellter des Arbeitsministeriums in Uganda, Fedello Oburam, war am Weihnachtsabend 1971 in stark angetrunkenem Zustand auf offener Straße eingeschlafen. Er wurde nachts von Tüpfelhyänen aufgefressen.

Mitunter vertreiben hartnäckige Hyänen sogar Löwinnen und Junglöwen von ihrem Riß. Vor ausgewachsenen Mähnenlöwen haben sie aber großen Respekt. Umgekehrt kommt es auch vor, daß mehrere Löwen jagenden Hyänen die sauer erworbene Beute abnehmen.

Beutegier angesehen. Die Leute sagen gedankenlos: »Er benimmt sich wie eine Hyäne. . .« Ich dagegen finde, es sind hübsche Tiere! Sie haben ein ausdrucksvolles Gesicht und einen eigenen Kopf. Sie verfolgen hartnäckig ihr Ziel und haben keine Furcht, selbst gegenüber dem stärkeren Löwen ihr Recht als Hyäne zu verteidigen.

Es ist nicht angängig, Tiere nach menschlichen Maßstäben zu bewerten! Hyänen sind nicht »blutrünstig«, wenn sie ein Zebra töten, um sich mit einer Mahlzeit zu versorgen! Das Zebra ist auch kein armes, bedauernswertes Opfer, sondern ein Glied in der großen Nahrungskette. Niemand fiele es ein, das Gras zu bemitleiden, wenn es vom Zebra gerupft wird.

Nein, ich habe die Hyänen gern. Ihr charakteristisches Geheul gehört zu den geheimnisvollen Stimmen der afrikanischen Nacht. Sie sind Wegelagerer der Steppe, gehören in die Landschaft wie Geier, Schakale und Hyänenhunde auch. Denn sie erfüllen in ihrer Lebensgemeinschaft eine wichtige Aufgabe als Aasvertilger und »Gesundheitspolizei« in Steppe und Savanne.

Wir sind schon einige Male mit unseren Mikrofonen nachts draußen im Busch gewesen, um das Geheul der Hyänen aufzunehmen. Es hat nie geklappt. Waren wir an einer Stelle, heulten die Hyänen an einer anderen. Begaben wir uns nächste Nacht dorthin, waren sie wieder anderswo. Hören konnten wir sie immer, doch für eine gute Bandaufnahme war die Entfernung stets zu groß.

»Es hilft nichts, ihr müßt sie ködern«, rät uns Jürgen.

Wir nehmen den kleinen offenen Toyota und fahren mit einem von Jürgens Jagdgästen hinaus in die Steppe, um ein Warzenschwein zu schießen.

Das ist schwieriger, als wir es uns vorgestellt hatten! Warzenschweine leben einzeln, paarweise oder in kleinen Familiengruppen überall im Grasland. Man muß sie nur finden! Wir haben die kleinen Kerle jeden Tag gesehen, wenn sie vor unserem Wagen mit hochgestellten Schwänzchen, die wie Antennen senkrecht in die Höhe ragen, flink davonliefen. Sie bewegen sich selbst bei Gefahr niemals mit galoppartigen Sprüngen fort wie mitunter unsere Wildschweine in Europa, sondern trippeln mit kurzen Schrittschritten wie aufgezogene Spielzeugtiere von dannen. Das sieht lustig aus und erregt jedesmal unsere Heiterkeit. Ausgewachsene Warzenschweine haben einen dicken runden Körper auf kurzen, dünnen Beinchen. Ihre graue Haut ist wenig behaart, nur auf dem Rücken steht eine borstige Mähne. Den Kopf zieren warzenartige Auswüchse, die bei der Namensfindung Pate

standen. Die oberen Haare sind auffallend lang und ragen bei alten Keilern nicht selten über vierzig Zentimeter links und rechts aus dem starken Rüssel. Jürgens Jagdgast möchte einen guten Keiler schießen. Das wird uns ziemlich sauer, denn wir müssen lange suchen. Plötzlich schreit Mongabu: »Ngiri, ngiri – very big!« Er hat ein starkes Warzenschwein entdeckt und deutet aufgeregt auf die Stelle. Augen hat dieser Mongabu! Wir sehen noch nichts. Kein Wunder, die Tiere sind höchstens einen Dreiviertelmeter groß und finden in dem hohen Gras gute Dekkung.

Da kommt er. Seine Haut ist ganz verkrustet und glänzt naß. Der Keiler muß eben aus einem Schlammloch ausgewechselt sein. Wie alle Schweine suhlen die Ngiris gern.

Der Jagdgast schießt den Keiler. Mongabu nimmt dem Stück die Trophäen, die Hauer, ab. Jetzt gehört das tote Tier uns. Wir binden das Schwein hinten am Wagen fest und ziehen eine lange Schleppe über mehrere Kilometer. Wenn hungrige Hyänen auf diesen Geruchstreifen stoßen, schwenken sie sofort ein und ziehen darauf entlang bis zum Köder. An einer günstigen Stelle hängen wir das Schwein an einen Baum. Hoch genug, damit der Löwe nicht herangeht, und außerdem so fest, daß die Hyänen heftig zerran müssen und rechten Spektakel für uns veranstalten. Wenn sie in Streit geraten, stoßen sie manchmal ein höhnisches Gelächter aus, das unheimlich anmutet.

Auf der Rückfahrt zum Camp ereignet sich noch ein kleiner Zwischenfall, der uns Kopf und Kragen hätte kosten können! Vor uns brennt die Steppe. Dicker Rauch steigt steil nach oben. Wir riechen es schon geraume Zeit. Steppenbrände in dieser Jahreszeit sind nichts Ungewöhnliches. Plötzlich wird der Brandgeruch so stark, daß wir unverzüglich anhalten. Zum Glück, denn unten am breiten Auspuffschutz brennt lichterloh trockenes Gras, das sich dort beim Fahren durch die Grassteppe hineingeschoben und am heißen Auspuff entzündet hat. Rasch löschen wir das Feuer mit einem Kanister voll Wasser, den wir stets mitführen. Dann kratzt Mongabu sorgsam die Rinne sauber. Nicht auszudenken, was passiert wäre, hätte das Feuer den Benzintank erreicht!

Um neun Uhr abends stehen wir in stockdunkler Finsternis mit dem Landrover am Luderplatz. Vierzig Meter trennen uns von der Stelle, wo das Warzenschwein hängt und seinen Aasgeruch delikatsch nach allen Seiten hin ausströmt. Wenn ich eine Hyäne wäre . . .!

Die Mikrofone sind aufnahmebereit. Jetzt heißt es still warten.

45 Gegen zehn Uhr kommt leichter Wind auf und kräuselt die Blät-

ter. Das können wir nicht brauchen für unsere Tonbandaufnahmen. Doch der Wind hat auch sein Gutes, er vertreibt die Wolken. Bald schiebt sich die leuchtende Scheibe des Vollmondes heraus und taucht die Steppe in fahles Licht. Nun können wir die Umrisse der nächsten Bäume erkennen.

Der Wind legt sich. Nicht weit von unserem Standort murzt es leise im Gebüsch. Löwen? Wir sitzen regungslos und lassen die Bänder anlaufen. Im matten Mondlicht huschen drei niedrige Gestalten über die freie Fläche. Paviane, vermuten wir. Nein, es sind Hyänen. Hinter dem Auto machen sie sich an irgend etwas zu schaffen. Es knackt mehrmals hart. Ob sie einen Knochen zerbeißen? Hyänen haben ein ungemein kräftiges Gebiß und können damit selbst die starken Schenkelknochen großer Antilopen zermalmen.

Weiter regt sich nichts. Wir duseln vor uns hin. Die Zeit will nicht vergehen. Später verschwindet der Mond hinter schwarzen Wolken. Erst um Mitternacht taucht er wieder auf. Mit einem Mal sind wir hellwach. In der Ferne ertönt nacheinander dumpf das Gebrüll mehrerer Löwen. Einer beginnt, andere antworten ihm. Aber sie sind weit von uns entfernt. Da zerreißt plötzlich ganz in der Nähe der schrille Schrei einer Hyäne die Stille der Nacht. Augenblicklich starten wir die Aufnahmegeräte.

Miiiiie, miiiee, miiii . . . klingt es wieder und wieder. Man kann dieses Heulen nicht recht in Worten ausdrücken. Die Laute sind äußerst variabel, aber unverwechselbar. ‚Hier ist Aas!‘ scheinen sie in der Sprache der Hyänen zu sagen. ‚Kommt alle her!‘ So umschleichen die Tiere das Luder, aber keines traut sich heran. Wahrscheinlich ist der Köder zu frisch und noch zu stark mit unserem menschlichen Geruch behaftet. Der Platz muß erst verwittern. Bis dies geschehen ist, müssen bestimmt noch einige Tage vergehen.

Wir haben, was wir brauchen. Gegen zwei Uhr morgens beschließen wir, zum Camp zurückzufahren. Unterwegs huschen im Licht der Scheinwerfer Dutzende von Springhasen kreuz und quer über den Weg. Wie Känguruhs hüpfen sie auf ihren langen Hinterbeinen. Dabei steuern sie geschickt mit ihrem buschigen Schwanz. Springhasen leben in unterirdischen Gängen und sind tagsüber unsichtbar. Ein Stück weiter leuchten uns grün die Lichter mehrerer Hyänen entgegen. Sind wir doch zu früh vom Luder abgefahren? Eine riesige Tüpfelhyäne kommt besonders nahe heran. Das helle Licht unserer Scheinwerfer stört sie nicht im geringsten. Gnus sausen im Zickzack mit aufleuchtenden Augen wie schwarze Irrwische von einer Wegseite zur anderen. Ihr lautes Grunzen be-

gleitet uns ein gutes Stück. Dazwischen ertönen die bellenden Rufe von Zebras.

In der darauffolgenden Nacht heulen die Hyänen ganz in der Nähe des Camps. Ein Jagdgast hat ein Topi geschossen, und das abgehängte Fleisch lockt die Aasjäger herbei. Am nächsten Tag wollen wir noch einmal bei unserem Luderschwein nach dem Rechten sehen.

Um Mitternacht hat es stark geregnet. Noch morgens tropft es schwer von den Bäumen aufs Zelt Dach. Alle Wege sind aufgeweicht. Es fährt sich schwierig. Unser kleiner Jagdwagen bleibt oft stecken, weil das Profil seiner Räder ziemlich platt ist.

An einer mit Wasser gefüllten Grabensenke will Toni nicht weiterfahren. Es ist zu unsicher, daß der Wagen hier durchkommt. So steige ich aus und gehe mit Monika zu Fuß. Kaum hundert Meter weiter müht sich eine Leopardschildkröte über den Wiesenpfad. Wir haben Glück, sie hier anzutreffen. Dazu hat uns gewiß der starke Regen verholpen. Monika achtet auf das Tier. Inzwischen laufe ich rasch zum Auto zurück und hole meine Kameras.

Wir sind beim schönsten Fotografieren, da knackt es rechts laut im Busch. Zwischen den Zweigen schiebt sich der massige Schädel eines Kaffernbüffels heraus. Starr vor Schreck stehen wir mucksmäuschenstill. In unserem Rücken gibt es weder Baum noch Strauch!

Der Büffel verhofft sekundenlang, windet herüber und macht sich zum Glück aus dem Staube. Büffel sind eben besser als ihr Ruf!

Wir atmen hörbar auf. Alles ging so rasch vor sich, daß keine Zeit zum Überlegen war. Nicht auszudenken, wenn der schwarze Recke angegriffen hätte!

Ach was, keine Gefahr, beruhigen wir uns nun gegenseitig, als der erste Schreck verdaut ist – ohne Not greift ein Büffel nicht an! Aber wer weiß denn sofort, ob es nicht eine führende Kuh ist oder – wie hier im Jagdgebiet leider öfter vorkommend – ein angeschweißter Altbüffel, der noch keine Gelegenheit »zur Rache« hatte?

Mit doppelter Vorsicht nähern wir uns der Luderstelle. Jetzt, da wir auf alles gefaßt sind, passiert wie gewöhnlich überhaupt nichts. Unser Schwein hängt noch immer da und stinkt erbärmlich, ist aber noch gänzlich unberührt. Das gibt uns Rätsel auf, Hyänen zeigen sich sonst nicht wählerisch und schleppen aus dem Camp alles fort, was nicht niet- und nagelfest ist und sich zerbeißen läßt.

47 Sogar Autoreifen verschmähen sie nicht.

Tag für Tag werden wir mit der Landschaft vertrauter. Wir finden uns nun schon allein zurecht und wagen uns tief in den Ikorongo hinein. Der Ikorongo ist eine Dornbuschsteppe, die sich nordwärts von Ikoma erstreckt. Jürgen und Ingo haben immer weniger Zeit, je näher die Jagdsaison rückt und je mehr Jagdgäste im Camp eintreffen. Die meisten von ihnen bleiben nur wenige Tage. Es ist nicht immer leicht für die Berufsjäger, allen gerecht zu werden und die verschiedenartigsten Wünsche der Jagdgäste zu erfüllen. Obgleich Wild ausreichend vorhanden ist, läßt sich doch in der afrikanischen Wildbahn selten ein Stück »anbinden«, wie der Jäger zu sagen pflegt. Afrikanisches Wild kann nicht standorttreu sein, sondern muß den wechselnden Bedingungen der Äsungsverhältnisse folgen können. Nur sehr wenige jagdbare Tiere benutzen feste Wechsel oder sind, wie die Antilopenarten Impala und Dikdik, im europäischen Sinne Standwild.

Eines Tages geraten wir auf der Suche nach Wasserböcken in ein Gebiet mit hohem Gras, vielen Stechfliegen, aber wenig Wild. Sogar Gnus stehen hier nur ganz vereinzelt, obwohl sie sonst Ikoma im Juni überschwemmen. Wir versuchen, uns der blut-saugenden Quälgeister durch wilde Armbewegungen zu erwehren. Unsere Stimmung ist gereizt. Plötzlich rutscht der Wagen mit den Vorderrädern in ein Erdferkelloch und stoppt jäh. Ich falle vornüber auf die Eisenstreben des Dachgepäckträgers. Unwillkürlich gleitet mir die PENTACONsix mit dem Sonnar 300 aus der Hand. Das kostbare Stück plumpst zuerst auf Tonis Kopf, der unter mir sitzt, und landet auf dem Wagenboden. Unglücklicherweise fällt die Kamera auf den empfindlichen Filmaufzug. Dieser verbiegt sich und ist sofort kaputt.

Jetzt erst wird mir bewußt, was das für uns bedeutet. Von nun an haben wir nur noch eine einzige intakte Mittelformat-Kamera. Sie muß wie unser Augapfel gehütet werden! Wenn mit dieser letzten Kamera noch etwas passiert, ist unsere weitere Aufnahmearbeit ernsthaft in Frage gestellt.

Jürgen verordnet mir einen doppelten Whisky an der Bar. Unser Stimmungstief fällt den Jagdgästen im Camp auf. Zufällig ist ein Feinmechaniker unter ihnen. Er nimmt sich der Sache an, und es gelingt ihm tatsächlich, den Verschlufaufzug wieder in Ordnung zu bringen. Aber die Bildabstände beim Filmtransport werden mit jeder Aufnahme größer. Von ursprünglich zwölf bekomme ich nur noch acht Bilder auf den Rollfilm. Das wäre nicht das schlimmste. Leider ist auch das Filmzählwerk hoffnungslos entzwei. Ich muß die Aufnahmen mitzählen und komme dabei natür-

lich häufig durcheinander. Viele gute Situationen sind uns in der Folge verlorengegangen, weil der Film längst voll war, während ich noch guten Glaubens eifrig weiterfotografierte.

Seit gestern hat das Camp einen neuen und überdies vierbeinigen Bewohner – einen jungen Mungo, den Ingo im Busch gefangen hat. Als er mit Jagdgästen draußen unterwegs war, huschte ein kleiner Trupp Mungos flink am Auto vorüber. Ehe seine Begleiter recht begriffen, was vorging, sprang Ingo aus dem fahrenden Geländewagen und erwischte mit Mühe und Not das letzte Tierchen. Das Auto rollte indes ohne Fahrer mit seinen verdutzten Insassen durch die Steppe weiter, bis endlich einer auf den Gedanken kam, die Handbremse zu ziehen und damit den Motor abzuwürgen. Ingo steckte den kleinen Mungo in die Jackentasche und brachte ihn mit ins Lager.

Die Mungos gehören zur Familie der Schleickatzen. Sie sind nur wenig größer als die verwandte Graue Manguste, haben jedoch ein dunkles, graubraunes Fell und als sicheres Feldmerkmal eine schwarze Schwanzspitze.

Ingo hat einmal gelesen, daß Mungos in menschlicher Obhut handzahn werden, und möchte es nun ausprobieren. Zunächst richtet er seinem Zögling eine große Kiste her. John badet ihn, füttert ihn mit Käse, Ei, Fleisch, Heuschrecken, Beeren und Erdnüssen. Der Mungo genießt die Gastfreundschaft in vollen Zügen und entwickelt einen geradezu unheimlichen Appetit. Ständig ist einer unterwegs, um für ihn Heuschrecken zu fangen.

Auf solche Weise gestärkt, unternimmt der Mungo bald schon seinen ersten Ausreißversuch. Das ganze Lager gerät in helle Aufregung! Als er endlich in der Bar wieder eingefangen wird, bluten die ersten Daumen. Es bleibt nicht dabei. Beim zweiten Fluchtversuch beißt der Schlingel herzhaft in die nächsten! Mit Jod und Pflaster behandelt Monika die kleinen, tiefen Wunden, die seine scharfen Zähnen in den Fingern hinterlassen haben. Zum Glück besteht unter Afrikas Wildtieren noch keine Tollwutgefahr.

Nach einigen Tagen wird das hübsche Tierchen völlig zahm. Es kennt seine Leute, klettert frei auf Ingos Schultern und Johns schwarzen Armen herum und läuft nicht mehr weg. Den anderen gegenüber nimmt es noch oft die Drohhaltung ein, was seinem Ansehen im Camp als Liebling Nummer eins aber keinen Abbruch tut.

Wir müssen wieder einmal unsere Kameras mit der Büchse vertauschen. Der »Game Chief« der örtlichen Jagdverwaltung liegt krank im Bett. Er hat eine kinderreiche Familie, aber kein Stück

Fleisch im Haus. Nun kann man hier nicht einfach in einen Laden gehen, Geld auf den Tisch legen und sagen: »Ich möchte Fleisch.« Es gibt nichts dergleichen in so einer abgelegenen Gegend wie Ikoma. Hier ist jedermann Selbstversorger. Man hält sich ein paar Hühner, einige Ziegen, vielleicht drei, vier Zebus. Durch einen Boten läßt uns der Chief bitten, ein Gnu für ihn zu schießen.

Wir wollen ihm gern den Gefallen tun. Aber die Sache hat einen Haken. Der Mann ist Moslem und ißt nur Fleisch von Tieren, die geschächtet sind. Das Stück darf also nicht durch die Kugel verenden, es muß ihm zuvor mit einem Messer die Halsschlagader aufgeschärft werden, damit es ausbluten kann. Diese Handlung wiederum darf nur ein Moslem ausführen. Keiner andere würde sich auch darum reißen. Da sich von uns niemand zu den Lehren Mohammeds bekennt, begleitet uns der Neffe des Chiefs.

Wir fahren zusammen hinaus in die Savanne. Es dauert auch nicht lange, da haben wir einen uralten Gnubullen vor uns, der sich abseits der Herde hält. Jürgen meint, dies sei der Rechte. Der Neffe stimmt zu. Ich nehme die Büchse, der Moslem sein Klappmesser. So bewaffnet ziehen wir los. Das Gnu hat uns nichts anderes entgegenzusetzen als seinen Instinkt. Und dieser sagt ihm wohl, daß es besser sei zu verduften! Es galoppiert schleunigst einige hundert Meter davon. So dauert es eine Weile, ehe wir uns wieder auf Schußentfernung herangepircht haben. Langsam zieht das Tier von uns weg, bleibt aber hin und wieder stehen. Jetzt kann ich schießen. Kaum ist der Schuß heraus, startet mein Begleiter wie ein Hundertmeterläufer mit seinem Klappmesser in Richtung Gnu. Er hat natürlich gesehen, daß ich eine Kamera mitführe, und ist nicht darauf versessen, mir in dieser Sache Modell zu stehen. Ich aber – Kamera links, Gewehr rechts – sause wie der Wind hinterdrein und komme gerade noch zurecht, den Vorgang auf den Film zu bannen. Es war auch höchste Zeit, denn das Gnu lag bereits in den letzten Zuckungen, als wir atemlos bei ihm eintreffen. Immerhin, es hat geklappt, und das ist für den Moslem entscheidend. Er strahlt über das ganze Gesicht und dankt gerührt: »Asante sana, Bwana, asante!« Auch Mongabu, der alte Schwerenöter, reicht mir feierlich die Hand, als er hinzukommt. Ich drücke sie fest, obgleich ich von ihm weiß, wie rasch er seine »Heiligkeit« verliert, sobald nur sein Magen knurrt!

Im Camp balgen die Skinner das Tier sauber ab. Sie schaben das Fett von der Decke und salzen diese kräftig ein. Dann wird das Fell tagsüber in der heißen Sonne getrocknet und später gegerbt. Auch die Schädel mit den Trophäen werden, nachdem sie gesäu-

bert sind, der prallen Sonne ausgesetzt. Tausende von Fliegen fallen über die letzten Fleischreste her.

Nachts müssen Schädel und Decken vor den Hyänen und Schakalen gut verwahrt werden, denn der Fleischgeruch zieht sie unwiderstehlich an. Am Morgen finden wir häufig ihre Trittsiegel vor der vergitterten Tür, hinter der die Trophäen lagern.

# Büffelfieber

Die Kaffernbüffel der ostafrikanischen Savanne haben seit jeher die Gemüter der Jäger erregt. Grausam, hinterlistig, rachsüchtig, das ist der Tenor zahlloser Geschichten über den schwarzen Büffel, die man sich noch heute an den Lagerfeuern Afrikas erzählt. Kein Wunder, daß ich neugierig war, eigene Erfahrungen zu machen. Unsere erste Begegnung mit den Büffeln von Ikoma erfolgte unverhofft und zufällig. Die folgenden überraschten uns nicht weniger.

Wir waren lange Zeit Elenantilopen auf den Fersen, Afrikas größten Antilopen. Diese gewaltigen Tiere, oft auch kurz Elands oder Elen genannt, haben eine Schulterhöhe von fast zwei Metern und erreichen mitunter ein Gewicht von mehr als sechshundert Kilo. Beide Geschlechter tragen schraubenartig gedrehte Hörner. Elenantilopen haben gute Milch mit einem Fettgehalt von neun bis zwölf Prozent und schmackhaftes Fleisch. Schon vor dreißig Jahren hat man in der sowjetischen Tierfarm »Askania Nowa« und auch im südafrikanischen Lotni-Schutzgebiet Versuche unternommen, diese Antilopen als Haustiere zu züchten. Elands werden zahm wie Hauskühe, sind sehr genügsam und können noch dort erfolgreich in Herden gehalten werden, wo das Grasland für Hausrinder schon zu dürrtig ist.

Eines Tages sichtet Jürgen vom Wagendach aus eine Herde von zehn Elenantilopen, unter denen sich auch ein starker Bock befindet. Er sieht fast blaugrau aus und hebt sich gut von den gelbbraunen Kühen ab. Die Tiere sind alles andere als zahm! Sie fliehen schon auf große Distanz; doch hat ihr scheues Verhalten eine Ursache. Elands ziehen in kleinen Herden weit umher und werden, wenn sie in Jagdgebieten auftauchen, wegen ihrer Trophäe stark mit der Büchse bedrängt. Auch die Masai, obwohl sie sonst das Wildtierfleisch als unrein verschmähen, stellen den Elands nach, da sie diese für Rinder halten. Bei der Statur der

Elenantilopen, ihrer Wamme und ihrem Quastenschwanz ist diese Ansicht nicht so abwegig.

Wir entschließen uns, der Herde nachzufahren. Vielleicht gelingen uns einige Bilder von den flüchtenden Tieren.

Jürgen übernimmt das Steuer des Wagens. Mit höllischem Tempo rast er durch die dichtbewachsene Dornbuschsteppe. Links, rechts reißt er routiniert das Fahrzeug um die Bäume herum. Über die Büsche fährt er hemmungslos hinweg. Ein großer Ast fegt mich fast vom Dach. Die scharfen Dornen haken sich in Hemd und Haut fest. Ich ziehe den Kopf ein und halte mich krampfhaft an den Dachstreben fest. Das Auto springt über Stock und Stein. Wenn uns bloß kein Hyänenloch in die Quere kommt! Das wäre das Ende unserer Safari!

Nach zehn Minuten sind wir den Elenantilopen schon dicht auf den Fersen. Mit atemberaubenden Sätzen, die man so schweren Tieren nie zutrauen würde, springt die Herde geschlossen vor uns her. Jeden Moment wird Jürgen stoppen, damit wir fotografieren können. Aus dem dahinstürmenden Geländewagen ist keine Aufnahme möglich.

Plötzlich wird unverhofft in einem stärkeren Bewuchs ein Büffel hoch! Angriffsbereit tritt er uns in den Weg. Jürgen muß voll auf die Bremse treten. Alles im Wagen kippt nach vorn. Erst jetzt sehen wir, daß es eine Büffelkuh ist, die ein kleines Kalb führt. Dieses ist höchstens einen Tag alt. Als wir jäh anhalten, wendet sich die Büffelkuh schwerfällig zur Flucht. Das kleine Kälbchen stolpert ihr auf noch unsicheren Läufen tapfer nach. Erstaunlich, wie rasch Jungtiere in Steppe und Savanne auf »die Beine kommen«! Aber das ist eine Form der Anpassung an diesen Lebensraum. Fast alle Frischgeborenen, die wir beobachtet haben, waren schon nach fünf Minuten in der Lage, der Mutter ein Stück zu folgen. Das reicht bei Gefahr meist aus, um in einem dichteren Bewuchs oder unter einer größeren Staude Deckung zu finden. In einem Biotop, wo die Bedrohung durch Raubkatzen, Hyänen, Schakale und Greifvögel jeden Augenblick eintreten kann, ist diese Fähigkeit ohne Zweifel lebensnotwendig.

Wir folgen Kuh und Kalb vorsichtig. Das gefällt der Kuh nicht, sie wendet und greift sofort den Wagen an. Da wir es zum ersten Male erleben, erschrecken wir heftig, als sie wütend auf uns zustürzt. Aber es sieht gefährlicher aus, als es in Wahrheit ist. Jürgen bleibt unbeirrt. Tatsächlich stoppt die Kuh wenige Meter vor dem Wagen und zieht sich wieder zurück. Sie unternimmt drei bis vier solcher Scheinangriffe und läuft dann seitwärts davon.

Sofort tut sich das Kälbchen nieder und verharrt in bewegungsloser Starre. Dieses Verhalten ist vielen Jungtieren angeboren und hat manchem schon das zarte Leben gerettet.

Wir trachten ihm natürlich nicht nach dem Leben, aber wie soll das unser Kälbchen wissen! Wir möchten nur einige Aufnahmen davon haben, wie das erregte Muttertier den Wagen attackiert. Die ersten Angriffe der Kuh haben uns so überrascht, daß keiner zum Fotografieren gekommen ist. Jetzt halten wir neben dem Jungtier. Jürgen steigt vorsichtig aus und stößt das kleine braunschwarze Häuflein sacht mit einem Zweig an, damit es klagen soll. Meist stürzt dann die Kuh unverzüglich herbei, um ihr Junges zu verteidigen. Diesmal sind wir vorbereitet. Unsere Teleobjektive haben wir schon auf einen bestimmten Schärfepunkt vor uns eingedreht.

Das Kälbchen klagt auch wirklich herzerreißend, doch die Kuh rührt sich nicht von der Stelle. Sie äugt nur unverwandt herüber. Wahrscheinlich durchschaut sie unser Manöver, oder das Kleine hat nicht ganz den Tonfall angeschlagen, der höchste Gefahr bedeutet.

Um das Tierchen nicht weiter zu gefährden, lassen wir von ihm ab. Kaum haben wir uns mit dem Wagen ein Stück entfernt, trabt die Büffelkuh wieder herzu und bemüht sich rührend um ihr Kalb. Mit der Zunge massiert sie ihm den schmalen Rücken. Wehe dem Löwen, der versuchen sollte, sich dieses zarte Mahl zu holen! In solch einem Fall würde die Büffelmutter keinesfalls tatenlos zuschauen.

Sind die Löwen jedoch in der Überzahl, ist der Ausgang eines solchen Kampfes ungewiß. Im Manjara-Nationalpark beobachtete der afrikanische Wildwart Muhanga eine Büffelkuh, die ihr zwei Tage altes Kalb gegen fünf Löwen verteidigte. Das Kälbchen wurde sofort niedergeworfen, doch die Büffelkuh lieferte den Löwen fünfundvierzig Minuten lang erbitterte Gegenwehr, ehe sie endlich von den Großkatzen überwältigt werden konnte.

Ingo Berkenheger kennt einen anderen Fall und erzählt uns, daß ein Büffelbulle sogar von sechs Löwinnen angegriffen wurde. Die Raubkatzen scheuten die mächtigen Hiebe seiner Hörner und packten den Büffel am Hinterteil, zerrissen seine hinteren Beinmuskeln und machten den kräftigen Bullen auf diese Weise bewegungsunfähig. Dennoch gelang es den Löwinnen erst nach zwei Stunden, den Kaffernbüffel niederzuwerfen und seinen Bauch aufzureißen. Fünf Tage lang fraßen und wachten sie dann an ihrer Beute.

Wenn Löwen hungrig genug sind, eine Büffelherde anzugreifen, was ganz selten geschieht, schließen die Bullen sofort einen Ring um Kühe und Kälber und schlagen die dreisten Raubkatzen rasch in die Flucht. Auf dem Höhepunkt ihres Büffeldaseins haben die wehrhaften Recken einen einzelnen Löwen nicht zu fürchten. Nur ganz junge oder sehr alte, gebrechliche Büffel werden manchmal von Löwen gerissen.

Eines Nachmittags trottete ein sehr alter Büffelbulle geradewegs in den Wogakuria-Wildhüterposten in der Serengeti und legte sich neben einem parkenden Geländewagen nieder. Die überraschten Wildhüter versuchten vergeblich, das Tier zu vertreiben. Der Büffel starb in der darauffolgenden Nacht. Es gab »Ärger mit der Leiche«, denn der tonnenschwere Fleischkolob mußte aus dem Stützpunkt verschwinden, um nicht Löwen und Aasjäger herbeizulocken. Es blieb den Wildhütern nichts weiter übrig, als den Wildkörper zu zerteilen und die Fleischstücke mit einer Schubkarre wegzubringen. Die Vermutung liegt nahe, daß der sterbende Büffel sich in der Nähe der Menschen sicherer fühlte als draußen im Busch, wo er Löwen oder Hyänen zum Fraße gedient hätte, bevor sein Leben erlosch.

Ikoma ist berühmt für die Qualität seiner Büffel. Zahlenmäßig schwanken die einzelnen Herden beträchtlich. Mitunter finden wir zwei- bis dreihundert Büffel vereint. In den Sabora Plains fährt Toni mit Vollgas in eine große Herde hinein. Zwei kapitale Bullen mit gewaltiger Auslage stehen dabei. Die Büffel schnauben unwillig über unsere Störung, senken drohend das bewaffnete Haupt und laufen mutwillig einige Schritte auf uns zu. Sie heben den Windfang gegen den Wagen und verharren unschlüssig. Das Ganze ist völlig harmlos, denn Kaffernbüffel haben die Neugier von Hauskühen. Es ist noch nie vorgekommen, daß eine Herde geschlossen angreift. Jeder gesunde Büffel meidet im Gegenteil den Menschen. Solange wir im Wagen sitzen, ergehen sie sich in Drohgebärden, um uns einzuschüchtern. Steigen wir aber aus, werden sie sofort flüchtig. Nur die führende Kuh oder der alte Einzelbulle, zumal wenn er schlechte Erfahrungen mit Pulver und Blei gemacht oder gar einen inzwischen verheilten Schuß aufgenommen hat, greifen mitunter ohne Warnung an.

Die Büffelkuh verläßt die Herde nur, wenn sie ihr Kalb zur Welt bringt. Meist schließt sie sich nach zwei Wochen mit dem Jungtier wieder der schützenden Herde an. Die Kühe haben dünnere Hörner, ohne den breiten Helm, stehen aber in der Auslage den Bullen kaum nach. Die Herden halten sich immer in Wassernähe auf, weil Büffel regelmäßig tränken und gern suhlen.

Eines Abends begegnen wir in einer Wegbiegung unverhofft einem prächtigen Altbüffel mit weit ausladendem Gehörn. Keine fünfzehn Meter entfernt steht er urplötzlich wie aus dem Boden gestampft vor uns. Auf seinem rechten Horn aufgespießt, hängt ein großes Grasbüschel. »Vorbeiziehen!« – rufe ich Toni zu. Toni weiß sofort Bescheid, denn inzwischen haben wir uns schon gut aufeinander eingespielt. Mit hoher Geschwindigkeit fährt er hart an dem Büffel vorüber, stoppt jäh, und im nächsten Augenblick reißen wir alle unsere Kameras hoch. Das Manöver klappt sehr gut! Der alte Bulle ist verdattert und hält schön still. Madenhacker sitzen auf seinem Rücken. Selbst im Sucher der 6 × 6-Kamera füllt der Recke das Format voll aus. Weich und stimmungsvoll flutet das letzte Sonnenlicht über seinen massigen Schädel. So wünscht es sich ein Tierfotograf! Der Büffel schnarcht laut und schwenkt schwerfällig herum. Er zeigt sein kolossales Hinterteil und stampft ohne Eile davon. Nach zehn Schritten dreht er im Halbkreis bei und äugt erneut zu uns herüber. So geht es fort, bis er im dichten Akazienbusch verschwindet.

Mit der Zeit packt mich das Büffelfieber! Wir haben schon viele Aufnahmen gemacht. Doch sobald sich irgendwo ein Mbogo zeigt, wie der Büffel auf Suaheli heißt, bin ich von neuem elektrisiert und muß »nur noch diesen« fotografieren. Toni schüttelt längst den Kopf. Monika ängstigt sich um unseren Filmvorrat. Schließlich tun sich beide zusammen und wollen mir die Büffel verbieten.

Ich gebe freimütig zu, daß wir schon »einige« Büffel fotografiert haben, aber ich bin noch lange nicht zufrieden! Es kommt mir darauf an, jede Tierart in verschiedenen Biotopen und möglichst vielen arttypischen Verhaltensweisen festzuhalten. Schwarzweiß und farbig. Mit kurzen Brennweiten gelingt es, das Tier ins Gefüge seiner Umgebung einzuordnen. Lange Brennweiten verhelfen dazu, es herauszulösen und Details zu zeigen, die sonst untergehen. Zum Beispiel die kleinen Madenhackervögel, wie sie auf den Säugetierrücken spazierengehen und Schadinsekten aus den Hautfalten herauspicken. Das alles braucht Zeit und Gelegenheiten.

Eines Abends halten wir auf einem Hügel unter einer breiten Schirmakazie. Jürgen stellt den Motor ab. Wenn man durchs Glas schaut, stört sein leises Vibrieren. Vor uns öffnet sich das Buschland zu einer flachen offenen Ebene. Dort schieben sich zwei dunkle Klötze durchs Gras: Büffel! Es sind zwei »alte Herren« mit schweren Hörnern, die es nicht eilig haben. Ältere Bullen ziehen oft in Gesellschaft anderer alter Bullen. Durchs Glas

sehen wir, daß einer von beiden schon. Er hat wahrscheinlich eine Laufverletzung, die wir bei Savanntieren häufig beobachten.

Die Bullen tun sich im kniehohen Gras nieder. Wer sie nicht zuvor gesehen hat, würde sie für zwei dunkle Felsen halten, die in dieser Landschaft nicht selten sind. Rechts liegt der kranke Büffel. Jürgen meint, wir sollten ihn schießen. Ohnehin wollen wir noch einen Luderplatz einrichten, wo wir das Verhalten der einzelnen Aasgäste fotografieren können. Einen natürlichen Riß zu finden ist sehr schwierig, weil es hier in Ikoma zuwenig Löwen gibt. Gemessen an der hohen Bestandsdichte der pflanzenfressenden Savannenbewohner müßte weitaus mehr Raubwild vorhanden sein, um das biologische Gleichgewicht in diesem Lebensraum zu erhalten.

Also entschließen wir uns zu handeln. Vor den Büffeln weidet eine Herde Gnus. Dahinter grasst ein Spitzmaulnashorn. Gnu und Rhino müssen erst die Szene verlassen, ehe wir uns anpirschen können. Die Gnus würden uns sofort bemerken und Alarm schlagen. Dann gingen die Büffel auf und davon. Vom Rhino wäre nichts zu befürchten, denn alle Nashörner sind ausgesprochen kurzsichtig. Wenn man sich ruhig verhält und der Wind gut steht, wissen sie nicht, woher eine Gefahr droht. Langsam trollt das Rhino auf uns zu.

Jürgen flüstert: »Ein toller Bulle, gewaltige Proportionen!«

Mit dem Pentaconar 500 mm paßt er schön in die Bildebene der PENTACONsix, ein Urwelttier in der Steppe. Es erscheint kaum glaubhaft, daß die Forschungsreisenden, die im vorigen Jahrhundert mit ihren Trägerkolonnen Ostafrika bereisten, auf ihren Märschen täglich zwei bis drei Dutzend Nashörnern begegnet sind! So groß war einst der Bestand dieser Tiere in Afrika.

Plötzlich galoppiert eine Zebraherde in die Grassteppe hinaus. Die Gnus werfen auf, lassen sich anstecken und ziehen mit davon. Auch unser Nashornbulle setzt sich in entgegengesetzter Richtung in Trab. Er strebt auf einen kleinen Hang zu und schiebt sich dort ins Dornenbuschwerk ein. Nur die beiden Büffel liegen noch im hohen Gras, aus dem ihre schwarzen Häupter mit den auffallend breiten Helmen hervorragen.

»Jetzt!« zischt Jürgen und gibt mir die Büchse. Wir pirschen uns an. Die Köpfe tief herunter, schleichen wir auf die Büffel zu. Jürgen kriecht voran. Von Zeit zu Zeit machen wir eine Pause. Es ist wirklich notwendig, denn mir schlägt der Puls infolge der Hitze und auch vor Aufregung bis zum Halse. Eine vertrocknete Zeder,

weit in die Wiese vorgeschoben, bietet uns eine letzte Deckung. Dort atmen wir ein paar Minuten tief durch, ehe wir uns langsam neben dem Stamm aufrichten. Die Büffel liegen noch immer. Jürgen tritt einen Schritt zur Seite. Ich entsichere und steche ein. Da erhebt sich der linke Büffel und sichert mit erhobenem Windfang herüber. Das kranke Stück kommt ebenfalls hoch. Entfernung hundertfünfzig Meter. Ich schieße.

Hat der Bulle gezeichnet? Kugelschlag war nicht zu hören. Jetzt laufen beide Büffel rasch auf uns zu. ‚Gefehlt‘, denke ich und repetiere schleunigst. Doch nach knapp zwanzig Schritten verhält das getroffene Tier, schaukelt einige Sekunden unsicher hin und her und bricht zusammen. Mir fällt ein Stein vom Herzen.

Der andere Bulle steuert direkt auf uns los. Wir weichen vorsichtig zurück, denn wir sind ohne Deckung und wollen diesen Büffel nicht schießen. Da kommt uns jedoch Toni, der alles genau beobachtet hat, mit dem Wagen zu Hilfe. Der Bulle dreht ab. Nicht weit entfernt verhofft er zwischen den Akazien und sichert unbeweglich herüber.

Wir geben unserem Stück noch einen Fangschuß. Toni zieht rasch sein Mikrofon heraus, um den »Todesschrei«, ein langgezogenes dumpfes Röhren, aufzunehmen. Aber das Tier ist bereits verendet. Die Kugel saß richtig. Jürgen hält schon das Meßband bereit und überschlägt die Trophäe. Das ist eine alte Gewohnheit von ihm, denn er ist Spezialist für die Bewertung afrikanischer Trophäen und hat alle Formeln im Kopf. Daneben hat er auch ein eigenes Punktsystem erarbeitet, von dem er glaubt, daß es den Besonderheiten mancher Tierarten besser gerecht wird als das internationale Bewertungssystem CIC. Er nickt zufrieden. Der Bulle hat einen breiten, kapitalen Helm und ist schon alt. Jürgen schätzt ihn auf mindestens fünfzehn Jahre. Die Lebenserwartung eines Kaffernbüffels in der afrikanischen Wildbahn beträgt knapp zwanzig Jahre. Aber die beiden Hörner sind nicht in der Mitte der Stirn zusammengewachsen. »Das ist eine ganz irri- ge Meinung«, erklärt Jürgen, »die viele Jäger und Biologen immer noch verfechten. Ich habe schon sehr oft Büffel angetroffen, die ural- t, fast erblindet waren und kurz vor dem natürlichen Tod standen. Bei manchen waren die Hörner in der Stirnmitte bis zu zwanzig Zentimeter auseinander. Generell kann nur gesagt werden, daß das Horn des alten Büffels nicht mehr weich ist, sondern bis her- unter zum Ansatz an den Lichtern verhärtet. So wie bei diesem hier.«

Jürgen und Toni beginnen das Haupt abzuschlagen. Es kostet viel Kraft und Geschick, aber beide sind darin geübt. Der massige

Rumpf des Büffels bleibt zurück. Starke männliche Stücke wiegen rund eine Tonne, und es ist unmöglich, so einen Fleischberg zu bewegen.

Inzwischen ist die Sonne tief herabgesunken. Ihr gelbes warmes Licht flutet über die weite Steppe. Wie vergoldet wiegt sich das lange Gras im leichten Abendwind. Immer wieder blicke ich durch den Sucher meiner Kameras, bis der Filmvorrat zu Ende geht.

Als wir die Heimfahrt antreten, steigt von der anderen Seite der Mond groß und voll über die Steppe. Am Himmel kreisen schon die Geier. Rasch nimmt die Dunkelheit zu. Wir müssen das Licht einschalten. Im Kegel unserer Scheinwerfer sehen wir Schakale und Hyänen, die in Richtung des erlegten Büffels unterwegs sind. Es hat sich demnach schon »herumgesprochen«! Morgen wird nicht mehr viel vom zähen Fleisch dieses alten Bullen übrig sein.

Auf der Heimfahrt zum Camp muß ich an die vielen schrecklichen Geschichten denken, die über böartige, rachsüchtige, wilde »Killer Buffalos« im Umlauf sind. Wir können sie nicht bestätigen.

Büffel sind friedfertige Tiere und keine blutrünstigen Bösewichter, die harmlose Buschläufer überfallen und ihnen nach dem Leben trachten. Es ist vielmehr so, daß die aus der Herde scheidenden Altbüffel ihre Ruhe suchen und jeden Eindringling, der diese Ruhe stört, naturgemäß vertreiben wollen.

Wer von der sagenhaften Härte des Büffels auf der Jagd spricht, vergißt leicht zu sagen, daß die Schüsse oft nicht da sitzen, wo sie tödlich wirken. Hast und Leichtsin sind die wahre Ursache vieler Jagdunfälle, die man allein der »Grausamkeit« des Kaffernbüffels zuschreibt. Den angeschweißten Büffel nach schlechtem Schuß in schwierigem Gelände nachzusuchen, wo die Sicht knapp ist, bedeutet ganz gewiß Lebensgefahr. Wer aber wollte es einem Büffel verdenken, sich nach Kräften zur Wehr zu setzen!

# Ikoma: Geschichte und Geschichten

Nicht weit vom Jagdcamp liegt auf einem großen Hügel die neue, für die Besucher der nahen Serengeti eingerichtete Touristenlodge »Fort Ikoma«. Wer das nötige Geld hat, kann in ihrem Luxus und ihrer Behaglichkeit leicht vergessen, daß er sich im tiefen Busch befindet, über tausend Kilometer von der Hauptstadt Daressalam entfernt. Überall in Ostafrika sind in den letzten Jahren solche Touristencamps wie Pilze aus dem Boden geschossen. Die meisten davon sind moderner und komfortabler als viele Hotels in Europa.

Die Lodge von Ikoma hat ihre ganz besondere Geschichte. Hugh Russell schreibt im Reiseführer »Serengeti«: »Die Burg Ikoma wurde zur Zeit, als Tanganjika unter deutscher Kolonialherrschaft stand, zu rein administrativen Zwecken erbaut . . .« Träfen seine Worte zu, wären die ausgesprochen dicken Steinmauern des Forts kaum nötig gewesen. Ebenso nicht die vier starken Wachtürme, die obendrein mit vorzüglichen Schießscharten versehen sind. Vor allem aber erschiene dann die lückenlose Befestigungsmauer mit ihren Zinnen ringsum als überflüssig.

Nein, Fort Ikoma war ein wohlüberlegter deutscher Militärposten gegen das britische und darum feindliche Kenia. Denn die beiden Kolonialmächte England und Deutschland gönnten sich gegenseitig ihren »Platz an der Sonne« nicht. Für damalige Zeiten war das Fort gut besetzt. Fünfunddreißig Askaris gehorchten hier dem Befehl eines deutschen Leutnants. Die afrikanischen Soldaten standen Wache für Wilhelm, »ihren« Kaiser, einen Mann, den sie nie gesehen hatten. Sie wurden mißbraucht für politische und ökonomische Interessen, die ihnen fremd waren. Sie trugen Waffen für ein Land, von dem sie nicht einmal genau wußten, wo es lag.

Das stark befestigte Fort war den Engländern ein Dorn im Auge. Mehrfach kam es hier im Laufe des ersten Weltkrieges zu er-

bitterten Gefechten zwischen englischen Kolonialsoldaten aus Kenia und der sogenannten deutschen Schutztruppe. Im Jahre 1917 wurde das Fort von einer britischen Einheit der »King's African Rifles« angegriffen, intensiv beschossen und schließlich eingenommen.

Fünfzig Jahre lagen die Ruinen des Forts vergessen in der heißen Sonne, bis 1969 einem österreichischen Amateurarchitekten, Willi Wooldrich, der Gedanke kam, auf den Resten des alten Forts eine Lodge zu errichten. Er fand Geldgeber in Amerika und begann. Die Bauarbeiten zogen sich fast zwei Jahre hin und verschlangen ein Vermögen. Doch der einfallsreiche Willi, der nie im Leben Architektur studiert hatte, setzte am Ende tatsächlich ein Schmuckstück aus Stein, Glas, Holz und Stroh in die Savanne, das sich sehen lassen kann. Wooldrich selbst aber konnte sich bald nicht mehr sehen lassen, denn es kamen Gerüchte über zweideutige Vorgänge in Umlauf, die sein »Genie« nicht bewältigt hatte. Er verschwand, bevor ihn die Polizei holen kam.

Die Lodge aber sichert seitdem vielen afrikanischen Familien dieser abgeschiedenen Gegend Brot und Beschäftigung.

Von der breiten Terrasse neben dem Swimming-pool hat man einen weiten Blick ins Land, bis hinüber zur Serengeti. Kommt von dort ein Wagen herauf, kündigt er sich lange vorher durch eine Staubwolke an, die wie ein graues Band über seiner Route hängt.

Blühende Ziersträucher schmücken die Anlagen von »Fort Ikoma«. Viele Nektarvögel stellen sich hier ein. In schnellem, unstemem Flug flattern die kleinen Vögelchen zu den Blütenkelchen, aus denen sie mit ihren schmalen, gebogenen Schnäbeln den Nektar schlecken. Die Männchen haben ein blaugrünes, metallisch glänzendes Prachtgefieder, manche Arten, wie Schmucknektarvogel oder Glanznektarvogel, sind dazu noch mit einem leuchtendroten Brustband geschmückt. Die Weibchen sind dagegen alle unscheinbar gefärbt.

Am Swimming-pool stehen täglich vier Kronenkräniche und zanken sich mit den Badegästen. Jeder behauptet sein Recht auf den Platz neben dem Wasser. Vor ihren derben Schnabelhieben muß man auf der Hut sein. Valerie, die junge Direktorin der Lodge, schlichtet gewöhnlich den Streit, indem sie die erzürnten Vögel mit Leckerbissen fortlockt. Die Kronenkräniche gehören zum lebenden Inventar der Fort Ikoma Lodge und gehen noch auf eine Idee des »tüchtigen« Willi zurück. Die lindgrünen Chamäleons hingegen, die wir neben der Terrasse beobachten, sind freie

Naturkinder. Bedächtig setzen sie ein Bein vor das andere, denn Laufen ist nicht ihre größte Stärke. Sie besitzen aber eine andere Eigenschaft, die sie vor Feinden schützt: ihre Fähigkeit, sich zu tarnen, indem sie die vorherrschende Farbe ihrer Umgebung annehmen und sich bei Veränderungen entsprechend verfärben. – Manchmal wippen die Tiere auch merkwürdig hin und her, um ihre Feinde zu irritieren. Die großen runden Augen rotieren beständig. Mit ihnen kann das Chamäleon in einem Winkel von fast 360 Grad umherblicken, ohne den Kopf zu bewegen. Ist ein Beutetierchen angepeilt, schnellt die lange klebrige Zunge blitzschnell heraus und fängt es ein.

Am Nachmittag fahren wir ins Dorf. Die kleine Ortschaft liegt einige Meilen von der Lodge entfernt. Dort wird eine neue Ikoma-Hütte gebaut, und wir haben vor, ein paar Aufnahmen davon zu machen. Mongabu begleitet uns.

Am Grumeti begegnen wir einem langen Zug gutgekleideter Leute. Im Gänsemarsch steigen sie durch die Savanne. Es sind amerikanische Touristen. Jede Woche wird eine neue Gesellschaft nach Ikoma eingeflogen. Montags steht dann ein zweistündiger Marsch durch den Busch auf dem Programm! Voran schreitet kühn ein zünftig gekleideter Safariführer mit geschultertem Gewehr. Er hat zwar keine Jagderlaubnis, aber ohne Büchse macht es einen viel schlechteren Eindruck. Vor allem trägt er sie wegen der Fotos, die seine Schützlinge machen. Diese stolpern ihm schwitzend hinterher. Die Männer mit dicken Bäuchen, die Frauen mit weißen Hütchen. Einer hinter dem anderen. Das ist furchtbar aufregend und macht guten Durst.

Empörte Blicke treffen uns, als die Staubfahne unseres Wagens die »Buschläufer« erreicht.

Vor dem Dorf arbeiten drei Ikoma-Mädchen auf einer Pflanzung. Sie schlagen Mais mit der Panga, einem langen, breitflächigen Haumesser. Diese Panga ist ein regelrechtes Vielzweckgerät und ersetzt in Afrika Säge, Beil, Messer und Hammer. Ohne Panga geht kein Afrikaner in den Busch. Mongabu kennt die Mädchen. Er kennt überall, wohin wir auch kommen, alle Mädchen. Er winkt, schreit, lacht ihnen zu und sagt stolz zu mir: »Meine!« Monika schaut ihn dann schräg von der Seite an. Wenn man Mongabu glauben darf, hat er zwei Frauen und »kumi na sita«, siebzehn Kinder! Zutrauen würde ich es ihm schon, dem alten Schwerenöter. Am Rande des Dorfes liegen die Viehhütten. Hier weiden Zeburinder und Ziegen. Die bunten Zebus sind die üblichen Hausrinder Ostafrikas. Wie die Ziegen treten sie in vielen Farbvariationen von Weiß bis Schwarz auf. Scharen von lästigen

Fliegen schweben über dem Vieh. Die Leute im Dorf freuen sich, als sie uns sehen. Schon mehrfach haben wir hier, von der Jagd kommend, ein paar Zebrakeulen abgeladen. Ein junges Mädchen lacht uns an, daß die weißen Zähne blitzen. Sie heißt Josephine. Ihre Zähne wären die beste Reklame für jede Zahncreme. Mongabu ist sofort in seinem Element. Er neckt das Mädchen und tanzt vor ihr mit urkomischen Bewegungen. Wir schauen schmunzelnd zu.

Vieles wird in Afrika durch den Tanz gesagt: Liebe, Haß, Verehrung, Freude, Trauer. Es ist für Fremde nicht immer leicht, sich in den Sinn der kultischen Tänze hineinzudenken. Mongabu sagt dem Mädchen schlicht und einfach, daß sie ihm gefällt. Ihre Antwort ist ebenso eindeutig. Sie beißt ihn in den Arm! Mongabu lächelt süß und tanzt weiter. Da schüttet ihm Josephine eine Handvoll Wasser ins Gesicht. Sofort ist die Liebe aus! Mongabu zieht sich zurück, mit Wasser möchte er nichts zu tun haben. Wir lachen schallend, Josephine auch. Zornig über die erlittene Schmach verdrückt sich unser Fährtensucher.

Die neue Hütte ist noch nicht fertig. Die einzelnen Elemente dieser für die Ikomas typischen Behausung sind im Rohbau gut zu erkennen. So ein Hausbau im ländlichen Afrika geht auf einfache und billige Weise vonstatten. Als Baustoffe dienen Naturprodukte, wie Holz, Lehm und Stroh, die in der Umgebung zu finden sind. Dach und Wände werden aus langen, dünnen Knüppeln kunstvoll und haltbar zu einem Gerüst geflochten, in das ungebrannte Lehmziegel eingesetzt werden. Die Außenwände, mit Kuhdung verschmiert, werden in der heißen Sonne steinhart. Jeder im afrikanischen Dorf ist heute noch in der Lage, eine solche Behausung zu errichten, wobei ihm die anderen Dorfbewohner helfen. Die Dorfleute waren in jahrhundertelanger Abgeschiedenheit darauf angewiesen, alles selbst herzustellen, was sie zu ihrem anspruchslosen Leben benötigten. Wenn eines Tages der sozialökonomische Fortschritt auch in Ikoma Einzug hält, werden bittere Armut und böse Krankheiten verschwinden, aber vielleicht auch viele Fähigkeiten und Naturinstinkte verlorengehen.

Während ich die Hütte fotografiere, stürzt plötzlich eine Afrikanerin gestikulierend herbei. Ihr flottes Mundwerk sprudelt wie ein Wasserfall. Frauen verstehen sich ja nicht nur in Afrika oft recht wortreich auszudrücken. Es wird denn auch offenbar, daß sie Honorar verlangt, denn es ist ihre Viehhütte, die ich fotografiert habe. Ich gebe ihr nach Landesbrauch ein kleines Trinkgeld. Sie dankt und läuft gleich zu Toni, der gerade still im Auto ver-

schwinden will. Sie zerrt ihn wieder heraus, denn auch er soll zahlen. Weil Toni aber nicht fotografiert hat, glaubt er, nicht in die Tasche greifen zu müssen. Doch weibliche Logik geht zuweilen andere Wege. Die Mama fällt ihm resolut um den Hals, und der arme Toni bringt vor Schreck kein Sterbenswörtchen in Suaheli heraus. Die beiden ringen um Sieg und Punkte! Ich schieße ein paar lustige Schnappschüsse. Endlich hält die Mama nicht nur Tonis beide Brillen fest in der Hand, gewissermaßen als Geiseln, sondern erbeutet auch noch seinen Hut. Damit ist die »Schlacht« entschieden, Toni zahlt. Fröhlich über den gelungenen Handstreich lachend, hebt die Mama beide Hände zum Gruß.

Der ganze Tag war schon schwül gewesen. Jetzt zieht mit schwarzen Wolkenbergen ein Gewitter heran. Im Dorf scheint noch die Sonne, aber unweit davon sehen wir in grauen Streifen den Regen niedergehen. Wir sind im offenen Geländewagen unterwegs, so daß es Zeit wird, in der Schenke Unterschlupf zu suchen, wenn wir nicht pudelnaß werden wollen. In dem langen, schmucklosen Raum stehen nur ein paar einfache Bänke. Hinter der hölzernen Theke ist eine große Batterie Bierflaschen aufgebaut. Über den Flaschen hängt der offizielle Wandschmuck aller dienstlichen Gebäude Tansanias, zwei Bilder: Präsident Nyerere und sein Vizepräsident, der Regierungschef der Insel Sansibar.

Das Bier ist dünn, aber angenehm kühl. Wir haben noch nicht ausgetrunken, da gießt es draußen bereits in Strömen. Es ist, als öffne der Himmel alle seine Schleusen. Das Wellblechdach dröhnt unter dem Trommelregen. In dieser Jahreszeit ist der starke Regen ganz ungewöhnlich. Entgegen jeder Erfahrung ist die große Regenzeit, die in Ostafrika normalerweise von Ende März bis Mitte Mai währt, diesmal weit in den Juni hineingerutscht. Wir sitzen gute zwei Stunden hinter der Theke fest. Der Ikoma-Wirt macht ein hübsches Geschäft. Was dem einen sin Uhl, ist dem anderen sin Nachtigall!

Neben uns teilen afrikanische Gäste aus Uganda das gleiche Schicksal. Es sind fünf Geologen, die mit einem Landrover vom Victoriasee herübergekommen sind und in die Serengeti wollen. Einer von ihnen, ein lustiger Bursche, erzählt uns eine Geschichte, die sich kürzlich im Kidepo-Nationalpark, Uganda, zgetragen hat. Dort wollte ein Besucher gern Löwen sehen und bekam mit ihnen bald mehr zu tun, als ihm lieb war. Zusammen mit einem Wildhüter, der sich anbot, ihn zu führen, geriet der Gast in einen gewaltigen Regenguß. Der Wagen blieb stecken, und die beiden mußten wohl oder übel zu Fuß den langen Weg



Vorhergehende Seite:  
Wir passieren den nordwestlichen  
Eingang zum Serengeti-Nationalpark

Kamerajagd in Steppe und Savanne:  
Zebras und Elenantilope (unten) –  
Grantgazellen – Straußenhenne –  
Kaffernbüffel

Folgende Seiten:  
Nahezu eine Million Gnus leben  
in der großen Serengeti

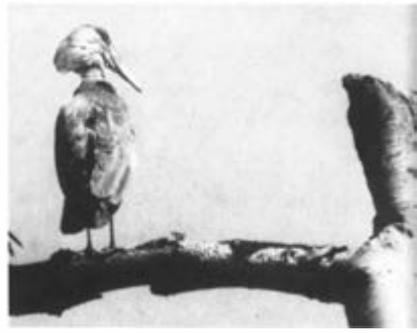












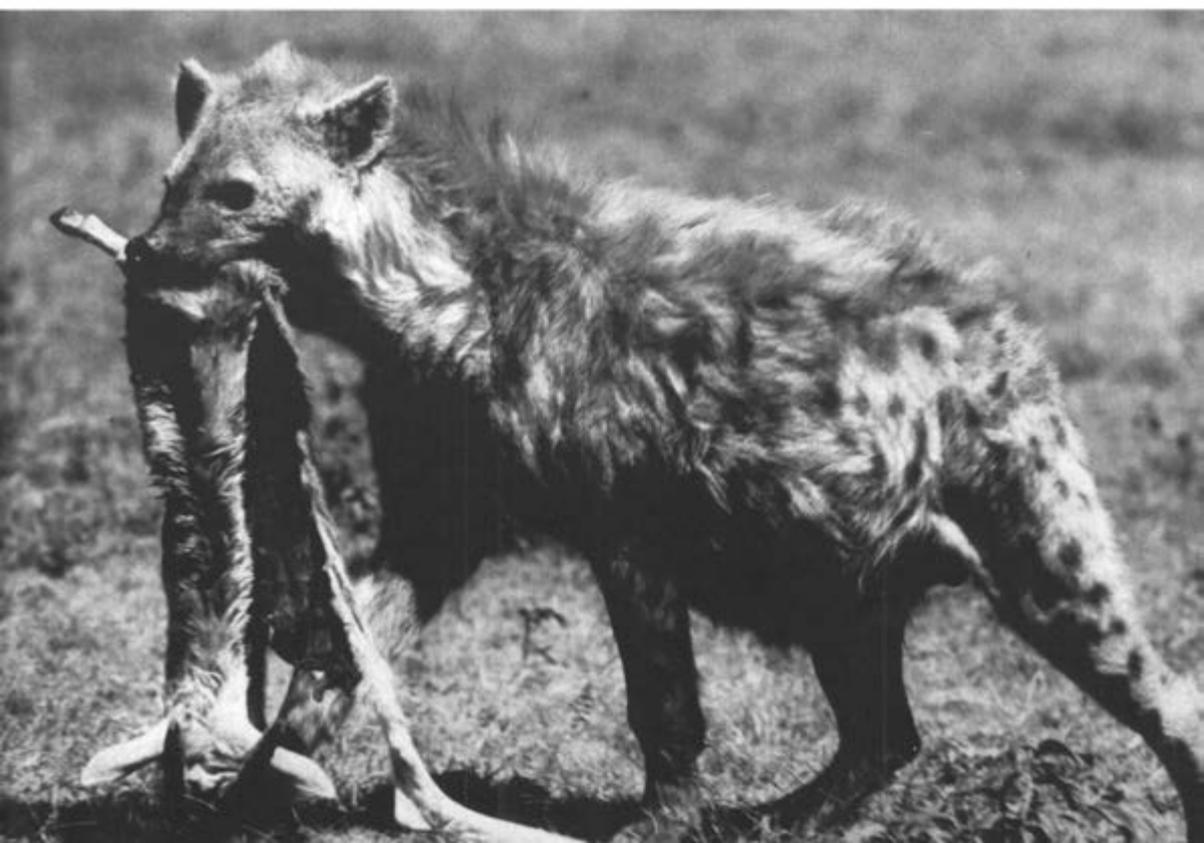
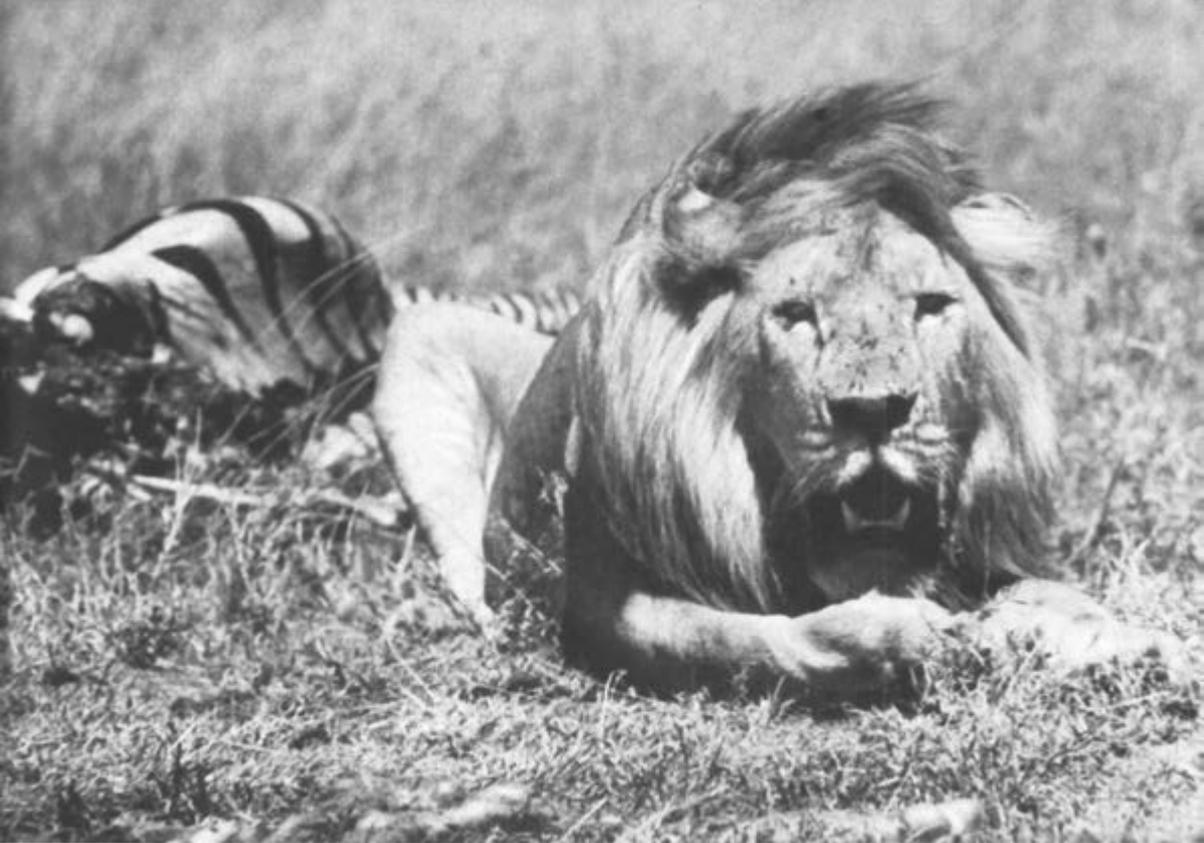
Fort Ikoma ist heute eine attraktive Safari-Lodge – Der Schattenvogel wurde von den Buren „Hammerkop“ genannt –  
Liebling des Jagdcamps am Grumeti: ein kleiner Mungo

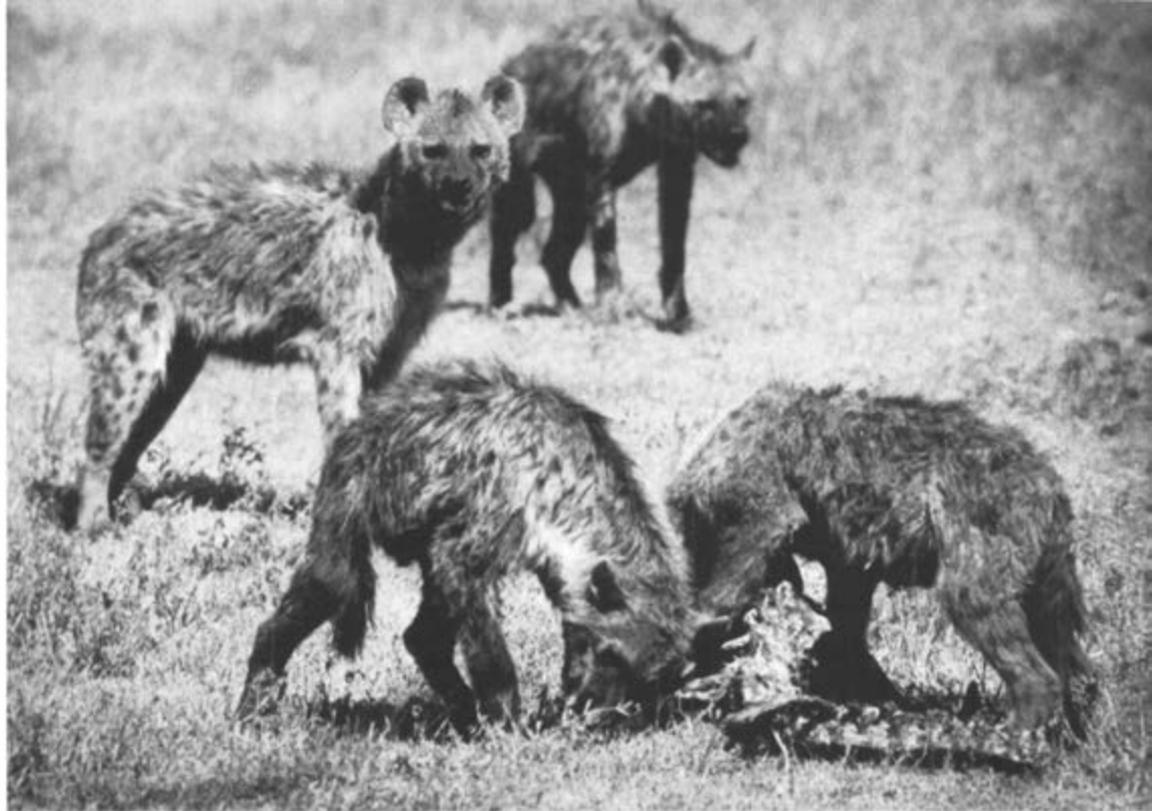


Begegnung an der Piste:  
Die Afrikanerin liebt farben- und  
ornamentreiche Kleidung

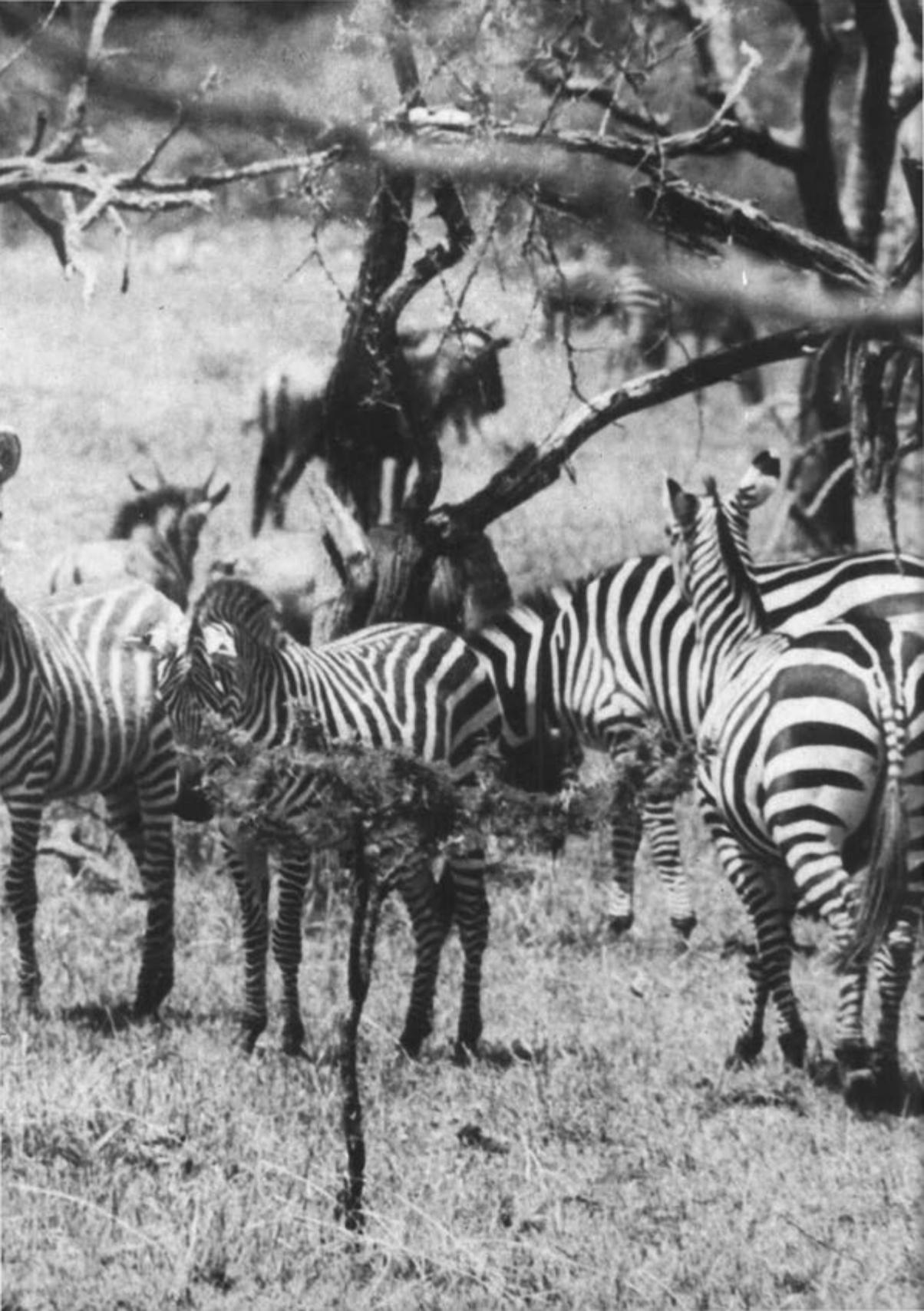
Folgende Seiten:  
Kapitaler Impalabock –  
Hyänen und Geier, die  
Gesundheitspolizei der Steppe,  
beseitigen die Reste der  
Löwenmahlzeit – Zebraherde in der  
Dornbuschsavanne

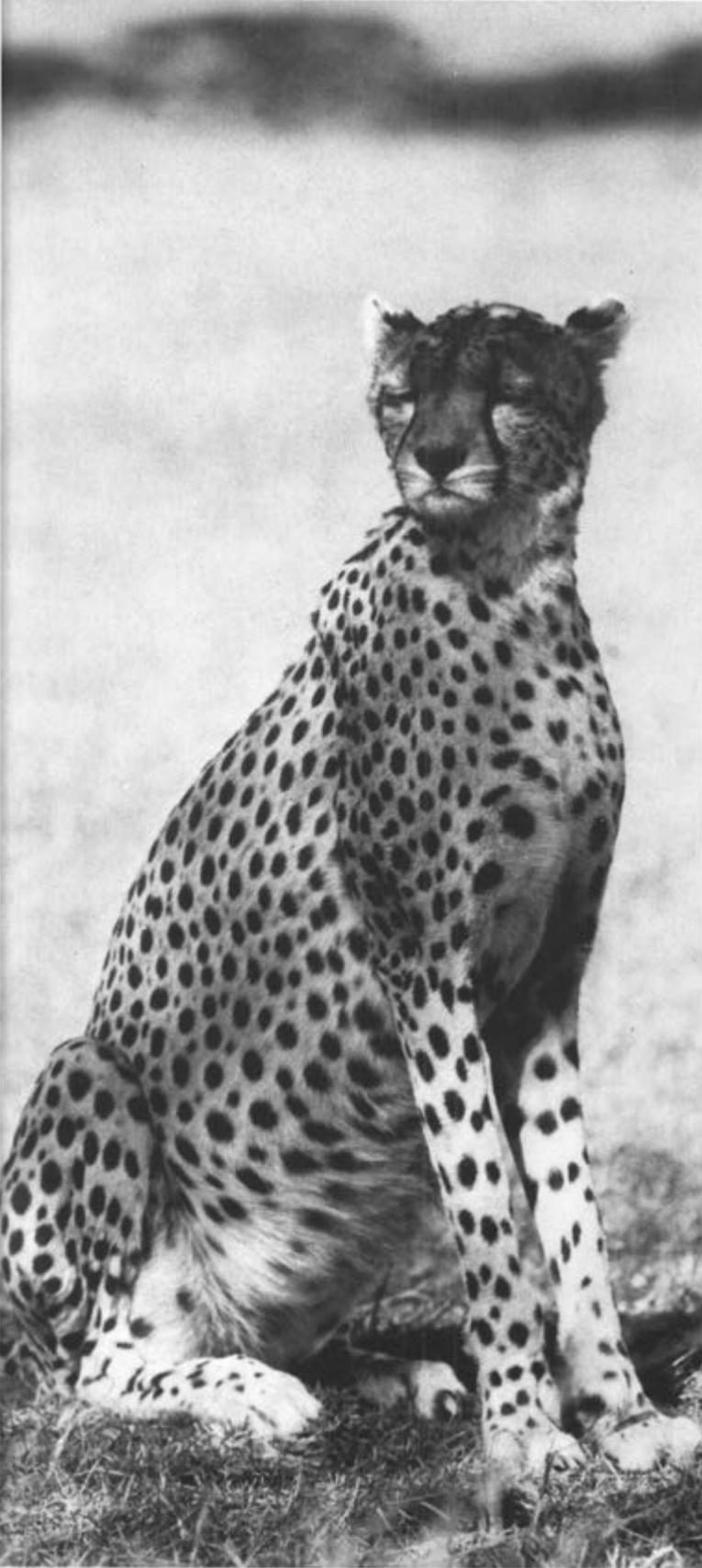








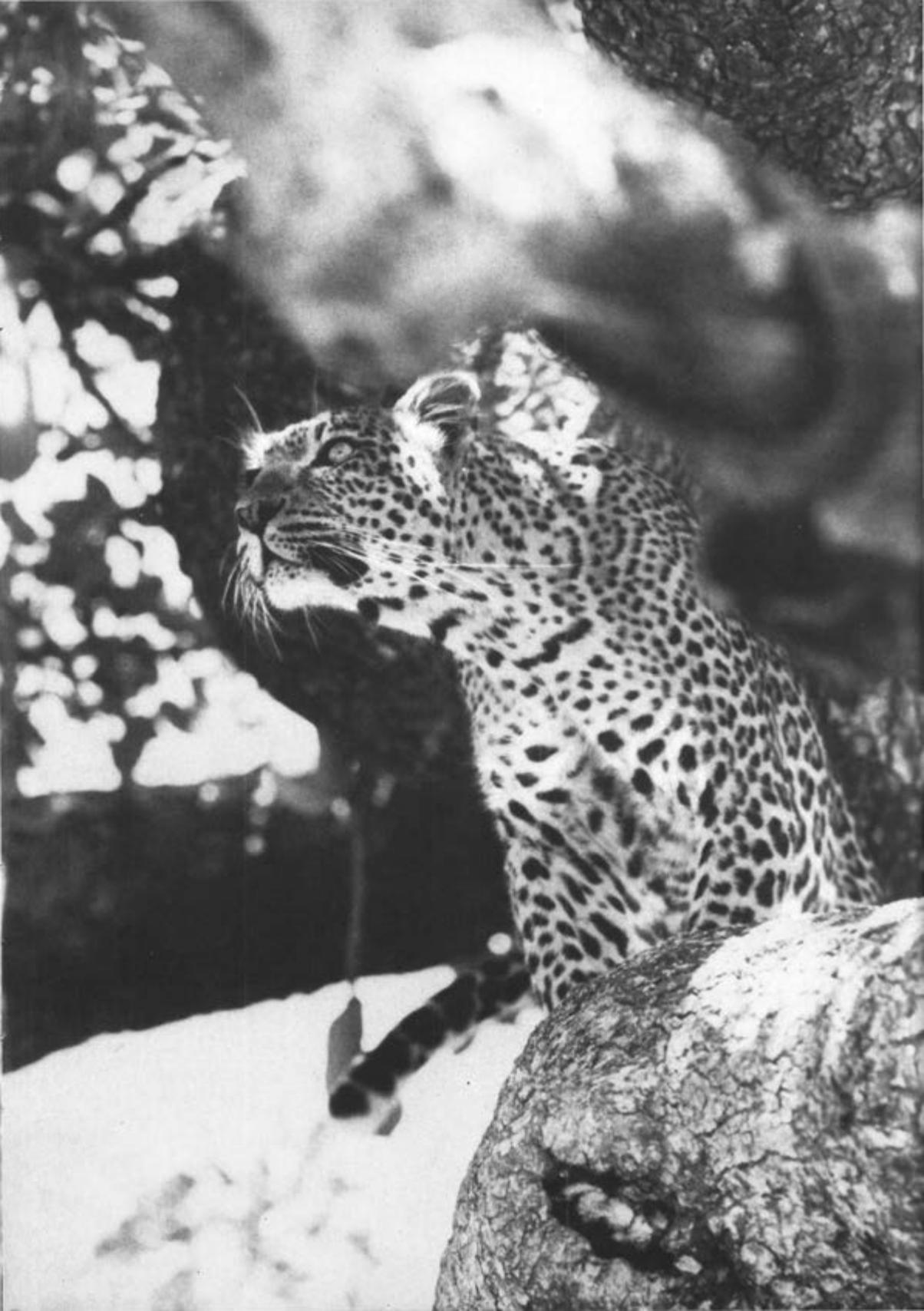




Gepard und Leopard haben unterschiedliche Jagdgewohnheiten: Während der Gepard bei der Jagd auf Gazellen eine Geschwindigkeit bis zu 90 km/h entwickelt, beschleicht der Leopard (rechts) seine Beute und überwältigt sie mit blitzschnellem Sprung



Folgende Seite:  
In der Nahrungskugel des  
Pillendrehers entwickelt sich später  
die Larve





nach Apoka zurücklegen. Als die Sonne schon gesunken war, trafen sie auf eine Löwin mit Jungen. In ihrer Not erkletterten sie rasch einen Baum und saßen dort zwei Stunden angstschlotternd in der Dunkelheit, bewacht von der Löwin – bis sie endlich durch Parkangestellte befreit wurden. Als sie im Landrover die Straße entlangfuhren, die sie sonst hätten laufen müssen, begegneten ihnen noch vier junge Mähnenlöwen in einer Gegend, in welcher keine Bäume standen. Glück im Unglück!

Draußen gießt es noch immer in Strömen. Nachdenklich blicken die Männer aus Uganda aus dem Fenster. Ihre Situation erinnert an die eben gehörte Geschichte. Man sieht, ganz wohl ist ihnen nicht zumute! Als der Wassersegen endlich vorüber ist, haben sich alle Wege in reißende Sturzbäche verwandelt, in denen das Wasser schmutziggelb entlangschießt. Ein normaler Straßenwagen hätte jetzt nicht die kleinste Chance. Auch wir müssen uns nun sputen, um über den Grumeti zu kommen, bevor das Hochwasser einsetzt.

Unsere Arbeit in Ikoma geht zu Ende. Wir haben schon keine Ruhe mehr und fiebern unserer nächsten Station, der großen Serengeti, entgegen. Edward soll uns als Koch begleiten. Jürgen hat ihn ausgewählt, weil er von allen Leuten im Camp auch vom Toyota Landcruiser am meisten versteht. Mongabu zeigt sich als ein Gentleman. Er schenkt Monika zum Abschied einen schönen metallenen Armbreif. Sie revanchiert sich mit einem Küßchen, was den alten Casanova fast zu Tränen rührt.

Ich möchte gern einen typischen Ikoma-Bogen mit einigen Pfeilen für meine Afrikasammlung erwerben. Diese alte, landesübliche Waffe wird hier oft von Buschläufern getragen. Für die Bogen verwenden die Ikomas bruchsfähige Holzarten. Die Bogensehnen bestehen aus Mkongi, wildem Sisal, dessen Fasern zu langen Schnüren gedreht werden. Sampson, der Hilfskoch, will mir einen Bogen besorgen und verlangt sechzig Schilling dafür. Aber John nimmt mich zur Seite und meint augenzwinkernd, fünfundsiebzig Schilling würden auch genügen. Ich kaufe natürlich bei John. Er unterweist mich im Schießen, und ich staune über seine hohe Treffsicherheit.

Die Pfeile sind achtzig Zentimeter lang. Sie bestehen aus dünnem, stabilem Rohr. Der besseren Flugführung wegen sind hinten vierkantige Federn eingearbeitet. Vorn ist eine flache, mit Widerhaken versehene Eisenspitze eingebunden. Dahinter klebt eine schwarze, gummiartige Masse, das Gift! Es wird aus einem Baum, *Acocanthera schimperi*, oder aus dem Strauch *Strophanthus emini* gewonnen. Beide wachsen in Ikoma gewissermaßen

vor der Tür. Das Gift ist schnellwirkend und absolut tödlich. John behauptet, ein Pfeil genüge, um Mbogo, den Büffel, oder Simba, den Löwen, zu erlegen. Bwana Tembo, der Elefant, brauche zwei bis fünf Giftpfeile. Das Fleisch werde um den Einschuß herum ausgeschnitten, sei aber sonst genießbar.

Ein Ikoma, der im hohen Gras stolperte und dabei in einen seiner vergifteten Pfeile fiel, der sein Bein durchbohrte, starb trotz aller Hilfe innerhalb von vierzig Minuten. John bestätigt mir, daß in jeder Hütte Ikomas Pfeile und Bogen vorhanden seien. Mehr braucht er nicht zu sagen. Das Ausmaß der heimlichen Wilddieberei wird damit schon deutlich genug. Dem kleinen Wilddieb, der mit Pfeil und Bogen jagt, bringt die Jagdkontrollbehörde noch gewisses Verständnis entgegen. Er gehört meist zu traditionellen Jagdstämmen, denen die Jagd seit jeher Ernährungsgrundlage war. Diese Jäger töten kaum seltene Wildarten, weil nicht die Trophäe das Ziel ihrer Jagd darstellt, sondern das Fleisch. Erst kürzlich beobachteten wir im Ikorongo an einem Hügel zwei nackte Gestalten, die mit Pfeil und Bogen Wasserböcken nachstellten. Unser Fährtsucher sagte, es seien Leute vom Stamme der Ndorobo. Als sie uns bemerkten, legten sie sich sofort flach auf den Boden und waren dann wie vom Erdboden verschluckt. Sie wußten offensichtlich, daß ihnen Bestrafung droht, falls sie auf frischer Tat ertappt würden.

# Serengeti - größte Wildsteppe der Erde

Ikoma will uns nicht fortlassen. Genauer gesagt, hat der Grumeti schuld. Gestern plätscherte er noch stillverträumt vor sich hin. Nachts hat es jedoch wieder geregnet. Als wir heute morgen in die Serengeti aufbrechen und über den Fluß wollen, sehen wir uns einer reißenden Flut gegenüber.

Die Brücke ist überschwemmt und dadurch unsichtbar geworden. Fast einen Meter höher geht der Strom darüber hinweg. Es wird vier bis fünf Stunden dauern, ehe sie wieder passierbar ist. Aber so lange wollen wir nicht warten, denn inzwischen kann es erneut regnen. Wir entschließen uns, eine Stunde Umweg in Kauf zu nehmen, und fahren zu einem anderen Übergang.

Auch hier sieht es nicht rosig aus. Die schmutzige Wasserflut schnellt zwar nur knietief über die Brückenfläche, doch hat sich eine Menge Treibgut – Stämme, Äste und Steine – lustig ineinander verklemmt, als es in schneller Wasserfahrt gegen die Brücke gestoßen war. Barfuß, mit aufgekrempelten Hosenbeinen, räumen wir eine halbe Stunde lang die größten Hindernisse zur Seite und prüfen, ob der Beton der Brücke noch hält und auch keine Löcher klaffen. Unser Freund Mandu aus Aruscha ist erst kürzlich an einem solchen Übergang gescheitert und mitsamt seinem Geländewagen in den Fluß gestürzt. Zum Glück war der Schreck größer als der Schaden, und Mandu kam mit leichten Schürfwunden davon. Mit Hilfe eines herbeigeholten Bulldozers konnte der Wagen wieder herausgezogen werden. Hier im Busch ist das nichts Ungewöhnliches.

Toni fährt den Toyota im Allradantrieb vorsichtig über den Grumeti. Am anderen Ufer sehen wir Spuren von zwei Löwen im weichen Boden. Anscheinend wollten sie die Brücke ren, scheuten jedoch vor dem reißenden Fluß zurück. Vielleicht haben sie auch nach ausgiebiger Mahlzeit nur ihren Durst gelöscht.

Der Anblick dieser Fährten erregt uns. In Ikoma haben wir vieles beobachtet und erlebt, doch Löwen sind uns immer aus dem Weg gegangen. In einem so stark frequentierten Jagdgebiet ist das freilich kein Wunder. Ich bin überzeugt, daß wir mehrmals dicht an ihnen vorbeigefahren sind. Aber die großen gelben Katzen verstehen es hervorragend, sich zu verstecken. In der Serengeti werden wir hoffentlich mehr Löwenglück haben.

Vom Grumeti bis zum Parkeingang ist es nur ein Katzensprung. Heute brauchen wir dafür eine gute Stunde, da die Wege verschlammmt sind. Wo sie durch Senken führen, haben sich richtige kleine Seen gebildet. An solchen Stellen läßt sich der Verlauf des Weges nur vermuten, doch Edward kennt sich darin aus und lotet uns geschickt hindurch. Mitunter steht der Toyota bis zu den Achsen im Wasser.

An einer Stelle hat sich ein großer Lastwagen festgefahren. Der Fahrer ist etwas von der Straße abgekommen, und nun sitzt das »Maschinchen« tief im Schlamm. Zwölf Afrikaner schieben und schaufeln im Schweiß ihres Angesichts, um das Lorry wieder flottzubekommen. Am Eingang des Serengeti-Nationalparks begrüßen uns John und Williams. Wir waren schon einige Male hier und sind mit den beiden jungen Game Warden, wie man in Tansania die Wildhüter nennt, befreundet. John ist zwanzig, Williams achtzehn Jahre alt. Auch heute haben wir für sie wieder Zigaretten Marke SAFARI aus Fort Ikoma mitgebracht. Hier draußen gibt es sonst weit und breit keine zu kaufen.

Die beiden wissen, daß wir an einer Publikation über ihre Nationalparks arbeiten, und sparen nicht mit Rat und Hilfe. Unser Kommen bedeutet für sie in dieser Einsamkeit eine willkommene Abwechslung. Wir möchten sie nicht enttäuschen und verplaudern ein gutes Stündchen. John und Williams haben die Wildhüterschule in Mweka besucht, wo junge Game Warden für ihren Dienst in den Nationalparks ausgebildet werden. Sie lernen dort Flora und Fauna kennen, treiben Verhaltensstudien, werden auf den Umgang mit Touristen vorbereitet und erlernen den Gebrauch von Jagdwaffen. Das Ausbildungsprogramm ist vielseitig und ganz auf die spätere Praxis ausgerichtet. Die Wildlife Management School in Mweka besteht schon zehn Jahre. Erfahrene Zoologen und Berufsjäger zählen zu ihren Lehrkräften, unter ihnen auch Patrick Hemingway, ein Sohn des großen Schriftstellers. Heute werden in Mweka die Wildhüter und Berufsjäger aller englischsprechenden Länder Afrikas ausgebildet.

Nach erfolgreich bestandener Prüfung wurden John und Wil-

liams zur Serengeti-Parkwacht versetzt. Die Aufgaben hier sind nicht schwierig. Unter anderem kassieren sie die Parkgebühren, geben den Reisenden Hinweise für das Verhalten in der Serengeti und machen Patrouillenfahrten. Nach der Parkordnung ist die Fahrgeschwindigkeit im Nationalpark auf dreißig Meilen, das sind rund fünfzig Kilometer, pro Stunde begrenzt, wobei Tiere immer »Vorfahrt« haben. Nicht nur die großen Elefanten, auch das zierliche Dikdik darf dieses Recht für sich in Anspruch nehmen. In der Serengeti können die Besucher im Gegensatz zu anderen Nationalparks an übersichtlichen Stellen, wo die Gefahr der Annäherung von gefährlichem Großwild nicht gegeben ist, ruhig einmal den Wagen verlassen. Nach sechs Uhr abends und vor sieben Uhr morgens darf niemand im Park umherfahren. Auch uns sind diese Regeln bekannt. Zum Abschied fotografieren wir John und Williams »in Ausübung ihres Dienstes« und versprechen, die Fotos später zu schicken. Wann das sei, wollen die beiden sofort wissen. Ich zucke mit den Achseln: »Laßt euch überraschen!« Doch John möchte es genauer wissen, da die Post hier nicht ausgetragen werde. Wer einen Brief erwartet, muß zum fraglichen Zeitpunkt in Seronera nachforschen, zwanzig Meilen von hier, und ihn dort abholen. Also gut. Heute ist der 12. Juni. Wir einigen uns auf Ende Oktober. John und Williams vermerken es dick im Kalender. So ist das mitunter in Afrika.

Die Campsite in Seronera liegt einige Kilometer von der Lodge entfernt auf einem flachen Hügel zwischen dichtbewachsenen Kopjes. Die Stelle unterscheidet sich in nichts von der übrigen Parklandschaft. Hätte nicht ein kleines weißes Schildchen auf »Campsite 1« verwiesen, wären wir wahrscheinlich daran vorbeigefahren. Ihr einziger Luxus besteht in einer blechernen Abfalltonne und einem Holzhäusel mit einem Herz in der Tür. Papier ist natürlich mitzubringen, Wasser muß von der Lodge geholt werden.

Dennoch gefällt uns der Ort. Mit Bedacht wählen Toni und Edward einen Lagerplatz aus, der für einige Wochen unser Zuhause in dieser Wildnis sein wird. Im Augenblick sind wir die einzigen Anlieger hier. Unser Zelt schlagen wir neben einer großen Schirmakazie auf. Ihr feines Wipfelgeäst spendet immerhin spärlichen Schatten. Blattreiche andere Bäume wachsen nicht in der Trokensavanne. Bäume, Sträucher und Pflanzen haben sich hier auf sparsamsten Haushalt eingerichtet. Am Stamm der Akazie richtet Monika mit Spiegel, Seife, Waschfleck und Wassersack unser »Bad« ein. Gleich daneben erbaut Edward seine »Küche«: drei

Steine um etwas Holz, darüber ein großer Topf. Holz zum Kochen gibt es in der Umgebung des Camps zur Genüge. Dafür sorgen die Elefanten, die überall Bäume umgestoßen und Äste abgebrochen haben.

Als das Lager steht, fahre ich mit Toni zur Seronera Lodge. Wir müssen Wasser holen und tanken. Man tut in der Serengeti gut daran, stets mit einem vollen Benzintank loszufahren, denn in den niederen Gängen verbrauchen die Landrover viel Treibstoff. Wer sich wie wir in Gegenden aufhält, wo selten jemand hinkommt, setzt sich nicht gern der Gefahr aus, irgendwo hilflos im Busch liegenzubleiben.

Die alte »Seronera Lodge« hat schon bessere Tage erlebt. Das jedenfalls ist unser erster Eindruck, als wir um eine große Kopje herum zum Parkplatz einbiegen. Vor der Einfahrt hat man vier tückische Querrinnen über den Weg gebaut. Diese Bodenwellen sollen zum Langsamfahren anregen. Es hätte freilich auch die Möglichkeit bestanden, ein Schild mit der Aufschrift: »Bitte langsam, es staubt!« anzubringen. Aber es wäre ohne Zweifel nicht so wirksam gewesen. Die erste Rinne nimmt Toni nicht ernst, so daß der Wagen prompt einen großen Hopser macht. Wir und alles, was im Auto liegt, tun es ihm gleich. Das bekommt natürlich niemandem gut, am allerwenigsten unseren Kameras. Augenblicklich geht Toni auf »Langsame Fahrt voraus«. Da ist schon die zweite Rinne, die für solche Leute gedacht ist, denen man alles zweimal sagen muß! Die dritte schließlich macht jene weich, die besonders hart im Nehmen sind. Die vierte aber ist für die Vergeßlichen. Wirklich, sehr praktisch, diese Geschwindigkeitsbegrenzung!

Zwei Schmuckbartvögel streiten sich flügelschlagend am Weg. Sie befinden sich in höchster Erregung und nehmen von uns keine Notiz. Wir vermuten, es sind Männchen, die sich an der Grenze ihres Wohnbezirks in die Federn gerieten.

Lodgerestaurant, Rezeption und Tankstelle liegen versteckt hinter großen Kopjefelsen. In langer Reihe stehen hier auch die Safarizelte für die Gäste. Es sind große, geräumige, wetterfeste Unterkünfte. Ein jedes von ihnen ist zusätzlich mit einem festen Dach versehen, um Regen und Sonnenglut abzuhalten. Die Saison hat noch nicht begonnen. Es sind kaum Touristen hier, die Zelte stehen nahezu leer. Hinter den Zelten befinden sich praktische Waschbecken mit einer sinnreichen Vorrichtung zum Duschen. Suahelisperlinge hüpfen dort entlang und benutzen die Wasserbehälter als Tränke.

Zwischen den Zelten feiern die Mäuse Hochzeit. So viele habe ich 70

noch nirgends am hellichten Tag beisammen gesehen. Ein Schmetterlingsfink fliegt vorüber. In den Akazien zwitschern Maskenweber und Spekesche Webervögel. Dort befindet sich eine kleine Kolonie ihrer kugeligen Nester.

Nahe den Felsen wird eifrig gebaut. Sandberge und Steine türmen sich neben schon rohbaufertigen Häusern. Seronera ist auf dem besten Wege, eine große Siedlung zu werden. Dreihundert Meter weiter entsteht eine neue, komfortable Lodge. Es ist keine glückliche Lösung, Hotels mitten in die Nationalparks zu bauen. Jeder Hotelbetrieb erfordert Bedienstete, diese brauchen Wohnungen, ihre Familien Einkaufsmöglichkeiten, die Kinder eine Schule, ein Krankenhaus entsteht, und in kürzester Zeit wachsen um die Hotels richtige kleine Dörfer, die sich immer mehr ausbreiten. So ist es hier in Seronera gekommen. Im Krüger-Nationalpark in Südafrika gibt es bereits einen Supermarkt! Diese Entwicklung liegt keinesfalls im Interesse des afrikanischen Naturschutzes. Der Status des Nationalparks als Reservat ohne Menschen wird dadurch zweifellos fragwürdig. Hotels gehören an den Rand der Parks, wie am Manjarasee oder im Ngorongoro-Krater.

Am Bauplatz des neuen »Seronera-Hotel« wurden zwei alte Steinschüsseln gefunden. Nach der Radiokarbonmethode geprüft, sollen sie etwa 2 000 Jahre alt sein. Sie wurden von Hirten angefertigt, die offenbar die südwestlichen Felsen von Seronera bewohnt haben.

Auf den Kopjes hinter dem Museum liegen Klippschliefer in der Sonne. Sie sind so groß wie Kaninchen, doch erinnern sie ihrem Aussehen nach lebhaft an Murmeltiere. Es sind jedoch keine Nager, sondern Vertreter einer Ordnung kleiner Huftiere. Nach ihrer Anatomie, so kurios es auch klingen mag, sind sie die nächsten lebenden Verwandten der Elefanten! Auf Suaheli heißen sie Pimbis. Die kleinen Pimbis führen in Seronera ein geselliges Leben. In der Nähe der Menschen leben sie von Feinden unbehelligt und sind ganz zutraulich geworden. Sie ernähren sich von Gras, erhalten aber aus den Abfällen der Lodgeküche manche Sonderration. Kleine Leckerbissen holen sich die braunen Tierchen gern aus der Hand. Bei solch einer amüsanten Fütterung machen wir die Bekanntschaft von Mr. Ambasna, dem Leiter der Lodge, einem Inder mit schwarzem Vollbart. Mr. Ambasna ist Tiernarr, und die kleinen Pimbis stehen mit ihm auf ganz vertrautem Fuß. Furchtlos klettern sie seine Beine hoch und balancieren auf seinen Armen entlang. Als Mr. Ambasna hört, was uns nach Seronera führt, bietet er uns sogleich Hilfe an. Abends

dürfen wir nach Bedarf zum Baden kommen. Wer täglich so verstaubt aus dem Busch zurückkehrt wie wir, läßt sich das nicht zweimal sagen.

Wir füllen unsere Wasserkanister, tanken auf, und in brausender Fahrt geht es mit klirrenden Bierflaschen zurück ins Lager. Die Bodenwellen an der Lodgeausfahrt werden von Toni jetzt mit viel Respekt beachtet.

Am Zelt, wo Edward bereits aufgetragen hat, dampfen Makkaroni lecker in der Schüssel. Scharfe Chilisauce steigt uns in die Nase und reizt den Appetit doppelt an. Statt Fleisch hat Edward heute Fisch kredenzt. Dazu gibt's Marmeladenbrote und zuckersüßen Milchkaffee. Der Mensch glaubt gar nicht, was sein Magen alles vertragen kann. Vorsichtshalber schüttet Toni aber doch einen scharfen Pálinka hinterher.

Am Abend kommt Wind auf und zerrt an den Zeltschnüren. Der Himmel ist voller Sterne. Morgen wird es sicher gutes Wetter geben. Wir können unsere Arbeit aufnehmen. Ich zünde die Petroleumlampe an, während Edward inzwischen ein helles Feuer entfacht. Knackend zerspringt das Holz in der Hitze. Wir sitzen dabei und schreiben, bis uns die Augen zufallen.

In der ersten Nacht brüllen die Löwen ganz nah an unserem Lager. Am späten Abend waren noch einige Touristen, Amerikaner, auf die benachbarte Campsite gekommen. Als nun das Löwenkonzert beginnt, hören wir, wie sie hastig mit den Autotüren klappen, ihren Wagen starten und tüchtig Standgas geben. Die gefährliche Nachbarschaft macht sie nervös. Sie wollen die Löwen vertreiben!

Ich kann ein hämisches Grinsen nicht unterdrücken. Toni ist wütend und schimpft. Er möchte Tonaufnahmen machen, aber nicht von klappenden Autotüren! Als die Amis endlich ihren Lärm einstellen, schweigen auch die Löwen.

Die Serengeti ist der größte Nationalpark Tansanias. Seine Grenzen erstrecken sich nördlich bis Kenia, westlich reicht ein schmaler Streifen, »Korridor« genannt, bis zum Victoriasee. Südlich stößt der Park an den Ngorongoro, und östlich sind seine Grenzen über einhundert Kilometer von Loliondo, den nächsten menschlichen Siedlungen, entfernt. Die Serengeti liegt auf einem Hochplateau zwischen 920 und 1 850 Metern. Seronera befindet sich 1 530 Meter über dem Meeresspiegel. Über die Vorgeschichte der Serengeti sind nur Bruchstücke bekannt. Der erste Europäer, der dieses Gebiet durchwanderte, war der deutsche Forschungsreisende Oskar Baumann. 1892 führte ihn eine Reise von der

Küste über Manjara und den Ngorongoro in die Serengeti-Ebenen. Entlang der Flüsse Orangi und Grumeti wanderte Baumann zum Victoriasee. Von den einheimischen Stämmen waren Ndorobo-Jäger und Ikomas schon vorher gelegentlich in das Serengeti eingedrungen. Um die Jahrhundertwende trieben auch die Masaihirten ihre Viehherden bis zu den südlichen Morukopjes.

Im Jahre 1913 begab sich mit Stewart White und R. Cunningham die erste Jagdsafari ins Serengeti. Die beiden Engländer waren von dem angetroffenen Wildreichtum begeistert, insbesondere von den zahlreichen Löwen. Die Ereignisse des ersten Weltkrieges unterbanden aber zunächst weitere Jagdreisen. Im Jahre 1920 wagte sich erstmals ein Autofahrer, der Amerikaner L. Simpson, mit einem Fordwagen bis nach Seronera. Von nun an war die Serengeti häufiges Ziel weißer Großwildjäger. Die Löwenjagden nahmen unvorstellbare Ausmaße an. Von einem Jäger wird berichtet, daß er auf einer einzigen Safari hundert Löwen geschossen habe! 1929 sah man sich endlich gezwungen, 2 330 Quadratkilometer Steppe zum Schutzgebiet zu erklären. Jagdsafaris bedurften fortan einer Speziallizenz des englischen Gebietsverwalters Captain Monty Moore, der 1931 in Banagi einzog. Auch diese Schutzmaßnahme erwies sich noch als unzureichend. Obwohl die Serengeti 1937 zum permanenten Wildschutzgebiet erklärt wurde, kam es erst 1950 zu einem gänzlichen Verbot der Jagd.

Die Gründung des Nationalparks Serengeti erfolgte im Jahre 1951. Er war der erste seiner Art in Tanganjika, und seine Grenzen verliefen damals noch anders. Das Ngorongoro-Krater-Gebiet, bekannt als Serengeti-Ost, war wesentlicher Bestandteil des Nationalparks, während die nördlich des Orangi-Rivers gelegenen Togoro-Ebenen bis hinauf zur Grenze von Kenia nicht zum Park gehörten. 1959 wurden auf der Grundlage des Pearsall-Berichtes andere Grenzen festgelegt. Das Ngorongoro-Krater-Gebiet wurde vom Park abgetrennt und jene nördlichen Gebiete neu angegliedert. Später kam noch ein weiteres Areal von ein-tausend Quadratkilometern hinzu: die Lamai im Norden und im »Korridor« ein Streifen nördlich des Grumeti.

# Vom Jagdwild zum Parkwild

Schon auf unserer ersten Ausfahrt in die Serengeti bemerken wir im Verhalten der Tiere einen deutlichen Unterschied zu Ikoma. Im Jagdgebiet war es mit Ausnahme der Gnus nicht möglich, das Wild geradewegs »anzufahren«, in seiner Nähe zu halten und in Ruhe zu fotografieren. Wir mußten uns allerhand Tricks einfallen lassen, um die stets wache Fluchtbereitschaft der Tiere etwas einzuschläfern. Oft rasten wir mit höchster Geschwindigkeit wie Selbstmörder auf eine Herde los, stoppten dann schlagartig, rissen die Kameras hoch und fotografierten wie wild drauflos. Ständig hatten wir die Objektive mit den längsten Brennweiten an den Kameras, denn lange blieben dann die Flüchtigen nicht mehr in Sichtweite.

In der Serengeti sind die Tiere viel vertrauter, da hier seit über zwanzig Jahren Jagdruhe herrscht. Die Tiere zeigen nicht mehr die für Jagdwild typischen Verhaltensweisen. Sie sind jetzt Parkwild, leben unbehelligt vom Menschen und haben sich gut an die vielen Autos mit den kameraklickenden Touristen gewöhnt. Das soll nun nicht heißen, daß die Tiere im Nationalpark »aus der Hand« fressen. Das tun sie nicht, und das wäre auch nicht erwünscht. Schließlich sollen sie den natürlichen Gesetzen ihrer Umwelt keinesfalls entzogen werden. Manchmal hatten wir jedoch den Eindruck, als suchten einige Wildtiere geradezu die Nähe des Menschen. Wir erleben es mit den kleinen Tommis, die sich liebend gern an der oft befahrenen Autopiste aufhalten, mit den Klippschliefern von Seronera oder mit einigen Kafferbüffeln, die schon als »Hausbüffel« der Lodge angesehen werden, weil sie sich ganz vertraut und regelmäßig einstellen. Das Verhalten der einzelnen Tiere, ihre Fluchtdistanz hängen von der jeweiligen Erfahrung ab, die das betreffende Tier »im Umgang« mit dem Menschen gemacht hat. Es ist durchaus nicht gleichgültig, wie, wann und wo man mit dem Auto an ein Tier heran-

pirscht. Anfangs haben wir manchen dummen Fehler gemacht und uns selbst damit vielversprechende Situationen verdorben. Doch bald entwickeln wir eine »hohe Kunst« der Autopirsch. Wir finden heraus, daß es günstiger ist, an einem Tier langsam vorbeizufahren und dann erst zu halten, um zu fotografieren. Auch die Tageszeit spielt hierbei eine große Rolle. Am späten Nachmittag lassen sich Zebras und Impalas viel besser fotografieren als zu einer anderen Zeit. Löwen hingegen müssen frühmorgens »bearbeitet« werden. Büffel am Abend, Giraffen und Warzenschweine morgens und abends. Mit der Zeit bekommen wir darin große Routine. Monika hat uns ein Buch angelegt, in das wir jene Arten eintragen, die sowohl schwarzweiß als auch farbig bereits im Kasten sind. Das erweist sich als sehr wertvoll, denn bei der Fülle täglicher Begegnungen in Savanne und Busch fragen wir uns schon unsicher nach einigen Tagen: Haben wir das – oder haben wir's nicht? Von nun an ist jeder Irrtum ausgeschlossen.

In diesem Zusammenhang erscheint es mir wichtig, auf die Bedeutung der Kamera- und Filmpflege in den Tropen hinzuweisen. Kameras und Objektive dürfen niemals »nackt« im Wagen liegen. Während der Trockenzeit staubt es auf den Savannen schrecklich, und mittags wird es zudem unerträglich heiß. In der Regenzeit wiederum, wenn die Luftfeuchtigkeit zwischen siebzig und neunzig Prozent beträgt, schimmelt die Lederverkleidung an den Kameras, und mitunter beschlagen die Linsen sogar mit Fungus, einem leichten Pilzbelag. Verschließbare Kunststoffbeutel, in die eine größere Menge Reiskörner eingenäht ist, bringen Abhilfe, doch wird die Aufnahmebereitschaft dadurch stark herabgesetzt.

Die ORWOCHROM-Farbfilme vertragen extreme Klimabedingungen ausgezeichnet, solange die Leichtmetallkapsel nicht geöffnet ist. Nach der Belichtung sind sie gegenüber Hitzegraden und hoher Feuchtigkeit sehr empfindlich. Man tut gut daran, die exponierten Rollen schleunigst wieder in den luftdicht verschließbaren Blechbüchsen verschwinden zu lassen.

Unser Tagesablauf vollzieht sich schon in abgesteckten Bahnen. Nach dem Morgenkaffee fährt Toni rasch zur Lodge. Er holt Wasser, damit Edward kochen kann, denn vor Abend kommen wir nicht zum Lager zurück. Monika räumt täglich das Zelt auf. Sie meint, daß dies bei so liederlichen Männern dringend notwendig sei, wollten wir nicht alle im Chaos enden. Solange sie es selbst besorgt, hören wir gleichmütig zu. Ich sortiere jeden

Objektive, an denen sich täglich viel lästiger Staub festsetzt. Am Abend, wenn wir zum Lager kommen, bin ich dafür zu müde, außerdem wird es dann auch zu schnell dunkel. Hinzu kommt, daß abends die Beobachtungen des Tages notiert werden müssen. Nachdem Toni das Trinkwasser von der Lodge gebracht hat, brechen wir auf. Edward bleibt stets am Zelt, wo er wäscht, kocht, raucht und schläft. Keiner ist zufriedener als er, denn seine Arbeit ist leicht und der Lohn gut. Edward geht gern auf Safari.

Wer das erste Mal in die Serengeti kommt, ist oft enttäuscht, tagelang keinen einzigen Löwen zu sehen. Auch uns ging das so. In einem Reiseführer hatten wir gelesen, daß das Seroneratal für seine Leoparden und Löwen berühmt sei und beide leicht fotografiert werden könnten. Aber Reiseführer und Wirklichkeit sind oft zwei verschiedene Dinge! Wir sind tagelang am Seronera River umhergefahren, haben jeden Baum einzeln kontrolliert, jedes Gebüsch umgewendet und lange Zeit keine Spur von einer Raubkatze gefunden. Erfahrene Wildhüter sagten uns: »Leoparden sucht man nicht, man findet sie!« Ich glaube eher, es gibt zu wenig.

Der Leopard ist infolge seiner Lebensweise selten zu sehen, aber sehr leicht zu schießen. Ein Köder wird aufgehängt, den der Leopard in den meisten Fällen annimmt. Dort setzt sich der Schütze an und macht den Finger krumm. Und wenn er einigermaßen schießt, fällt »die Bestie wie ein reifer Apfel vom Baum«. So ist das heute mit der tollkühnen Leopardenjagd!

Nach ausgegebenen Abschußlizenzen durften 1968 aus Kenia nicht mehr als achtzig Leopardenfelle legal exportiert werden. Allein die USA führten jedoch 1968 zweitausend Felle aus Kenia ein. Auch England und Frankreich importierten gleichfalls aus Kenia. Für einen Leopardenmantel erster Qualität sind mindestens sechs Felle erforderlich. In London zum Beispiel werden für ein perfekt gearbeitetes Modell bis zu 10 000 Pfund Sterling gezahlt. Die Käufer stammen aus übersättigten Gesellschaftskreisen. Bei den meisten darf nicht einmal vorausgesetzt werden, daß sie wissen, was es mit den Leoparden auf sich hat! Die Regierung Kenias zog die Konsequenzen aus diesem Schwarzhandel. Seit 1972 sind jeglicher Vertrieb und jede Verarbeitung von Leoparden- und Gepardenfellen in Kenia strikt verboten, weil nicht mehr überwacht werden kann, ob die Tiere gesetzlich oder illegal abgeschossen wurden.

In allen afrikanischen Ländern ist die prächtige Großkatze in 76

ihrem Bestand stark bedroht. Dabei sind Leoparden anpassungsfähig und stellen sich auf alle Beutetiere ein, die in ihrem Areal vorkommen. In Gebieten, in denen keine Gazellen mehr leben, reißen sie Paviane und erweisen dem Farmer sogar einen nützlichen Dienst. Es ist verständlich, daß man den Löwen in besiedelten Gebieten abschießt, wo Menschen auf Feldern arbeiten, Kinder zur nächsten Schule radeln. Daß aber der Leopard, der für den Menschen kaum Gefahr bedeutet, noch als Jagdwild angepriesen wird, seine Felle weiterhin in der Pelzmode Verwendung finden, ist nicht mehr zu verstehen. Noch weniger begreife ich jene Jagdtouristen, die sich um einen Leopardenabschuß bemühen. Sie sollten die Büchse mit der Kamera tauschen und nicht noch als Jäger dazu beitragen, die schönste der afrikanischen Katzen zu vernichten.

Täglich pirschen wir mit dem Geländewagen im Seroneratal. Toni hat längst artistische Fahrleistungen entwickelt. Unsere Kameras sind immer schußbereit. Wir folgen den Wegen entlang der spärlichen Wasserläufe, an denen sich eine reiche Vegetation ausbreitet. Zwischen den Dornenbüschen wachsen in den Niederungen wilde Dattelpalmen, Schirmakazien und Leberwurstbäume. Die Commiphoren erinnern an verwilderte Apfelbäume. Am häufigsten verbreitet ist die gelbe Fieberakazie. Sie erhielt ihren Namen von dem englischen Schriftsteller Kipling, weil er glaubte, daß diese Bäume die Malaria verursachen. In Wirklichkeit wachsen Fieberakazien nur in solchen feuchten Gebieten, wo Malariamücken bevorzugt leben.

In den hohen Wipfeln der Fieberakazien horsten die Geier. Ihre Nester sind relativ klein und im menschlichen Sinne liederlich zusammengesetzt. Mit dem Glas erkennen wir zwei Junge. Sie haben ein helles Dunengefieder, sitzen gravitatisch im Horst und beobachten aufmerksam die Steppe ringsum. Zwischen den Bäumen wächst rotes Hafergras. Es bildet die bevorzugte Nahrung vieler Pflanzenfresser. Das Gras besitzt neben gutem Nährwert auch hohe Resistenz. Es hat faserige Wurzeln und wächst an der Basis seiner Blätter. Selbst tiefe Beäsung durch die Weidetiere wirkt sich nicht nachteilig aus. Seine Vermehrung erfolgt durch Windbestäubung und asexuell durch wurzelartige Ranken.

Dort, wo es etwas feuchter ist, wachsen zahlreiche Blumen. Wir sehen die lila Blüten der *Erlangea cordifolia* und die gelben Margeritenblüten der *Bidens schimperii*. Ihre nadelförmigen Samen bleiben leicht an Strumpf und Hose hängen. Die Wildblumen Afrikas sind in der Regel wesentlich kleiner und keinesfalls bunter als ihre europäischen Verwandten. In dem eintönigen Gelb-

braun der afrikanischen Landschaft beeindrucken sie aber doch mit ihrer intensiven Farbigkeit.

Helmpferlhühner trippeln über den Weg. Sie verstecken sich geschickt hinter größeren Graskaupen.

Vor uns weidet ein kapitaler Wasserbock. Er hat einen kreisförmigen weißen Spiegel, der ihn als Defassa ausweist. Die andere ostafrikanische Art, der Ellipsenwasserbock, zeigt dort einen ellipsenförmigen weißen Ring.

Gute Böcke haben wir schon häufig allein angetroffen, aber dieser ist besonders vertraut. Er scheint genau zu wissen, daß es hier im Nationalpark keine Jäger gibt, die nach seinen prächtigen Hörnern trachten. Toni fährt bis auf fünfzehn Meter an ihn heran. Den Wasserbock beeindruckt das nicht im geringsten. Im Gegenteil, kaum ist der Motor aus, verliert er schon das Interesse an uns und beginnt wieder zu äsen. Ich bin sprachlos. Wieviel harte Tage haben wir uns in Ikoma abgestrampelt, um auch nur einen einzigen seiner Art überhaupt zu sehen! Nun spaziert dieser hier wie ein Hausrind vor unserer Nase herum. Nein, wie ein zahmer Hirsch! Wasserböcke erinnern in Aussehen und Verhalten sehr stark an unser heimisches Rotwild. Sie heißen ja auch Hirschantilopen. Kämpfende Böcke schieben ihre Hörner ineinander und stoßen sich hin und her wie Hirsche im Brunftkampf. Wenn Wasserböcke von Hyänenhunden, den »unschuldigen Mördern« der Steppe, gehetzt werden, suchen sie gern im Wasser Zuflucht. Sie sind gute Schwimmer. Dieses Verhalten ist auch von par force gejagten Hirschen bekannt, was auf vielen alten Jagdbildern der späten Feudalzeit deutlich zu sehen ist.

Zwei Kleinbusse schießen heran und stoppen neben uns. Die Fahrzeuge sind mit Zebrastreifen bemalt und vollgestopft mit Touristen. Nagelneuer »Safarilook« glänzt durch die Vollsichtfenster. Sicher frisch aus Nairobi oder Aruscha bezogen.

»Wo ist etwas Interessantes zu sehen?« fragen die afrikanischen Fahrer. Wir zeigen auf den Wasserbock, worauf die Fahrer mitleidig lächeln. Ein Wasserbock zählt nicht für sie. Ihre Safari-gäste wollen Elefanten, Löwen und Leoparden knipsen. So ein ungefährliches Tier wie ein Wasserbock interessiert wenig, deswegen fährt doch keiner nach Afrika! Okay. Die Fahrer starten durch und brausen weiter, denn der Tag ist kurz, und den Leuten muß etwas geboten werden.

Wir schauen ihnen kopfschüttelnd nach. Es ist schade, daß sich viele Reisende so wenig Zeit lassen. Sie rasen durch den Busch und haben nur Augen für die »Großen Fünf«. Dabei übersehen sie das kleine Dikdik, wie es versteckt aus den Büschen hervor-

äugt, bemerken nicht den Honiganzeiger, der von einem Baum zum anderen fliegt, und erleben auch nicht die Kronenkränche, wenn sie mit rhythmischen Schlaglauten einander werbend umtanzen. Wir dagegen lassen uns Zeit, suchen auch dort, wo andere nichts vermuten.

Toni hat einen flachen See entdeckt und hält, den Toyota durch störrische Dornbüsche zwängend, darauf zu. Eigentlich ist es gar kein richtiger See, sondern nur rückständiges Wasser aus der letzten Regenzeit, das sich in diesem lehmigen Becken gesammelt und gehalten hat. Ringsum steht das Gras hoch. Typischer Riedbockbiotop, versichert uns Toni leise. Zunächst sehen wir nur ein Pärchen Nilgänse, die lange Hälse nach uns machen, aber nicht davonfliegen. Halt, da liegt tatsächlich ein Riedbock! Mit seiner sandfarbenen Decke ist das ruhende Tier schwer in seiner grasigen Umgebung auszumachen. Es ist ein männliches Tier, denn es trägt Hörner, die merkwürdig nach vorn gebogen sind. Bei den Bohor-Riedböcken des Seroneratales ist die Krümmung der Hornspitzen besonders ausgeprägt.

Plötzlich ertönt ein scharfer Pfiff. Wir schrecken zusammen. Ein zweiter Riedbock wird hoch. Er stößt noch einen Warnlaut aus und geht nun mehrere Fluchten nach hinten ab. Dort steht er auf einem sandigen Hügel und sichert herüber. Sein buschiger Schwanz wedelt einige Fliegen fort. Die Nilgänse äugen argwöhnisch zu ihm hinauf. Ich fotografiere den Bock aus der Dachluke heraus mit dem Pentaconar 500 mm und der PENTACON-six, zuerst farbig, dann schwarzweiß, schließlich auch mit Kleinbild. Monika reicht mir nacheinander lautlos die Kameras hoch und wechselt in den Pausen rasch die exponierten Filme aus. Sie hat wacker zu tun, denn was sind schon zwölf Bilder, die ein Rollfilm  $6 \times 6$  hergibt, in der Tierfotografie! Toni ahmt den kurzen Warnpfiff nach. Sofort springt auch der andere Riedbock auf die Läufe. Zögernd zieht er zu seinem Artgenossen. Ich komme noch zu einer hübschen Aufnahme, ehe sich beide ins hohe Ried verdrücken. Jetzt, so scheint es, werden wir auch den Nilgänsen unheimlich. Sie tun es den Böcken nach und streichen ab.

Schon mehrmals haben wir nachts im Zelt das heisere, sägende Husten eines Leoparden vernommen. Wenn wir am nächsten Morgen nachschauen, war keine Spur von ihm zu entdecken. Verbissen kontrollieren wir alle Bäume der Umgebung, weil wir wissen, daß der Leopard mitunter seine Beute in eine Astgabel hängt, um sie vor Löwen und Hyänen zu schützen. Erfolglos. Langsam werden uns die gefleckten Raubkatzen ein Buch mit sieben Siegeln!

Eines Tages kommt uns im Seroneratal ein Wildhüter im Geländewagen entgegen, ruft im Vorbeifahren »Chui, chui« und winkt mit dem Arm unbestimmt in die Richtung, aus der er kommt. Ein Leopard! Sofort sind wir hellwach. Ich steige in den Ausguck, und im Schrittempo durchforschen wir das Gelände. Schon hundertmal haben wir das erfolglos getan. Plötzlich sehe ich eine Bewegung im gelben Gras, ein schleichender Tierkörper: der Leopard! Er hält inne und äugt durch die hohen Halme zu uns herüber. Die braunweißen Rosetten seines Felles machen es schwer, ihn in dieser Umgebung zu entdecken. Wir halten in angemessener Entfernung und warten mit schußbereiten Kameras, daß er über eine kurzgrasige Fläche wechselt, wo er besser sichtbar ist. Doch der Leopard drückt sich nur noch tiefer ins Gras und hat es plötzlich eilig fortzukommen. Seine Scheu ist erstaunlich groß. Ich steige rasch aufs Wagendach und verfolge ihn mit dem Glas. Wir dürfen ihn nicht aus den Augen verlieren. Geduckt schleicht er zu einem mittleren Akazienbaum, springt wie ein Blitz am Stamm hoch und legt sich in eine breite Astgabel hinein. Niemand würde ihn dort vermuten.

Langsam fahren wir unter den Schlafbaum. Das Licht im Blätterschatten ist nicht gut, aber die Gelegenheit für uns einmalig. Vorsichtig hebe ich die Kamera mit dem Sonnar 300 mm. Wilde Freude erfüllt mich, als ich die gefleckte Raubkatze scharf im Sucher habe. Keine fünf Meter trennen mich in der Dachlücke von ihr. Für den Leopard wäre es eine Leichtigkeit, herabzuspringen. Aber das wird mir in diesem Augenblick gar nicht bewußt. Als ich auslöse, wird er sofort nervös. Das metallische Klicken der Spiegelreflex irritiert ihn. Er legt die Ohren zurück, faucht mich böse an, springt mit einem einzigen Satz vom Baum herunter und macht sich davon, wobei die zuckende Rute seine Erregung reflektiert.

Einige Thomsongazellen stehen ganz in der Nähe und starren zu ihm hinüber. Sie stürzen nicht Hals über Kopf davon, sondern bäugeln ohne Furcht ihren gefährlichen Feind. Doch der Leopard würdigt sie keines Blickes. Jetzt erst sehen wir, daß er ein dickes Bäuchlein mit sich herumträgt. Er ist vollgefressen und satt und möchte seine Ruhe haben. Die Tommis wissen, daß er nicht in Jagdstimmung ist und daher jetzt keine Gefahr von ihm droht. Ohnehin jagt er meist nachts, schleicht ungesehen ganz dicht an seine Beute heran und springt blitzschnell zu. Langsam schreitet der Leopard zur anderen Seite des Seroneratales hinüber, wo er bald unseren Blicken entschwindet.

Ich kenne dort einen großen Leberwurstbaum, einen wunder- 80

baren Schlafbaum, dickstämmig und mit schattigem Blätterdach. Wir fahren hinüber – und als wir eine Stunde später dort eintreffen, ist auch der Leopard schon da. Er liegt auf einem starken, waagerechten Ast und schläft. Es ist nicht leicht, mit dem Wagen an den Baum heranzukommen. Wir müssen quer durch Dornenbüsche und hohes Gras fahren, das gefährliche Löcher verdeckt. Wird der Leopard aushalten? Endlich stehen wir unter dem Schlafbaum. Der Leopard gähnt herzhaft. Er sieht mit einer Miene zu uns herab, als wollte er sagen: ‚Könnt ihr denn keine Ruhe geben!‘ Wir lassen ihm Zeit, sich mit unserer Gegenwart etwas abzufinden. Erst dann bringe ich die Kamera behutsam in Anschlag und drücke ab. Klack! Der Leopard erschrickt heftig. Ich wage keine Bewegung, damit er nicht flüchtig wird. Er drückt sich fest an den Stamm und entblößt mehrmals sein prächtiges Gebiß. Ein Ausdruck lauernder Bereitschaft glimmt in seinen Katzenaugen. Unendlich langsam ziehe ich die Kamera zurück und transportiere den Film weiter. Nach einigen Minuten ist die gefährliche Spannung gewichen. Der Leopard sinkt wieder in sich zusammen, die Lichter fallen ihm zu.

Auch wir machen es uns im Wagen bequem und warten geduldig auf die weiteren Vorgänge. Die große Katze umklammert den dicken Ast, rechts und links baumeln die Hinterläufe herunter. Man schläft. Von Zeit zu Zeit nimmt der Leopard einen »Ortswechsel« vor, wenn ihn eine Stelle zu sehr drückt. Drei weibliche Wasserböcke und einige Masaigiraffen ziehen am Baum vorbei. Mit schläfriger Miene blinzelt die Raubkatze zu ihnen hinüber. Die Stunden verstreichen. Es ist heiß geworden im Wagen, denn wir stehen in der prallen Sonne. Zum Glück gibt es hier keine lästigen Stechfliegen.

Gegen zwei Uhr nachmittags richtet sich der Leopard ruckartig auf. Er hält Umschau, gähnt, katzbuckelt und steigt endlich den Stamm mit großer Behutsamkeit abwärts. Er verschwendet keinen Blick an uns, sondern geht zum Wasser, um sich zu tränken. Dann verschwindet er zwischen den Dornenbüschen am Fluß, wo es wahrscheinlich kühler ist.

Einige Wochen später haben wir noch eine andere Leopardenbegegnung. Ich bin mit Monika in einer Limousine auf dem Weg in die Nдохастeppe, einem wichtigen Brunftgebiet der Topi-Antilopen. Toni ist in Aruscha. Im oberen Seroneratal sehen wir zufällig eine große Zahl von Safariwagen, Landrover und Kleinbusse, zusammenstehen. Eine Riesenstaubwolke hängt in der Luft. Neugierig geworden, was es dort zu sehen gibt, biegen wir links

Wasserlauf entlang. Auf der anderen Seite des Baches kurven sechzehn Safariwagen wild durch schwieriges Gelände. Plötzlich entdecken wir die Ursache ihrer hektischen Fahrt in Gestalt eines prächtigen männlichen Leoparden. Er hat einen breiten Kopf und auf der rechten Seite eine große Schramme im Fell, die von einer Auseinandersetzung mit einem Artgenossen herrühren könnte.

Der Leopard pirscht durch das hohe Gras flußaufwärts. Hier stehen keine Bäume. An einem breiten Wasserloch hält er an und löscht minutenlang seinen Durst. Die Autos stürzen herbei, jeder der Fahrer möchte seinen Gästen gute Fotomöglichkeiten verschaffen. Zwei Wagen stoßen im Eifer zusammen, weil die Chauffeure nur Augen für die gefleckte Katze haben. Es kracht, Beulen entstehen im Blech. Die Fahrer entschuldigen sich achselzuckend und bemühen sich sofort weiter. Die Situation ist deshalb kurios, weil sich sämtliche sechzehn Fahrzeuge auf der rechten Flußseite befinden und sich gegenseitig die Sicht versperren, während wir mit unserer kleinen Straßenlimousine ganz allein, am anderen Flußufer stehen. Der Leopard hebt den Kopf vom Wasser und hat augenblicklich die Situation erkannt: sechzehn zu eins. Also entscheidet er sich für uns, zeigt den anderen das Hinterteil und hält geradewegs auf meinen Wagen zu. Ich stehe, durchs schmale Schiebedach gezwängt, auf dem Vordersitz und bin mir nicht schlüssig, ob es nicht besser sei, im Wagen zu verschwinden. Der Leopard kommt immer näher. Zwölf Meter, zehn, acht . . . Herrliches Gegenlicht, gelbes langes Gras, dazwischen die gefleckte Katze. Wer könnte widerstehen! Schnell, die andere Optik! Ich bearbeite die Kamera wie ein Besessener. Fünf Meter. Klick. Klick.

Der Leopard verhofft und schaut fast verwundert über meine Dreistigkeit zu mir hoch. Der Film ist zu Ende! Zum Kuckuck! Ausgerechnet jetzt muß das passieren! Wieder macht der Leopard einige Schritte. Drei Meter. Monika kann vor Aufregung den Film nicht wechseln. Ich fluche still in mich hinein und zische ein paar kräftige Ausdrücke zu ihr hinunter. Der Leopard erschrickt beim Klang meiner Worte und duckt sich sekundenlang nieder. Zwei Meter neben dem Auto.

Monika zerrt an meiner Hose. Nun empfinde ich doch etwas Furcht und wage keine Bewegung mehr. Dafür filmen und fotografieren die Touristen am anderen Ufer wie verrückt. Ich werde nachher drüben Honorar einsammeln für diese Tarzanrolle! Ich weiß, die netten Leute hoffen inständig, daß das liebe Kätzchen ein kleines Sätzchen zu mir auf das Wagendach macht. Das wäre

doch schrecklich fotogen und amüsant obendrein! Einige Augenblicke sieht es wirklich danach aus. Der »dumme« Leopard tut es aber nicht, sondern schleicht langsam vorbei. Mir fällt ein Stein vom Herzen und dicker Schweiß von der Stirn! Natürlich weiß ich, daß Leoparden, die sich bedroht oder in die Enge getrieben fühlen, oft blitzschnell angreifen, beißend und kratzend zum furchtbaren Gegner werden können. Ich vermute aber, daß »mein« Leopard ebensoviel Angst vor mir wie ich vor ihm hatte.

Die übertrieben blutigen Berichte einstiger Afrikahelden haben unsere Einstellung gegenüber den wilden Großkatzen unnötig vorbelastet. Leoparden sind keine kriminellen »Mörder«, die alles töten, was ihnen in den Weg kommt. Sie jagen ausschließlich zum Nahrungserwerb. Wenn sie aber satt sind, werden sie keinem ihrer Nahrungstiere auch nur ein Härchen krümmen!

Jeden Tag verändert die Steppe ihr Gesicht. Einmal treffen wir große Topiherden, ein andermal an der gleichen Stelle Tausende von Zebras. Wir sind plötzlich mitten zwischen die gestreiften Wildpferde geraten und müssen die Riesenherde gewaltsam teilen, um wieder herauszukommen. Feiner trockener Staub, aufgewirbelt von unzähligen Hufen, hüllt uns ein. Er kitzelt die Nasenschleimhäute und reizt zum Niesen. Auch für die Kameras und Objektive ist er nicht das gesündeste! Wir führen einen ständigen Kampf gegen den gefährlichen Staub, aber vollkommen aussichtslos.

Giraffen wandern durch das Seroneratal. In kleinen Gruppen stehen sie zwischen den Bäumen und äsen die zarten Blätter der Akazien. Auf ihren Rücken klettern Madenhackervögel umher. Manchmal biegen sie den langen Hals auch zu den kleinen Dornbüschen herunter. Es wundert uns immer, daß sie sich ihr Maul dabei nicht an den scharfen Dornen verletzen. Trotz ihres langen Halses haben die Giraffen, wie wir Menschen, nur sieben Halswirbel. So kommt es, daß ihr Hals recht unbeweglich ist, zumal hier noch am meisten Fett eingelagert wird. Wenn die Tiere im Seronerfluß trinken, müssen sie die Vorderbeine weit auseinanderspreizen, damit das Maul zum Wasser herunterreicht. Das sieht ganz merkwürdig aus. In dieser Stellung können sie von Raubwild leicht überwältigt werden. Wir beobachten aber, daß nie alle Tiere einer Gruppe gleichzeitig Wasser schöpfen. Einige Langhalse stehen immer wachsam dabei und passen auf, ob sich ein Löwe nähert.

In Tansania kommt von den drei Unterarten der Giraffe nur die Masaigiraffe vor. Sie heißt auf Suaheli Twiga und ist das Wap-

pentier Tansanias. Die Twigas sind die höchsten Säugetiere unserer Erde. Starke Bullen überragen selbst die größten Elefanten noch um rund zwei Meter. Giraffen äsen gewissermaßen in einer höheren Etage und haben daher kaum Nahrungskonkurrenten unter den Pflanzenfressern ihres Biotops. In Zusammenhang mit der Ernährungsweise der Giraffen erzählt uns der Vizedirektor des Serengeti-Forschungsinstitutes, Dr. Mcharo, von einem interessanten Forschungsergebnis. Seit 1967 betreibt das Institut Untersuchungen über die Verbreitung des Akaziensamens. Die Akazien bilden ja den dominierenden Baumbestand in der Savanne. Dabei stellte sich jetzt heraus, daß Akaziensamen, der im Kot von Giraffen gefunden wurde, viel besser keimte als solcher, der nicht einen Säugetiermagen durchwandert hat. Auch die Keimlinge aus dem Kotsamen wuchsen schneller, und ihr Laub ist – zumindest bei den Arten *tortilis* und *sieberiana* – kräftiger grün gefärbt als das jener Samen, die normal zu Boden fielen. Die Wissenschaftler vermuten, daß der normal herabfallende Samen vom Kornkäfer stark geschädigt wird.

So tragen die Giraffen auf ihre Weise zur Erhaltung ihrer Umwelt bei.

Wir haben mitunter Giraffenansammlungen von zwanzig bis vierzig Tieren beobachtet. Wenn sich eine größere Herde in ihrem sonderbar wiegendem Galopp fortbewegt, glaubt man vor einer reifen Wiese zu stehen, in die der Wind hineinfährt. Es trifft aber nicht zu, daß die langen Beine die Tiere im Lauf beflügelten, wie oft angenommen wird. Giraffen wiegen bis zu 1 000 Kilogramm und sind längst nicht so schnell, wie auch wir anfangs vermutet haben. Mit dem Auto lassen sie sich leicht einholen. Vor allem ermüden die großen Tiere rasch, sobald sie anhaltend verfolgt werden.

Selten halten große Herden längere Zeit zusammen. Die Langhäse besitzen nur einen geringen Herdeninstinkt. Wir beobachteten Jungtiere und Kühe, die schon im Verlauf eines Tages mehrfach von einer Gruppe zur anderen wechselten. Die ranghohen Bullen dulden ohne weiteres rangtiefere Artgenossen in ihrem Territorium.

Nicht weit von Banagi beobachten wir den Kampf zweier Giraffenbullen. Die beiden Gegner stehen Schulter an Schulter parallel nebeneinander und versuchen hartnäckig, sich gegenseitig zur Seite zu drängen. Dabei stoßen sie fortwährend mit ihren gehörnten Köpfen nach der Hals- und Brustpartie des Gegners und drehen sich hin und wieder im Kreise. Der Kampf dauert zwanzig Minuten. Wir können nicht sagen, daß einer von beiden

unterlegen erscheint, aber plötzlich wendet sich der rechte Bulle ab und galoppiert schnurstracks von dannen. Der andere schüttelt sich und blickt ihm nach.

Das ausgezeichnete Sehvermögen ermöglicht es den Giraffen, die Annäherung von Feinden rechtzeitig zu erkennen. In den vielen Wochen im Busch fanden wir nur einen einzigen Giraffenriß. Dabei handelte es sich um ein junges Tier. In Afrika erreichen die Twigas ein Alter von knapp zwanzig Jahren. Wenn auch junge oder alte Giraffen mitunter die Beute von Löwen werden, sind sie doch im besten Alter sehr gut fähig, sich durch gefährliche Hufschläge, insbesondere mit den Vorderläufen, gegen die gelben Raubkatzen zur Wehr zu setzen. Giraffen sind keineswegs kopflos, wenn sie einen Löwen sehen! Davon konnten wir uns einige Male überzeugen.

Im Seroneratal beobachteten wir um die Mittagszeit eine ausgewachsene Löwin, die sich in den Schatten einer großen Schirmakazie begab, um dort zu ruhen. Zwei Giraffen liefen hinter ihr her, kamen zu unserer Verwunderung bis auf dreißig Meter heran und nahmen die Löwin eingehend in Augenschein. Mit starren Blicken äugten sie herüber. Die Löwin schenkte den Langhälsen keine Beachtung, sondern hechelte nur in der Hitze des Mittags vor sich hin. Gleich darauf begannen die beiden Giraffen ruhig zu äsen und warfen nur hin und wieder einen kurzen Blick auf die schlummernde Löwin.

Anderntags beobachten wir eine Giraffe, die auf eine Dornbuschgruppe zuläuft, zwei Meter davor ruckartig stoppt, mehrmals nach vorn ausschlägt und leichtfüßig zur Seite galoppiert. Als wir dort nachschauen, finden wir unter dem Busch einen jungen männlichen Löwen.

Im westlichen Korridor, nicht weit von Banagi, entdecken wir eines Tages unverhofft einen Giraffenalbino. Das Tier ist am ganzen Körper völlig weiß und ohne jede Zeichnung. Nur die unteren Beinhälften haben den schwachen Anflug eines Fleckenmusters. Dem Tier fehlt das Enzym Tyrosinase, das die Bildung des bräunlichen Hautfarbstoffs Melanin steuert, der den Körper vor Sonneneinstrahlung schützt. Der junge Albinobulle hält sich abseits von einer kleinen Giraffengruppe. Er zeigt wenig Furcht vor unserem Wagen und läßt sich aus nächster Nähe betrachten. Man sagt, daß albinotische Tiere immer zahmer sind als wildfarbene. Jedem, der weiße Mäuse hält, ist das bekannt.

Wir möchten gern einige Fotos machen, die den Albinobullen neben seinen normal gefärbten Artgenossen zeigen. Aber das ist gar nicht so einfach, denn diese dulden ihn nicht in ihrer Mitte!

Toni kurvt vorsichtig durch die Savanne, fährt fast eine Stunde lang Schleifen, um den Albinobullen auf die wildfarbene Girafengruppe zuzutreiben. Es klappt nicht! Die Giraffen weichen dem weißen Bullen jedesmal aus, stoßen ihn einmal sogar fort. Selbst die Madenhacker meiden ihn. Die Natur hat ihn ungünstig ausgestattet für den Kampf ums Dasein, denn sein weißer Körper leuchtet wie eine Blendlaterne im Buschland. Er wird sich vor den Löwen hüten müssen. Vielleicht werden die Raubkatzen aber auch abgeschreckt von dem weißen Tier und pirschen es gar nicht an. Wir wissen es nicht, und niemand hat bisher darüber Beobachtungen angestellt. Auch der weiße Buschbock im Aruscha-Nationalpark, der 1970 als Kalb erstmals an den Se-neteichen gesehen worden ist, lebt noch heute.

# Die Löwen von Seronera

Als wir am Abend zum Lager kommen, fehlt Edward. Der Tisch ist gerichtet, die Speisen sind zum Schutz vor Fliegen sauber mit weißen Tüchern abgedeckt. Sogar die beiden Petroleumlampen rechts und links am Vorzelt brennen. Alles ist in Ordnung, nur von Edward keine Spur!

Wir rufen laut seinen Namen, aber niemand antwortet. Seltsam. »Er ist nach Seronera gelaufen«, vermutet Toni, »wo sollte er sonst stecken.« Wir wissen, daß Edward einen Bruder in Seronera hat, der bei der Parkverwaltung als Chauffeur arbeitet. Schon öfter hat er uns mit seinem Lastwagen Holz herangefahren, denn wir verbrauchen viel durch unsere abendlichen Lagerfeuer, die wir mitunter bis tief in die Nacht hinein ausdehnen.

Ich werde ärgerlich. Wir bezahlen Edward schließlich nicht dafür, daß er das Lager im Stich läßt, wo sich sämtliche Filme, Fotogeräte und alle Nahrungsmittel befinden! Eine Stunde vergeht. Die Sonne ist bereits im Westen hinter dem Horizont verschwunden, aber noch immer ist von Edward nichts zu sehen. Nun machen wir uns doch langsam Sorgen um ihn und stellen allerlei Vermutungen an.

Da nähert sich eine Limousine unserem Zeltplatz. Zwei Engländer bringen unseren Edward zurück. Kaum ist er ausgestiegen, sprudelt er schon aufgeregt seinen Bericht hervor. Er spricht so durcheinander, daß wir zunächst gar nichts verstehen. Endlich kommt folgendes heraus: Um halb sechs, als Edward gerade das Abendbrot vorbereitete, hörte er plötzlich ein merkwürdiges Knurren. Er schaute auf und sah zu seinem Schreck rund fünfzig Meter entfernt einen großen Mähnenlöwen stehen, der unverwandt herüberblickte. Edward, nicht faul, zündete hastig die Lampen an und klapperte eifrig mit unserem großen Kochlöffel auf einem Blechtopf herum, um Simba zu vertreiben. Der Löwe aber empfand das offenbar nicht als abschreckend, sondern im

Gegenteil einer näheren Untersuchung wert und kam interessiert immer näher. Als er auf dreißig Meter heran war, ging Edward der Mut aus. Er stürzte Hals über Kopf davon, bis er irgendwo auf die beiden Engländer stieß, die ihm in ihrem Auto verständnisvoll Asyl gewährten.

Edward hat großes Glück gehabt, daß Simba ihm nicht nachsetzte, denn sein hastiges Davonlaufen hätte leicht den Beutereflex beim Löwen auslösen können. Kopflose Flucht vor Löwen ist sehr gefährlich, weil sie den Angriffsmut der Großkatzen reizt. Grzimek meint sogar: »Wird man von einem Löwen auf freiem Gelände angegriffen, dann muß man stehenbleiben und ihn ansehen. Meistens verliert er dann den Mut, hält auch an und geht schließlich weg.« Ich wage allerdings zu bezweifeln, daß das immer eine Garantie ist. Es hängt wohl sehr davon ab, ob der Löwe in Jagdstimmung ist oder einen Grad der Sättigung erreicht hat, der ihn »gemütlicher« stimmt, ob es sich um eine führende Löwin handelt, die ihre Jungen in Gefahr wähnt, oder um einen kräftigen Mähnenlöwen, der seine territoriale Würde verletzt sieht. Außerdem gibt es auch bei Löwen die verschiedensten Charaktere. Es ist aber einleuchtend, daß alle Raubkatzen ein wild zappelndes Beutetier viel eher durch kräftigen Biß oder Prankenschlag töten als eines, das sich in bewegungsloser Starre verhält. Diese naturgegebene Schutzstarre hat manchem Opfer sogar das Leben gerettet.

Toni sagt voller Neid: »Edward, du bist ein Glückspilz! Wir suchen tagein, tagaus vergeblich nach Bwana Simba, und dir spazieren sie einfach vor der Nase herum!« Edward ist ganz anderer Meinung und giftet uns böse an. Ich frage ihn, warum er nicht einfach ins Zelt gegangen sei. Reißverschluß hoch, fertig! Der Arme wird ganz aufgebracht und entrüstet sich maßlos, indem er zu verstehen gibt, daß er doch nicht lebensmüde sei – nur ein Stück Segeltuch zwischen ihm und einem hungrigen Simba! Ich halte ihm entgegen, daß wir doch auch nachts im Zelt schlafen, obwohl die Löwen gleich in der Nachbarschaft brüllen. Aber Edward, der bisher stets im Auto nächtigte, will nichts davon wissen. Kategorisch erklärt er uns, das Lager sei ein Platz für Selbstmörder, zu denen er nicht gehöre, und er wolle keinen einzigen Tag länger hier bleiben, sonst hole ihn – Edward – Simba, der Löwe. Er verlangt punktum, morgen das Lager abubrechen und anderswohin zu fahren, wo es weniger Löwen gibt! Toni und ich sehen uns an. Jetzt wird die Sache ernst, denn ohne Edward kann das Zelt tagsüber nicht allein gelassen werden. Wir reden und reden, aber wir bringen ihn keinen Fußbreit von seinem

festen Entschluß ab, das »Löwenlager« zu verlassen und nach Ikoma zurückzukehren. Guter Rat ist teuer!

Mir fällt ein altes Hausmittel ein. »Gib ihm erst mal einen kräftigen ‚Lebenswecker‘«, rate ich Toni. Der schüttet ihm ein großes Glas voll Kognak ein, sich selbst vergißt er auch nicht. Danach wird Edward zwar stiller, doch keinen Deut nachgiebiger. Toni meint nun resigniert, es helfe wohl nichts, wir müßten morgen entweder abbauen oder einen anderen zuverlässigen Mann für Edward finden. Woher aber nehmen mitten in der menschenleeren Serengeti?!

Ich bin wütend. Bisher ging alles recht gut. Aber wir haben noch kaum die Hälfte unserer Arbeit hier in der Serengeti geschafft. Nun kommt der erste beste Löwe zufällig anspaziert und verdirbt uns das »Geschäft«! Mißgelaunt und mit bösen Verwünschungen steigen wir in die Schlafsäcke, liegen aber noch lange wach. Edward hat seine Autotüren besonders gut verriegelt. In dieser Nacht bleibt alles still, kein Löwe wagt sich in der Nähe zu mucksen. Wir wären imstande, ihm ein brennendes Scheit an den tierköniglichen Kopf zu werfen!

Am anderen Morgen hat Edward seine Drohung vergessen. Er lacht und fragt aufgeräumt, wann wir heute abend zurückzukommen gedächten. Wir sehen uns an und sind sprachlos, hüten uns aber, das anstößige Wort »Löwe« auch nur zu erwähnen.

Monika schenkt Edward großzügig zwei Schachteln Zigaretten. »Asante sana, Mama«, sagt er gerührt und schnalzt mit der Zunge. Alle Frauen, gleichgültig ob siebzehn oder siebzig, werden auf Suaheli »Mama« genannt. Toni rückt wortlos noch zwei Schnäpse heraus, weil man, wie er zu sagen pflegt, auf einem Bein schlecht stehen könne. Ich schenke Edward meinen luftigen Sommerhut, ein Schmuckstück, das er schon einige Male diskret ausprobiert hat. Edward strahlt nun übers ganze Gesicht. Den Hut bekommt er tagelang nicht wieder vom Kopf. So betäuben wir mit vereinten Kräften Edwards gestrigen Löwenschreck und versprechen ihm obendrein, nunmehr zeitiger nach Hause zu kommen. »Okay«, lächelt Edward matt und besiegt.

Nach Edwards Abenteuer mit dem Mähnenlöwen dreht sich unser Gespräch nur noch um Bwana Simba, den »König der Tiere«. Die beiden Engländer erzählen uns, daß erst kürzlich eine Gruppe von Reisenden ihre Zelte hier ganz in der Nähe aufgestellt hatte. Nach Einbruch der Dunkelheit erschienen überraschend fast zwanzig Löwen in ihrem Lager. In diesem starken Rudel befanden sich sowohl alte schwarzmähnige Löwen wie auch Jungtiere. Die Löwen interessierten sich besonders für das

große Zelt, in dem die afrikanischen Begleiter schliefen. Sie zerrten an den Spannstricken, und es fehlte nicht viel, daß das ganze Zelt auf die angstschlotternden Leute zusammenfiel. Es kam aber nicht dazu, weil in der höchsten Not ein einzelner Zebrahengst dicht am Lager vorbeigaloppierte. Einige Löwen packten und töteten ihn, während der Rest des Rudels das Lager verließ um sich am Mahl zu beteiligen. Am folgenden Tag bauten die Afrikaner einen Dornenzaun um die Zelte, aber die Löwen kamen nicht wieder.

Solche Geschichten stimmen nachdenklich. Besonders nachts im Zelt, wenn »nebenan« die Herrscher der Steppe zu brüllen geruhen! Wir haben nicht miteinander besprochen, was zu tun ist, wenn der »Ernstfall« auf kräftigen Pranken zu uns kommt. Waffen haben wir nicht, nur ein paar unscharfe Küchenmesser. Wie hilflos ist doch der Mensch oft ohne seine Technik.

Unseren ersten Kontakt mit den Löwen der Serengeti bekommen wir eines frühen Morgens, als wir zur Lodge fahren, um Wasser zu holen. Toni und ich sitzen allein im Wagen. Nicht weit von der Straße entfernt liegen fünf Löwen unter einer Akazie. Eine alte Löwin, wahrscheinlich das Muttertier, und vier Junglöwen. Die Jungen werden erst im Alter von zwei Jahren selbständig. So lange bilden sie mit der Mutter ein Rudel. Mitunter können sich auch weibliche Alttiere zusammentun, die dann oft mehrere Generationen Junglöwen bei sich haben. Ein belgisches Ehepaar, das sich auf einer einjährigen Reise durch Afrika befand, hatte vorige Woche in Seronera sogar ein Rudel von vierundzwanzig Löwen fotografiert.

Toni fährt auf die Löwengruppe zu, Kaffernbüffel stehen abseits. Kongonis und zwei Strauße äugen aufmerksam herüber. Als wir das Rudel erreichen, erhebt sich eine Junglöwin und bummelt auf eine dichtbewachsene Wassersenke zu. Nachdem sie sich kaum fünfzig Meter von den anderen entfernt hat, erhebt sich der nächste Simba und schlendert hinterdrein. Dann folgt das dritte, schließlich das vierte Jungtier und zum Schluß die alte Löwin.

Toni fährt einen großen Bogen, bis wir in gerader Linie unmittelbar vor der ersten Junglöwin stoppen. Sie blickt kurz zu mir hoch aufs Wagendach und ist leicht irritiert. Vorsichtig weicht sie unserem Toyota in einem Bogen aus, worauf das nächste Tier ebenfalls die neue Richtung einschlägt. Wir fahren einige Meter zurück und versperren auch ihm den Weg zur Dickung. Die Junglöwin holt noch weiter aus, und die beiden anderen Jungtiere verhalten sich ebenso. Nur die alte Löwin läßt sich durch

unsere Manöver keineswegs von ihrer eingeschlagenen Richtung ablenken, sondern schlendert gelassen zwei Meter am laufenden Motor vorüber, uns keines Blickes würdigend. Ich rufe sie laut an, aber sie beachtet uns nicht und tut, als wären wir überhaupt nicht anwesend. Es ist direkt beleidigend! Mag sein, daß die Alte schon zehn oder mehr Jahre auf dem gelben Buckel hat. Löwen erreichen in Afrika ein Alter von etwa zwanzig Jahren. So hat sie sicher längst gelernt, daß von Menschen, die in Autos herumfahren, keine Gefahr droht.

Nicht weit entfernt stehen drei Grantgazellen und scheinen mit uns zu beobachten, was weiter vorgeht. Vor dem Einwechselln in die schmale Dickung stoppen die Löwen. Das Rudel steht wieder beisammen. Die großen Raubkatzen heben die Nasen und prüfen den Wind. Sie orientieren sich, in wessen Territorium sie jetzt ihr Tageslager beziehen und wo sich der »Hausherr« aufhält. Mähnenlöwen halten bestimmte Terrains besetzt. Meist einzeln, mitunter paarweise oder sogar zu fünf! Sie schließen sich nur gelegentlich den von Löwinnen geführten Rudeln an, falls diese in ihrem Territorium jagen. Die Größe eines solchen Löwenbezirkes, dessen Grenzen durch Setzen von Duftmarken festgelegt sind, hängt von der zur Verfügung stehenden Nahrung ab. In periodischem Wechsel verändern sich die Eigenbezirke, da viele Löwen den wandernden Huftierherden folgen. Vor allem jene, die zu jung oder zu schwach sind, eigene Bezirke zu erwerben. Die im Seroneratal lebenden Löwengruppen ziehen zwar auch weit umher, halten sich aber an ihr Terrain, weil es hier zu allen Jahreszeiten Wasser und Beutetiere gibt. Topis, Zebras, Gnus, Grant- und Thomsongazellen bilden ihre Hauptnahrung.

Die Territorien der Mähnenlöwen sind so weitläufig, daß es uns in der Serengeti nie gelungen ist, einen »alten Bekannten« irgendwo in der Nähe wiederzutreffen.

Warum brüllen die Löwen? Hier gehen die Meinungen weit auseinander. Die einen sagen, das Brüllen diene der akustischen Markierung ihres Territoriums. Die Löwinnen eines festen Rudels vertreiben fremde Weibchen, und auch die Mähnenlöwen sind gegenüber fremden Männchen unduldsam.

Andere sehen im Brüllen den Ausdruck einer bestimmten Rangordnung. Einige vermuten darin sogar eine besondere Jagdtechnik und meinen, daß die Beutetiere bei Ertönen des Gebrülls in kopfloser Flucht in die Fänge der lauernden Rottenmitglieder rennen. Wir haben aber Topis und Kongonis, Zebras und Gnus ganz ruhig in der Nachbarschaft brüllender Löwen gesehen. Sie

dachten nicht daran, kopflos zu fliehen, sondern lauschten eher in starrer Haltung. Manche Beobachter wollen wissen, daß die Löwen stets um die gleiche Zeit brüllen, zum Beispiel nach Mitternacht. Auch das trifft zumindest in der weiten Serengeti nicht zu.

In der Regel äußert sich Simba erst, wenn es schon dunkel ist. Ein bestimmter Zeitpunkt ist dabei nicht festzustellen. Manchmal brüllen die Löwen bereits um sieben Uhr abends, ein andermal erst gegen elf Uhr abends oder zwei Uhr morgens, mitunter auch erst während des Hellwerdens, kurz nach sechs Uhr. Einen Zusammenhang zwischen Wetterverhältnissen und Löwengebrüll konnten wir nicht feststellen. Es ist noch ein Rätsel, weshalb die Löwen zu manchen Zeiten wie toll brüllen und dann nächtelang überhaupt schweigen.

Auf Grund unserer Beobachtungen können wir uns keiner dieser Erklärungen völlig anschließen, sondern werten das Löwengebrüll nur als Zeichen einer bestimmten Erregung, die verschiedene Ursachen haben kann. Nur eines steht fest, daß die Löwen sich zum Brüllen anregen lassen. Beginnt irgendwo einer, fällt bald ein anderer ein. Wir haben wiederholt mit unserem Auto das Brüllen stimuliert, indem wir Zwischengas in kurzen Stößen gaben. Und jedesmal setzte kurz darauf die Antwort der Löwen ein. Man könnte deshalb meinen, die einen brüllen: »Wir sind hier! Wo seid ihr?« Und die anderen antworten brüllend: »Hier sind wir!« Es lassen sich aber so verschiedene Brüllarten feststellen, daß man annehmen darf, die Löwen brüllen aus sehr verschiedenen Ursachen.

Eines Morgens treffen wir auf eine Löwin mit zwei halbwüchsigen Junglöwen. Die Alte liegt an einem Zebrariß und ist bemüht, die Beute von der freien Fläche ins nahe Gebüsch zu zerren. Zwei Safarigruppen beobachten von ihren Wagen aus interessiert den Vorgang. Als wir heranzufahren, springen die jungen Löwen hastig ab und verdrücken sich im dornigen Bewuchs. Die Löwin zerrt mit allen Kräften am Riß. Das Zebra muß in der Frühe geschlagen worden sein, denn es ist noch kaum angeschnitten, und nur die Bauchdecke ist geöffnet. Die Löwen haben die besseren Sachen verspeist, das Muskelfleisch aber noch nicht angerührt. Ringsum auf den Akazien hocken in stiller Andacht die Geier und Marabus.

Plötzlich entsteigt dem Tourenwagen nebenan ein junger Mann und geht einen Schritt auf die Löwin zu. Erschrocken springt die Raubkatze hinter einen Strauch. Der leichtsinnige Mensch wagt noch zwei Schritte. Da nimmt die im Busch lauernde Löwin in

langen Sätzen Reißaus. Wir sind verblüfft darüber, daß sie nicht einmal einen schwachen Versuch gemacht hat, die frische Beute zu verteidigen. Grzimek hat einmal den gleichen Versuch unternommen und andere Erfahrungen gesammelt. Er schreibt: »Also mache ich die Tür auf und steige aus. Schon steht der Löwe drohend auf, faucht, brummt und kommt ein paar Schritte auf mich zu. Natürlich bin ich sofort wieder im Wagen verschwunden.« So verschieden sind die Verhaltensweisen der großen Raubkatzen. Später haben wir noch mehrfach Gelegenheit, zu beobachten, wie Löwen uns Menschen aus dem Wege gehen. Sie drücken sich platt auf die Erde ins hohe Gras, um nicht gesehen zu werden, oder fliehen lautlos in nächstgelegene Verstecke. Anders verhält es sich freilich, wenn ein Löwe aus Leichtsinne in die Enge getrieben wird und keinen Ausweg mehr sieht. Dann möchte ich ihm nicht gegenüberstehen.

In Nagys Tierfarm am Meru habe ich die Geschwindigkeit erlebt, die ein Löwe im Angriff entfalten kann. Ein geräumiges Gehege steht dem dortigen Löwenpaar zur Verfügung. Es ist viel größer, als es gewöhnlich in europäischen Tiergärten üblich ist, und nur mit dünnem Maschendraht eingezäunt. Davor ist ein grüner Rasenstreifen angelegt, der vom Besucher nicht betreten werden soll. Eines Tages steht eine junge Afrikanerin auf diesem Rasenstück unmittelbar am Draht und schaut ganz versunken auf die fressenden Löwen. Sie ahnt nichts Böses, als der Mähnenlöwe plötzlich aufspringt und wie der Blitz aus heiterem Himmel die zwanzig Meter zum Draht sprintet, wo die junge Frau steht. »Angalia, Achtung!« brülle ich los. Da ist der Löwe schon am Draht, ehe die Frau ihre Schrecksekunde überwunden hat. Sie springt wie irrsinnig davon und rennt noch nach hundert Metern, als gelte es ihr Leben! So tief ist ihr der Schreck über den blitzschnellen Angriff in die Glieder gefahren. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, auch ich bin zu Tode erschrocken!

Simba kehrt seelenruhig zu seiner Büffelkeule zurück. Der Löwe wollte mit seinem Scheinangriff den »Eindringling« lediglich aus seinem Gehege-Bannkreis vertreiben, wie er es draußen oft in der Steppe mit Hyänen und Schakalen tut. Unter normalen Verhältnissen vergreift sich kein Löwe am Menschen. Wir Menschen sollten nicht so eitel sein und uns einbilden, besser zu schmecken als Zebras und Gnus, die ein Löwe überall in der Steppe vorfindet. In solchen Gebieten jedoch, in denen der Mensch dem Löwen die Nahrungsgrundlage durch Vernichtung des Wildreichtums nahm, sind früher häufig Menschenfresserlöwen, sogenannte

Man-eater, aufgetreten. Etwa beim Bau von Eisenbahnstrecken, wo das ganze Wild der Umgebung abgeschossen wurde, um die Ernährung der vielen tausend Eisenbahnarbeiter zu sichern. Unter solchen Umständen werden auch heute noch Löwen für den Menschen gefährlich.

1970 wurden bei Mavicura in der Kiwu-Provinz von Zaïre sieben Menschen nachts von Löwen getötet und aufgefressen. Sie befanden sich auf einem offenen Lastwagen, der wegen einer Reparatur im Busch festlag. Wie es im einzelnen passiert ist, kann sich niemand so recht erklären – und die dabeigewesen sind, können es nicht mehr sagen! Im September 1971 berichtete der Wildwart Letiexhe aus dem Virunga-Nationalpark in Zaïre von einem Fischer aus Nyakakoma, den ebenfalls Löwen gefressen hatten. Eine Stunde zuvor hatte der Wildwart noch mit dem Fischer gesprochen. In Uganda wurde 1972 ein Mann aus dem Dorfe Katunguru von vier Löwen überrascht und getötet.

Meldungen darüber, daß ganze Dörfer buchstäblich »leergefressen« wurden, sind aber übertrieben! Die Dorfleute wissen sich mit Speer oder Pfeil und Bogen sehr gut gegen die Übergriffe Simbas zu schützen. Wenn heute ein Man-eater auch nur einen einzigen Menschen tötet, hat er selbst im Nationalpark sein Leben als Löwe verwirkt. Binnen weniger Tage würden er und zehn andere »unschuldige« Löwen totgeschossen sein! Daher soll man Berichte über Man-eater stets mit Skepsis behandeln. Nicht selten werden sie hochgespielt, um als willkommener Vorwand für das Abschlichten der gelben Raubkatzen zu dienen.

Wir haben herausgefunden, daß Löwen ohne nächtlichen Jagderfolg nur in den frühen Morgenstunden in der Serengeti anzutreffen sind. Schon gegen acht Uhr beziehen sie ihre Tageseinstände an schattigen Plätzen, oft versteckt unter Dornenbüschen an Wasserläufen oder auf den felsigen Kopjes. Dort ruhen sie während des Tages. Von den vierundzwanzig Stunden eines Tages verbringt ein erwachsener Löwe zwölf in festem Schlaf, und einige weitere verdöst er. Im menschlichen Sinne sind Löwen große Faulenzer.

Eines Tages entdecken wir am späten Nachmittag eine Löwen-Gruppe im unteren Seroneratal. Zwei alte Löwinnen liegen flach ausgestreckt im Schatten von Akazien und schlafen. Zwischen ihnen spielen munter drei Löwenjungen. Runde acht Wochen mögen sie alt sein. Es ist nicht zu erkennen, welche der beiden Löwinnen die Mutter ist. Die kleinen Quecksilber necken und balgen sich ununterbrochen, beißen und werden nicht müde, einander eins auszuwischen. Dann wieder liegen sie lauernd wie die

Katzen auf der Mäusejagd vor den schwarzen Schwanzquasten der Löwendamen. Sobald diese leicht mit der Schwanzspitze zucken, um einige Fliegen wegzujagen, springen die Löwenkinder lustig drauflos und beißen hinein. Die Löwinnen brummen daraufhin ärgerlich und schieben ihre Ohren böse zurück. Aber das Grollen ihrer Mütter beeindruckt die kleinen Lausbuben nicht. Wie es bei Kindern nun einmal ist, gerade das Verbotene reizt am meisten! Nur wenn sich einmal eine der Alten fauchend aufrichtet, weil die Kleinen in ihrem Jagdeifer zu derb zugebissen haben, stolpern sie tolpatschig zum Kopf der Ergrimmtten vor und reiben ihr gelbes Köpfchen schmeichelnd an der Nase der Alten. Wir haben kein einziges Mal gesehen, daß eine Löwenmutter ihre Jungen durch einen Wink mit der Pranke gemaßregelt hätte.

Dem Rudel hat sich auch ein starker Mähnenlöwe angeschlossen, der abseits an einem dicken Commiphorenstamm liegt und döst. Sein imposantes Mähnenhaupt ruht lässig auf den kräftigen Vorderpranken. So ein stoischer Löwe kann einen Fotografen in Raserei versetzen! Ich rufe ihn an, doch er zuckt nicht einmal mit den geschlossenen Augen. Dann geben wir Zwischengas. Träge hebt er den Kopf und blinzelt gelangweilt herüber. Klick – macht meine Kamera! Das ist auch schon alles, was ich ihm entlocken kann. Im nächsten Moment ruht er wie vorher. Später gähnt der Löwe herzhaft, wobei seine Reißzähne im breiten Maul sichtbar werden. Anschließend dreht er sich auf die andere Seite. Er hat wahrhaftig nicht den größten Tätigkeitsdrang!

Wenn sich für die Löwin rund einhundert Tage nach der Begattung das Ende der Tragzeit nähert, verläßt sie das Rudel und sucht die Deckung einer dichten Vegetation auf. Dort bringt sie zwei bis fünf Junge zur Welt. In diesem Versteck werden die Kleinen aufgezogen und behütet, bis sie mit acht oder neun Wochen kräftig genug sind, die Kinderstube zu verlassen und mit dem Rudel umherzuziehen. Ihre Selbständigkeit erreichen die jungen Löwen erst im Alter von zwei Jahren. Mitunter hat eine Löwenmutter große Schwierigkeiten, ihre erwachsenen Kinder loszuwerden.

Im Seroneratal treffen wir eine ältere Löwin, die gerade die Reste eines Riedbockes verspeist. Nachdem sie die letzten Knochen geknackt hat, bummelt sie zum Seronera River, um zu saufen. Plötzlich hebt die Löwin ruckartig den Kopf und blickt gespannt flußaufwärts. Wir sehen dort nichts und hören auch nichts. Aber die Löwin steht wie erstarrt und äugt. Mit einem Mal tauchen aus dieser Richtung nacheinander zwei Junglöwen auf und

nähern sich trabend der alten Löwin. Kaum hat diese sie gesehen, dreht sie sich geschwind herum und macht sich in entgegengesetzter Richtung davon. Zunächst können wir uns die Sache nicht erklären. Die jungen Löwen maunzen halblaut und traben eilig hinter der Alten her. Sie sind sichtlich aufgereggt und wollen nicht den Anschluß verlieren. Wir folgen der Gruppe langsam. Es geht durch dick und dünn. Von der Löwin ist schon nichts mehr zu sehen. Da haben sich auch die jungen Tiere für kurze Zeit verloren. Mit leisen Rufen finden sie ein paar Minuten später wieder zusammen. Jetzt traben sie einen Pfad entlang, der sich neben dem Flübchen dahinschlängelt. Hier können wir ihnen gut folgen. Wir sind neugierig, was aus der Sache wird. Die Lauferei geht schon über drei Kilometer. Das ist ganz ungewöhnlich für die sonst so trägen Löwen. Den Katzen ist die Anstrengung deutlich anzumerken. Ihre Flanken beben, und der Fang ist halb geöffnet.

Als der Weg eine Biegung macht, wechseln die beiden Junglöwen in dichten Bewuchs ein. Dahin können wir ihnen leider nicht folgen. Wir fahren ein Stück weiter und warten. Auf einmal kommt statt der Jungen die Löwin heraus und läuft hechelnd an uns vorbei. Sie sieht von dem langen Lauf in der mittäglichen Hitze sehr mitgenommen aus. Nach einigen hundert Metern wirft sie sich erschöpft in den Schatten einer Akazie. Der ganze Körper bebt im Rhythmus ihrer heftigen Atemzüge. Wir fahren dicht heran, aber sie hat keine Augen für uns, sondern schaut nur angespannt in die Richtung, aus der sie gekommen ist, als erwarte sie jeden Augenblick das Auftauchen der beiden Verfolger. Wir bleiben eine gute Stunde bei ihr, aber die Junglöwen sind ihr nicht weiter gefolgt. Sie haben es aufgegeben und liegen, wie wir später sehen, zweihundert Meter zuvor ganz ermattet in einem Dornengebüsch und japsen nach Luft.

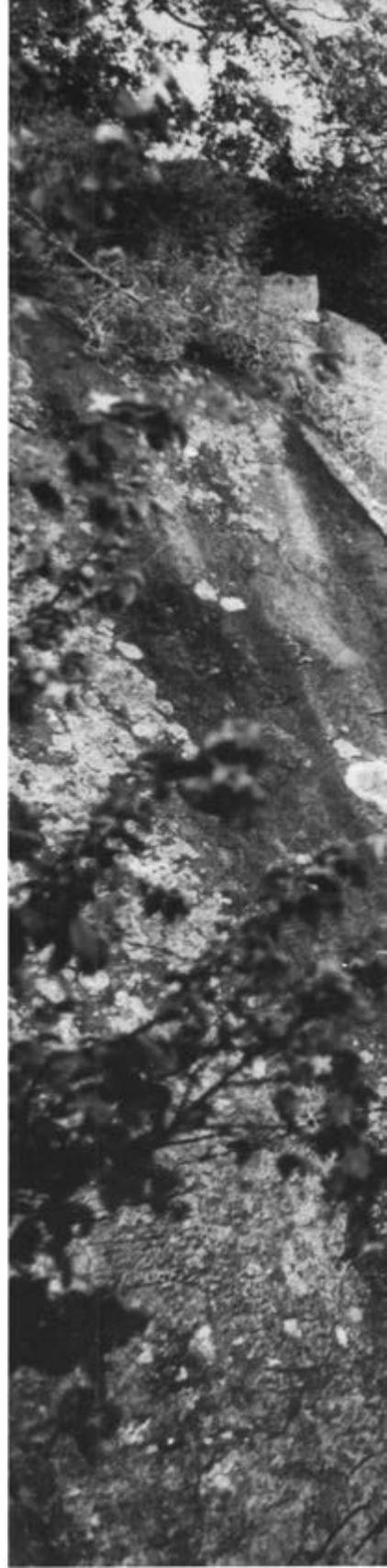
Das Verhalten der Löwin ließ keine andere Deutung zu als die, daß sie ganz ernsthaft darum bemüht war, sich von den Junglöwen abzusetzen, was diesen jedoch absolut nicht behagte.



Zahlreiche Safari-Lodges entstanden  
am Rande der Nationalparks:  
Momella-Lodge (links oben) –  
Lobo Wildlife Lodge –  
Ngorongoro Crater Lodge (links  
unten)



Folgende Seite:  
Abend in der Serengeti









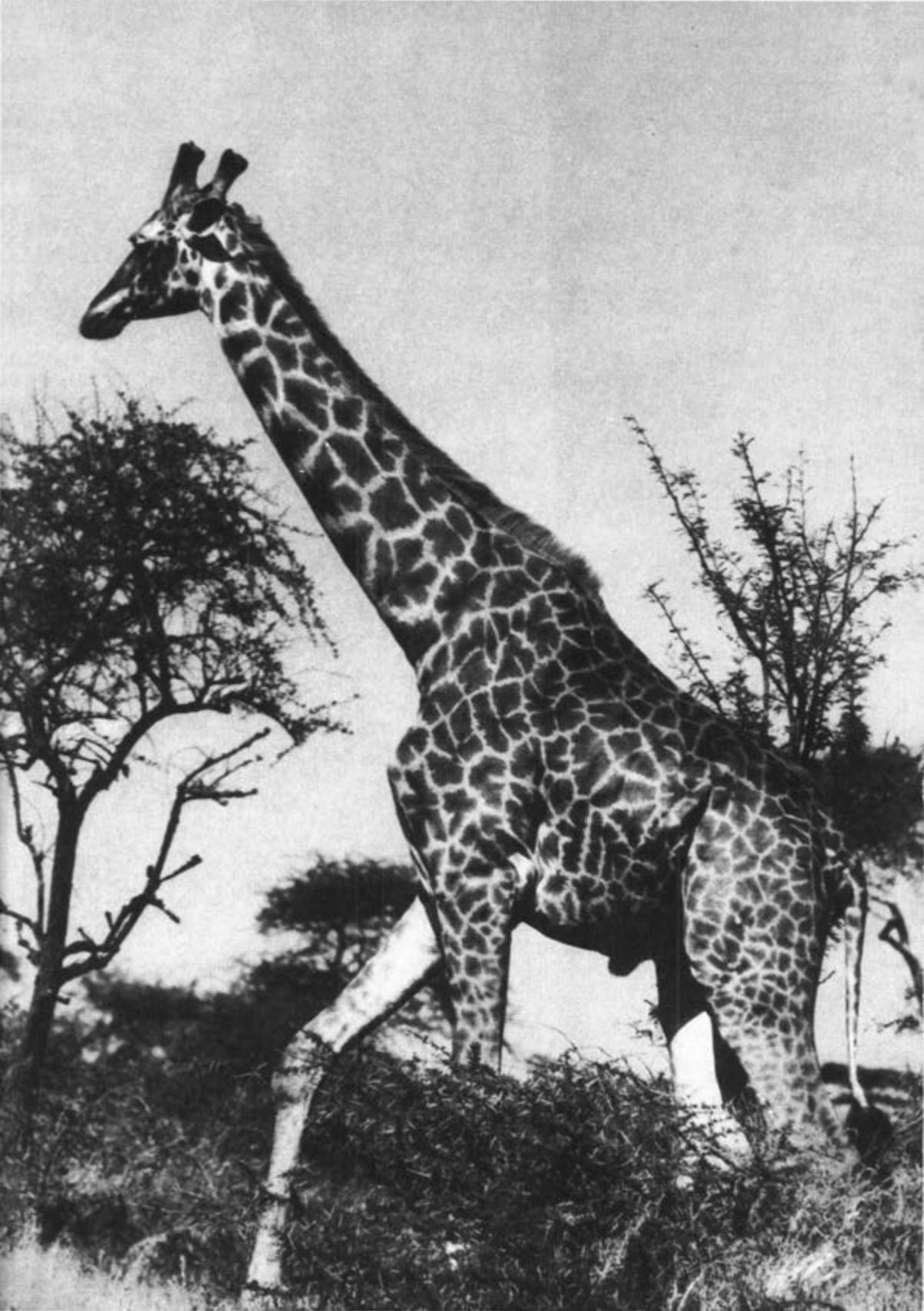




Suahelispferling und Klippschliefer  
besuchen Edward in der Lagerküche



Folgende Seite:  
Twiga, die Giraffe, ist das  
Wappentier Tansanias



# Nashorntag

Fast jeden Morgen haben wir eine Reifenpanne durch Dornen, manchmal vorn, manchmal hinten. Bei den Geländestrecken, die wir täglich zurücklegen, sind die ständigen Reifenpannen kein Wunder. Die Dornen sind nicht selten so lang wie ein Mittelfinger, stark und nadelspitz. Dornensträucher stehen überall in der Savanne. Wir können einfach nicht auf jeden dornengespickten Zweig achten, der uns in die Quere kommt. Über Nacht, wenn der Wagen ruht, entweicht langsam die Luft, und am Morgen quetscht es dann einen Reifen platt.

Edward, unser Flickmeister, nimmt dies stets gleichmütig lächelnd zur Kenntnis und repariert meist noch vor dem Frühstück. Nicht ein einziges Mal hat er darüber geflucht. Er ist wahrhaftig ein großer Meister darin, die widerspenstigen, profilstarken Geländereifen hurtig von der Felge zu ziehen. Ohne Wasser, nur mit etwas Speichel, findet er das Löchlein im Schlauch und behebt den Schaden auf diese primitive Weise oft schneller, als ich es zu Hause von den Leipziger Reparateuren gewöhnt bin. Edward ist überhaupt eine »Perle«. Wenn man mit ihm auf Safari geht, scheint es keine unüberwindbaren Schwierigkeiten zu geben. Er kann Fährten lesen, sagt das Wetter am Abend voraus, versteht es am besten, mit dem wenigsten Geld das meiste einzukaufen, ärgert sich nie und hat außer den Löwen im Grunde keine Probleme. Während Toni, Monika und ich mit Riesenkoffern reisen, jeder davon vollgestopft mit tausend Dingen für »alle Fälle«, kommt Edward wochenlang mit einem kleinen grünen Holzkistchen, 30 × 40 Zentimeter groß, aus. Darin hat er Seife, Handtuch, Zahnbürste, ein Hemd und außerdem noch viel Platz.

Heute morgen ist der Himmel verhangen und die Luft recht kühl. Es sieht nach Regen aus. Jetzt könnte man sogar einen Mantel vertragen, dreihundert Kilometer südlich des Äquators!

In der Nacht haben die Löwen wieder in der Nähe des Lagers gebrüllt. Ich konnte keinen Schlaf finden. Irgendwo im Zelt knisterte es pausenlos. Ich vermutete, daß das Geräusch von einer Maus herrührte, sagte aber lieber nichts davon. Für Monika wäre nichts gräßlicher, als ein Mäuslein zwischen oder in unseren Koffern zu wissen. Löwen vor dem Zelt bringen sie nicht aus der Ruhe, aber wegen der Maus hätte sie mitten in der Nacht das ganze Lager rebellisch gemacht und uns alle so lange auf den Beinen gehalten, bis das harmlose Tierchen gefangen wäre. Also hüte ich mich, ein Wort zu sagen, und untersuche am Morgen in aller Heimlichkeit den Fall. Erfolglos.

Edward, der sich im Auto ankleidet, ist heute auch nicht ganz glücklich. Kopfschüttelnd betrachtet er seine Hose und pfeift bedeutungsvoll durch die Zähne. Das gute Stück hat hinten einen bemerkenswerten Dreiangel an einer Stelle, wo man sich nicht gern auf die nackte Haut blicken läßt.

Da der Vormittag verhangen ist, bleiben wir im Lager und schreiben Karten. Es wird auch höchste Zeit: Freunde und Verwandte zu Hause würden es nicht verstehen, wenn wir uns nicht wenigstens einmal aus der Serengeti melden. Monika hat mir eine lange Liste vorgelegt, auf der über einhundert Namen stehen. Jeder davon muß persönlich über unser Befinden und den Stand der Arbeit unterrichtet werden, auch Toni geht es nicht besser. Während wir ruhig vor dem Zelt sitzen und kritzeln, daß die Federn glühen, hüpfen drei Glanzstare herbei und naschen von den Speiseresten in Edwards »Küche«. Die Glanzstare besuchen uns regelmäßig jeden Morgen. Sie prahlen mit schillernden Farben, und ihr Gefieder hat einen metallischen Glanz. Wie alle Vertreter der Starenfamilie besitzen sie eine ausgeprägte Gabe, Stimmen anderer Vögel zu imitieren. Sehr häufig sehen wir morgens auch den Buschpieper und die Rostkehlmeise. Die Graubrustfrankoline sind nicht so vertraut. Ihr morgendliches Geschnatter gehört zu den charakteristischen Lauten der Savannenlandschaft.

Gegen zehn Uhr kommen die beiden Engländer, die Edward zurückgebracht hatten, vorbeigefahren und warnen uns vor vier Löwen, die sich gleich hinter unserem Lager in den kurzen Dornenstubben aufhalten sollen. Wir haben nichts davon bemerkt, obwohl Toni heute morgen schon mit Spaten und Papier in dieser Richtung unterwegs war. Mit dem Auto schauen wir uns die Sache an und entdecken tatsächlich eine Löwin mit drei Einjährigen. Die Junglöwen sind scheu und fliehen vor unserem Wagen zu einer nahen Felsengruppe, wohin ihnen später auch die

Löwin folgt. Edward ist beruhigt, legt aber doch sicherheits- halber einen dicken Knüppel griffbereit neben die »Küche«. Gegen Mittag klart es auf, und es wird auch wärmer. Wir beschließen, nach dem Essen auf Pirsch zu fahren. Es gibt weiße Bohnen mit Spaghetti. Toni und ich beschränken uns auf ein höfliches Kosten, doch Edward isst Beansi für sein Leben gern. Wegen dieser Vorliebe haben wir ihm den Spitznamen »Bohne« verliehen. Dafür nennt mich Edward »Bwana Makkaroni«, weil ich einen unerschöpflichen Appetit auf Makkaroni und Tomati an den Tag lege. Toni, der Süßhahn, heißt »Bwana Ananas«. Monika, die für ihr Leben gern schläft und immer zuletzt munter wird, heißt »Mama lala«, die Frau des Schlafes. Edward ärgert sie gern mit seiner Feststellung: »Mama fundi lala kapiza«, was wörtlich übersetzt heißt: Mama ist ein vollkommener Meister des Schlafes!

Die Afrikaner der ländlichen Gegenden lieben es, phantasievolle Namen zu verteilen. Hat jemand eine große Nase, heißt er prompt »Bwana Faru«, Herr Nashorn. Ist einer groß und dick, wird er gewiß »Bwana Tembo«, Herr Elefant, getauft.

Nach dem Essen fahren wir los. Unweit vom Lager tritt Toni wie verrückt auf die Bremse. Er hat einen Pillendreher entdeckt. Das kleine Tierchen hastet über den Fahrweg und rollt eine große Mistkugel vor sich her. Das bedeutet Schwerstarbeit für ihn, denn die Kugel ist mindestens fünfmal so groß wie der Pillendreher. In dieser Pille entwickelt sich später die Larve. Die Kugel hat zwei Aufgaben zu erfüllen. Sie dient der Larve als Schutz und als Nahrungsvorrat. Schakale verspeisen diese Pillen als Leckerbissen. Wir legen dem Skarabäus ein Taschenmesser und große Steine in den Weg, um das Größenverhältnis im Foto deutlich zu machen. Der kräftige Pillendreher überwindet mit Leichtigkeit alle Hindernisse und verschwindet jenseits des Weges zwischen den Grashalmen.

Giraffen äsen am Orangi River, sie biegen den langen Hals weit herunter. Ihre Jungen haben dunklere Flecken als die Alttiere, aber auf einem helleren Grund. Daher wirken die Jungen insgesamt heller. Mit gesenktem Kopf folgt ein kräftiger Giraffenbulle einer älteren Kuh. Jedesmal, wenn er sie werbend erreicht, läuft die Schöne einige Schritte vor, bleibt stehen und wartet. Der Bulle zieht nach und interessiert sich sichtlich dafür, wie es um ihre Hochzeitsfreudigkeit bestellt ist. Mit vorgestreckter Zunge überprüft er den Geschmack ihres Harns. Mehrmals leckt er davon, streckt den Kopf weit vor und drückt die Zunge mit der Harnprobe an die obere Mundhöhle, wo sich das sogenannte

Jakobsonsche Organ befindet. Dabei wirft er die Oberlippe merkwürdig auf. Diese Erscheinung bezeichnete der frühere Leipziger Zoodirektor Schneider als Flehmen. Die Giraffen setzen das Spiel fort. Wir folgen ihnen vorsichtig, um die Paarung ins Bild zu setzen. Doch nach einer Stunde strebt das Liebesspiel der beiden noch immer keinem Höhepunkt zu. Die Kuh ist erst in der Vorbrunft. Es kann noch Tage dauern.

An einem Wasserübergang am Orangi sitzt ein Schattenvogel auf einem dünnen Ast und putzt sich mit Hingabe. Die Buren nennen den braunen Vogel Hammerkopf. Es stört ihn nicht, daß wir an seinem Baum anhalten und ihn von allen Seiten fotografieren.

Ein alter Wasserbock beäugt aus sicherer Entfernung unsere fotografische Regsamkeit. Etwas weiter hockt ein Pärchen Nilgänse auf einem von Elefanten umgestürzten Baumstamm. Der Garter umwirbt schnatternd seine Angebetete. Nilgänse haben wir hier nur paarweise angetroffen. Fünf Mungos huschen über den vergrasteten Weg. Die flinken Tiere sind die biologischen Regler der kleineren Schlangen Ostafrikas. Selbst gegenüber dem Biß der giftigen Arten, wie Puffotter, Kobra und Mamba, sind sie unempfindlich.

Zwei Safariwagen der »Serengeti Tours« kommen uns mit Riesenstaubwolken entgegen. Den einen Wagen halten wir an. Ich bin eben im Begriff, den Fahrer zu fragen, ob er nicht **irgendwo** Rhinos gesehen habe, als just in diesem Augenblick **gleich** drei Nashörner vor uns im hohen Gras auftauchen. Die Tiere stehen sehr gedeckt und lauschen auf das Brummen unserer Motoren. Sie haben auf Entfernung ein ausgesprochen schlechtes Sehvermögen. Ihre Augen sind nur auf Nahsicht eingestellt. Wittern können sie hingegen vorzüglich.

Mit den Gläsern sprechen wir die Rhinos an. Es ist eine Kuh mit einem fast erwachsenen Jungtier und ein starker Bulle. Die beiden Nasenhörner der Kuh sind länger und dünner als die des Bullen, der aber körperlich der Kuh weit überlegen ist. Das Jungtier steht gedeckt hinter der Nashornkuh. Wie alt es sein mag, vermögen wir nicht zu schätzen. Meist bleibt das Kalb drei bis fünf Jahre lang bei der Mutter, denn Nashörner sind ausgesprochene Spätentwickler. Nach Untersuchungen von Goddard im Ngorongoro-Krater werden sie im Alter von durchschnittlich 4,3 Jahren (3,8 bis 5,7) geschlechtsreif. Sie haben überdies eine lange, ungefähr achtzehn Monate dauernde Tragezeit und demzufolge eine niedrige Fortpflanzungsrate. Nur alle drei bis fünf Jahre bringt die Nashornkuh ein einziges Kalb zur Welt.

Jetzt setzt sich die Kuh in Bewegung. Das Kalb folgt ihr unverzüglich nach, während der Bulle weiter zu uns hin sichert, als wolle er den Rückzug decken. Toni zögert, an ihn heranzufahren. Er ist zunächst vorsichtig, weil wir noch wenig feldmäßige Erfahrung im Umgang mit diesen Urwelttieren haben. Die gelegentlichen Begegnungen in Ikoma bedeuten nicht viel, aber wir wissen, daß die Rhinos leicht erregbar sind und gelegentlich angreifen. Im Manjara-Nationalpark hat ein erzürntes Nashorn vor zwei Wochen Ingos Geländewagen einen kräftigen Stoß gegen den Bug versetzt. Außer unbedeutendem Blechschaden war dabei nichts Ernsthaftes passiert. Die wütende Kuh hatte sich mit diesem einen Angriff begnügt und dann getrollt. Auch unser Bulle gibt nun Fersengeld. Damit wächst unser Mut, und Toni bietet alle seine Fahrkünste auf, um unseren Wagen zwischen die flüchtige Kuh mit Kalb und den nachfolgenden Bullen zu schieben. Es gelingt tatsächlich, den Rhinobullen abzudrängen. Er geht dem Auto aus dem Weg und verliert dabei die Fährten von Kuh und Kalb, was den grauen Koloß sichtlich irritiert.

Er bleibt stehen, dreht sich unsicher nach allen Seiten, als wäre er sich nicht darüber im klaren, aus welcher Richtung Gefahr droht. Mit seinem Gehör steht es vermutlich ebenfalls nicht zum besten – oder das Rhino verarbeitet die Sinneswahrnehmungen nicht folgerichtig. Wir halten mit laufendem Motor keine zwanzig Meter vom Nashornbullen entfernt. Das Tier dreht sich weiter, ohne mit der Orientierung zurechtzukommen. Dann läuft es gar auf unseren Wagen zu, erkennt kurz zuvor seinen Irrtum und macht erschreckt wieder kehrt.

Wir fahren ein Stück zurück, um den Bullen nicht noch konfuser zu machen, als er ohnehin schon ist. Nach einigen Minuten faßt er sich und beginnt mit der Nase am Boden kreuz und quer das Gelände nach den Fährten von Kuh und Kalb abzusuchen. Dabei gelangt er wieder ganz dicht in Wagennähe. Ich sehe deutlich, wie ein kräftiger Dornenzweig an den rauhen Falten seiner Lederhaut entlangstreift und nicht einmal einen schwachen Kratzer hinterläßt.

Auf einmal ist der Bulle wie elektrisiert. Er hat die Fährte aufgenommen und arbeitet sie unverzüglich aus. Die Nase rund zwanzig Zentimeter über den Boden gesenkt, folgt er leicht trabend der warmen Spur und vollzieht die kleinste Kurve nach, die seine Kuh auf ihrer Flucht beschrieben hat. Jetzt läßt er sich durch uns nicht mehr ablenken und läuft spursicher knapp am Auto vorüber. Ich könnte vom Wagendach auf seinen breiten Rücken springen, so nah ist er heran. Rhinos sind mit Ausnahme

der Schwanzquaste und einigen lustigen Fransen auf den Ohrmuscheln völlig haarlos. Vor einer Dickung stehen Kuh und Kalb. Sie sichern bewegungslos dem rasch näher kommenden Bullen entgegen. Wir halten an und sind gespannt, wie ihre Begrüßung ausfällt. Die Kuh läuft ihm einige Meter entgegen.

Beide stoßen sanft mit den beweglichen Greiflippen zusammen. Das ist alles.

Jetzt konzentriert sich das Interesse der Nashornfamilie wieder auf unseren Wagen. Da wir uns ruhig verhalten, schieben sich die Rhinos leise zwischen die Büsche. Auf dem Wagendach stehend, beobachte ich mit dem Glas, wie sich die Tiere auf eine Gruppe äsender Masaigiraffen zubewegen. Das erste der Nashörner, es ist vermutlich die Kuh, prescht plötzlich vorwärts und jagt auf die Gruppe los. Schon galoppieren die Giraffen respektvoll zur Seite. Unter afrikanischem Großwild haben Nashörner kaum einen Feind zu fürchten. Diesen Respekt konnten wir später selbst bei Löwen und Büffeln beobachten! Dabei meinen die Rhinos ihre frisch vorgetragenen Angriffe nicht sonderlich ernst. Sie sind nur unduldsam und wenig tolerant gegenüber anderen Mitbewohnern der afrikanischen Buschlandschaft, halten sich diese lieber vom Halse. Eine ernste, blutige Auseinandersetzung suchen die Nashörner jedenfalls nicht. Nur vor der Paarung kann es mitunter zu heftigen Kämpfen zwischen ihnen kommen.

Wenig später wechselt unsere Nashorngruppe in offenes, steppenartiges Gelände über. Dort können wir den grauen Tieren wieder ausgezeichnet folgen. Hart und eben wie auf einer Autobahn ist hier der Boden. Wir möchten etwas über die Laufgeschwindigkeit von Nashörnern in Erfahrung bringen und fahren mit großem Tempo auf die Tiere zu. Sofort fliehen sie in der üblichen Reihenfolge: Kuh, Kalb, Bulle. Nach einer Minute zeigt das Tacho vierzig Stundenkilometer. Dieses Tempo behalten die Nashörner eine knappe Meile unverändert bei. Dann erreichen sie einen sumpfigen, hochgrasigen Streifen, wechseln ein und tun sich dort sofort nieder. Sie drücken sich wie unsere Feldhasen in der Sasse und sind von der Bildfläche verschwunden. Wir lassen es gut sein. Trotz unserer Permits wollen wir kein schlechtes Beispiel abgeben. Normalen Fotosafaris und Touristen ist natürlich das Jagen der Tiere mit dem Auto im Nationalpark streng verboten. Das Wild soll dem im Auto befindlichen Menschen vertraut begegnen und nicht in furchtsamer Hast davonlaufen.

Bevor wir in das Lager zurückkehren, nehmen wir in Seronera 102

bei Mr. Ambasna ein Bad in einer richtigen Badewanne. Toni ergänzt im Shop seinen Filmvorrat. Freilich ist das Angebot dürftig. Die junge Verkäuferin, ein superschlankes indisches Mädchen, kennt uns längst. Wir sie allerdings auch! Sie kann entweder gar nicht rechnen – oder zu gut. Toni ist nicht gut auf sie zu sprechen. Heute offeriert sie mir als »Knüller« ein buntseidenes Kopftuch für meine »Mam«. Es ist mit der naturalistischen Darstellung eines Löwen bedruckt. Kritische Leute bezeichnen so etwas ganz einfach als Kitsch. Hier aber, wo man täglich Löwen begegnen kann, sind die Proportionen wohl doch etwas anders.

Der Preis des Tuches beträgt zwanzig Schilling. Monika ist sofort dagegen, aber ich zögere noch mit dem Kauf. Das Mädchen sieht seine Chance und bedeutet mir charmant, daß Monikas Kopftüchlein wenig repräsentativ sei. Diesem Argument kann ich mich nicht ganz verschließen, denn es ist in der Tat ein größeres Schnupftuch, was meine Frau da um den Kopf trägt. Als das schlaue Kind Monika gar einen bunten Masafingerschmuck schenkt, bin ich besiegt und kaufe. Monika protestiert heftig, aber das Geld wechselt bereits seinen Besitzer. Nie hat sich wohl jemand energischer gegen ein Geschenk gewehrt! Heute muß ich betrübt registrieren, daß meine liebe Frau das teure Tuch kein einziges Mal getragen hat! Es war eine glatte Fehlinvestition!

# Lagerfeuer in der Steppe

Unser Petroleumvorrat für die Zeltlampen ist aufgebraucht. In Seronera gibt es zwar buntseidene Löwentücher, aber keinen Liter Petroleum zu kaufen. Wir müssen eine größere Menge Brennholz sammeln, um das Lagerfeuer zum Schutz vor gefährlichem Großwild die Nacht hindurch unterhalten zu können. Also gehen wir auf die Suche. Überall haben Elefanten Bäume entwurzelt. Wir laden den Toyota hinten voll, stauen das prasselrockene Holz auf den Dachgepäckträger und nehmen noch einen dicken Stamm ins Schlepp. Dabei wäre es fast zu einem tragischen Unfall gekommen. Als Toni sich nach einem starken Knüppel bückt, zischt aus dem morschen Ast eine kaffeebraune, schwarzgescheckte Otter hervor und züngelt dicht neben seiner Hand. Toni läßt sofort den Ast fallen und wird weiß wie eine Kalkwand. Wir ziehen uns schleunigst zurück, denn ohne Serum ist der hautnahe Umgang mit giftigen Schlangen nicht zu empfehlen. Auf unserer mehrmonatigen Expedition durch Ostafrika war dies glücklicherweise das einzige Mal, daß wir mit einem giftigen Reptil in Berührung kamen.

Als Monika das viele Brennholz sieht, freut sie sich: »Oh, heute gibt's ja ein großes Lagerfeuer! Bekommt man da auch was zu trinken?« Toni sieht mich erstaunt an. Solche Wünsche sind neu bei ihr. Sonst war sie es, die am meisten gegen den Luxus alkoholischer Getränke Front machte! Afrika verändert den Menschen!

Das Holz brennt. Schweigend sitzen wir um das Feuer herum und starren in die züngelnden Flammen. Ringsum zirpen tausendfach die Grillen. Durch das Dach der Schirmakazie leuchten die Sterne am afrikanischen Himmel. In der Ferne melden sich die ersten Löwen. Bald schon brüllen sie auch in der Nähe – es ist ein uriges Konzert. Immer mehr werden es. Edward meint mit süßsaurer Miene: »Jetzt sind wir inmitten von Löwen!« Auf diesen Schreck

hin trinken wir gleich einen Pernod zur Stärkung. Die Tonbandgeräte sind aufnahmebereit. Nicht weit von uns rennt durch die finstere Steppe eine kleine Herde Zebras, deren helles Bellen weit hin zu hören ist. Zebras wiehern nicht wie Pferde, ihr Ruf klingt eher wie das Geläute junger Hunde. Irgend etwas Aufregendes ist dort im Gange. Vielleicht werden sie von Löwen oder Hyänen bedrängt. Gegen 22 Uhr brummt ein Wagen heran. Darin sitzen Edwards Bruder Jonny und der Wildwart Johnson, die auf einen Drink vorbeikommen. »Bis Seronera riecht man, daß ihr eine Flasche entkorkt habt!« rufen sie uns lachend zu. Wir rücken noch zwei Kisten ans Feuer. Monika gießt die Gläser voll. Und schon sind wir mitten im Palaver. Jonny erzählt, daß gestern eine Straßenmaschine aus Amerika eingetroffen sei, ein Geschenk eines Naturschutzklubs aus Kalifornien. Sie war über ein Jahr unterwegs, mußte erst repariert werden und hat sinnigerweise vorn einen Schneepflug aufmontiert, der wahrscheinlich in der heißen Serengeti nicht oft wird eingesetzt werden können . . .

Vor drei Tagen, so fährt Johnson fort, kam ein Safariführer aus Nairobi mit einem Geländewagen voll Touristen herüber. Im Seroneratal fuhren sie an ein großes Warzenschwein heran, um es zu fotografieren. Der Keiler, der offenbar genug von Besuchern hatte, griff den Landrover überraschend an und durchlöcherte mit seinen scharfen Hauern den linken Hinterreifen. Als die Luft herauszischte, machte sich das Warzenschwein schleunigst aus dem Staube! Der hübsche Spaß kostete dem Safariführer die Kleinigkeit von vierhundert Schilling, das ist hier der Preis für einen neuen Reifen. Dutzende solcher Geschichten wissen die beiden zu berichten. Es ist ein lustiger Abend, der Bauch tut uns weh vor schadenfrohem Gelächter. Eine andere Geschichte, die viel ernster hätte ausgehen können, ereignete sich am Kimamba-Hügel. Eine Gruppe von Wildhütern aus Seronera entdeckte zwei schlafende Nashörner. Eines der Tiere lief, vom Geräusch des Lastwagens aufgescheucht, davon. Das andere blieb völlig unbeweglich und ohne jedes Lebenszeichen liegen. Die Wildhüter vermuteten, es sei verendet, und wollten das Nasenhorn sichern, weil darauf eine Belohnung ausgesetzt ist. Vorsichtig kurvten sie mit ihrem Sieben-Tonnen-Laster um das »tote« Tier. Sie warfen kleine Zweige, die das Nashorn auch traf, jedoch keinerlei Reaktion auslösten. Der stellvertretende Hauptwildwart, der in einem Geländewagen herbeikam, beobachtete aber durch das Fernglas, daß ein Auge sich langsam öffnete und wieder schloß. Um ganz sicherzugehen, fuhr er mit dem Wagen auf das Rhino los. Kaum war er auf zwei Meter heran, sprang das

»tote« Nashorn höchst lebendig auf die Beine und jagte die Wildhüter wütend in alle vier Richtungen auseinander. Später sammelte sie der Chauffeur des Lastwagens aus den umstehenden Bäumen wieder ein.

Bevor wir schlafen gehen, spritze ich das Zelt wegen der Moskitos sorgfältig mit Flit aus. Afrikanische Nächte dauern zwölf Stunden. Toni erhebt sich mehrmals und schiebt draußen Holz nach. Gegen Morgen ist der große Holzvorrat verbraucht und das stolze Feuer erloschen. Mit dem Petroleum gehen auch unsere Nahrungsvorräte zur Neige. Wir entschließen uns deshalb, eine Einkaufsfahrt zu unternehmen. In Seronera ist außer Salz und Zuckernichts aufzutreiben. Toni schlägt den Ngorongoro-Shop vor. Ich bin eher für eine Ortschaft am Victoriasee. Wir streiten ein wenig, dann gebe ich nach. Ngorongoro ist mit nur einhundertsechzig Kilometer Entfernung günstiger zu erreichen.

Wir brechen frühzeitig auf. In einem flachen Teich rufen zwei Kronenkränche. Zwischen ihnen schwimmen Nilgänse herum. Hier machen wir den ersten Stopp, denn ich möchte die rhythmischen Schlaglaute der schönen Vögel auf Tonband aufnehmen.

Kurz darauf entdecken wir in baumloser Steppe einen Mähnenlöwen an einem Zebrariß. Entweder ist das Zebra das langsamste seiner Beutetiere – also leicht zu schlagen, oder es ist purer Zufall, daß wir bisher in der Serengeti fast ausschließlich Risse von Zebras gefunden haben. Sehr selten dagegen von Gnus, obwohl diese in riesigen Mengen vorhanden sind. Die letzte Zählung im Jahre 1972 ergab einen Bestand von 800 000 Gnus und 500 000 Zebras in der Serengeti. Der Löwe blinzelt faul zu uns her und hebt nicht einmal den zottigen Kopf, als wir heranfahren. Nur als ich auf das Wagendach steige, knurrt er böse und geht erschrocken hinter seiner Beute in Deckung. Toni warnt mich, daß der Löwe leicht mit zwei Sätzen auf dem Wagen sein könnte! Aber ich bin fest überzeugt, daß er mehr Angst hat als ich und keinen Angriff wagen wird. Der Löwe ist zweifellos satt. Trotzdem bewacht er seinen Riß. Geier und Marabus, die vergebens auf seinen baldigen Abgang harren, unternehmen keinerlei Anstalten, sich dem lockenden Fleisch zu nähern. Simba würde das auch nicht erlauben.

Nach siebzig Kilometern entdecken wir mit dem Fernglas weit abseits vom Wege erneut einen Zebrariß. Wir fahren geradewegs darauf zu. Fast hundert Geier haben sich hier versammelt und streiten schreiend miteinander. Löwen sind nicht zu sehen. Da ihr Beutetrieb viel stärker ist als die Fluchtbereitschaft, lassen

uns die gefiederten Aasjäger dicht heran. Die meisten der Geier lauern am Boden, drängeln umher, hacken auf die Nachbarn ein, um einen Platz am Aas zu erlangen. Andere kreisen noch hoch oben in der Luft. Es ist erstaunlich, wie schnell die Geier in Erfahrung bringen, wo sich ein Riß befindet. Nach Ermittlungen von Herzog kann ein Greifvogel drei- bis viermal mehr Gesichtseindrücke in der Sekunde wahrnehmen, als es das Auge eines Säugetieres vermag. Die Geier, wie überhaupt alle Vögel, brauchen ihre Augen nicht wie wir Menschen auf Entfernungen einzustellen. Sie haben gewissermaßen Fix-Focus-Justierung. Der in der Ferne sich abspielende Vorgang erscheint ihnen ebenso deutlich wie ein unmittelbar vor ihnen liegender Gegenstand. Außerdem besitzen die Geier einen über hundert Grad größeren Blickwinkel als wir Menschen. Sie registrieren in jedem Moment ohne Kopfdrehung alles, was vor – hinter – seitwärts von ihnen vorgeht!

Am Riß herrscht ein heilloses Durcheinander. Im Gedränge der vielen Geier ist vom Zebra nichts mehr zu sehen. Einige starke Exemplare der Ohren- und Wollkopfgeier beherrschen bald die Szene. Wütend bekämpfen sie schwächere Artgenossen und verfolgen diese mitunter einige Meter weit. Dann kehren sie mit stockstifem Hals in merkwürdigem Stehschritt zum Luder zurück. Hastig reißen sie einige Fleischstücke heraus, bis das Gedränge der anderen wieder zu groß wird und der Positionskampf von neuem entbrennt. Alle sechs Geierarten der Serengeti haben sich an diesem Riß eingefunden – ein seltenes Bild! Bei der Zerlegung des Luders herrscht eine gewisse Arbeitsteilung. Ohren- und Wollkopfgeier reißen vorwiegend am zähen Muskelfleisch, Sperbergeier und Weißrückengeier hingegen zerren große Stücke Weichteile heraus. Die beiden kleinen Arten, Kappen- und Schmutzgeier, beschäftigen sich mit den Eingeweiden. Abseits lungern auch einige Tüpfelhyänen und mehrere Goldschakale herum. Die Übermacht der gefiederten Aasjäger hält sie davon ab, näher zu kommen. Die kräftigen Ohrengeier würden nicht zögern, sich respektlos auf ihre vierbeinigen Aaskonkurrenten zu stürzen und so lange von allen Seiten mit ihren scharfen Krumschnäbeln auf sie loszugehen, bis diese das Fürchten lernten und Reißaus nahmen.

Immer neue Geier schrauben sich vom blauen Steppenhimmel herunter, ziehen enge Kreise über dem Riß und landen. Die Vorgänge am Luder sind so interessant, daß wir darüber die Zeit vergessen haben. Es geht schon auf zwei Uhr nachmittags zu. Bis zum Ngorongoro-Shop sind es noch gut vierzig Kilometer ber-

giger Strecke. Wir brauchen dazu wenigstens eine Stunde und mindestens zwei weitere für die Rückfahrt bis zum Parkeingang am Naabi Hill. Da wir dort nach 16 Uhr nicht mehr eingelassen werden, zwingt uns die Zeit zur Umkehr.

Unverrichteter Geschäfte, aber mit kostbarer fotografischer Ausbeute treten wir die Rückfahrt nach Seronera an. Die Sonne brennt auf den Wagen herab, und die gelbbraune Steppe reflektiert die Hitze. Der Motor kocht, Toni muß Wasser in den Kühler nachfüllen.

In der Kurzgrassteppe begegnen uns einige stattliche Riestrappen. Mit leicht erhobenem Schnabel schreiten sie zögernd zur Seite. Nur bei Gefahr fliegen die großen Vögel kurz auf. Riestrappen sind Charaktervögel der Steppe. Sie leben von Heuschrecken, kleinen Reptilen, Mäusen, Körnern und nehmen somit tierische und pflanzliche Kost zu sich.

Unser Löwe von heute morgen hält noch immer die Stellung. Er hat sich an seinem Riß lang ausgestreckt und versucht zu schlafen. Viele hundert Fliegen, vom Blut des Beutetieres angelockt, gönnen ihm nur wenig Ruhe. An einer Felskuppe, nicht weit entfernt, liegt schwerkrank ein Schabrackenschakal. Er hechelt fiebrig. Es geht ihm sichtlich nicht gut, vor Schmerz hat er die Ohren weit nach hinten gelegt. Wir vermuten, daß ihn der Löwe am Riß so zugerichtet hat. Ob er sich vielleicht einen Bissen schnappen wollte? Seine Stunden sind gezählt. Lautlos erwartet er das Ende.

# Durch den „Korridor“ zum Victoriasee

Nach der mißglückten Fahrt zum Ngorongoro wird unsere Versorgungslage äußerst angespannt. Außer Orangenkonfitüre und Makkaroni ist nahezu alles andere »finish«, wie uns Edward stirnrunzelnd mitteilt. Wir beschließen nunmehr, nach Musoma zum Victoriasee zu fahren, um uns dort neu mit Nahrungsmitteln einzudecken. Unsere Route führt durch den langgestreckten westlichen Korridor. In dieser Gegend wachsen ausschließlich langwüchsige Gräser, die nicht selten kniehoch werden. Es gibt außerdem viel Wasser. Da zudem weite Strecken mit Sumpf durchzogen sind, ist der Korridor ein Dorado für Tsetsefliegen und andere stechende Blutsauger. Wir haben schon früher einige kleine Vorstöße in dieses Gebiet unternommen und wissen, was uns dort erwartet! Die »Biester« fallen denn auch in Scharen über uns her, stechen sogar durch Hose, Hemd und Hut. Während sich Toni dick mit Sonnenöl einreibt, gießen Monika und ich uns gleich Flibol über den Kopf, doch die Schutzwirkung ist nur von kurzer Dauer. Schließlich gehen wir dazu über, mit einer Fliegenklatsche wild auf die blutgierigen Quälgeister loszuschlagen. Das verschafft für ein paar Augenblicke Linderung.

Der westliche Korridor wird zu Unrecht wenig besucht. Steppenzebras, Masaigiraffen, Defassa-Wasserböcke, Impalas, Kongonis, Topis und Grants sind überall in kleinen Herden anzutreffen. Die hier lebenden Weithorn-(Roberts-)Grantgazellen haben sogar ein besonders prächtiges Gehörn.

Hin und wieder sitzen Paviane im trockenen Gras. Einmal sichten wir ein Zebra, das auf der rechten Hinterhand die Spuren eines mißlungenen Löwenüberfalls trägt. Blutigrot ist die Decke aufgeschlitzt und längs heruntergerissen. Der Löwe ist sicher zu kurz gesprungen und hat mit seiner Pranke nur das Hinterteil erwischt. So konnte dieses Zebra noch einmal dem Tod von der Schippe springen. Nun lahmt es stark und verhält sich außer-

gewöhnlich scheu. Was wir auch anstellen, immer steht es gedeckt hinter anderen Herdenmitgliedern. Es glückt uns nicht, ein Foto von ihm zu machen.

Anfangs prägen von Elefanten umgestürzte Bäume das Landschaftsbild. Die Dickhäuter brauchen wir nicht lange zu suchen. Sie stehen vereinzelt an den Berghängen, reißen Laub herunter und stopfen es mit dem Rüssel ins Maul. Wenn wir ein Stück an sie heranfahren, weichen sie sofort aus und achten darauf, daß zwischen ihnen und uns stets ein Baum im Wege steht, der unseren Telekameras die Sicht versperrt. Es ist deutlich zu spüren, wie wenig die Elefanten im Korridor mit Touristenautos in Berührung kommen. Vielleicht sind an ihrem scheuen Verhalten auch die Wilderer schuld, die den westlichen Serengeti-Nationalpark noch immer stark heimsuchen.

Entlang der Piste wachsen *Acacia-mellifera*-Sträucher. Der afrikanische Volksmund nennt sie »Wart-ein-bißchen-Dorn«, weil sich ihre Dornen leicht in der Kleidung festhaken, wenn man ihnen zu nahe kommt.

Zu unserer Linken zieht sich viele Meilen eine Hügelkette hin. Rechts begleitet uns der Grumeti. An seinem Lauf endete früher die nordwestliche Serengeti. Den Bemühungen Professor Grzimeks ist es zu verdanken, daß die Grenze des Korridors weiter nördlich verlegt wurde. Hierher zieht in der Trockenheit ein beträchtlicher Teil der großen Wildherden.

Die Hembe-Siedler am Grumeti hatten sich dem Räumungsbefehl der Regierung hartnäckig widersetzt, obwohl ihnen eine großzügige Entschädigung und weitaus besseres Land am Nata angeboten wurde. Die Polizei von Musoma mußte einschreiten, um den Beschluß der Regierung durchzusetzen. Die verlassenen Hütten am Grumeti wurden auf Anordnung des Bezirkshauptmanns von Musoma zerstört. In einem Nationalpark dürfen keine Menschen wohnen, denn die steigenden Bedürfnisse der Menschen lassen sich auf die Dauer nicht mit der Erhaltung ursprünglicher Lebensräume in Einklang bringen. Was heute nur ein kleines Nest ist, wird morgen schon zum stattlichen Dorf. Die Uhren Afrikas laufen schnell! Die Bevölkerung nimmt laufend zu, neue Häuser werden gebaut, aus einem alten Dorfweg wird eine moderne Asphaltstraße. Die Menschen müssen von etwas leben. Sie betreiben Landwirtschaft und Viehzucht, vielleicht entstehen sogar Fabriken! Die Wildtierherden weichen zurück. Das Raubwild spezialisiert sich auf Hausvieh oder wird zum Man-eater. Kaum ist der erste Fall bekannt, haben die Raubkatzen der ganzen Umgebung ihr Leben verwirkt. Diese Entwick-

lung hat sich hundertfach wiederholt. Hier am Grumeti wird es nicht dazu kommen, die Regierung hat beizeiten konsequent und richtig entschieden.

In diesem Teil des Flusses leben einige ausgesprochen große Krokodile. Sie konnten früher zum Glück nie erjagt werden und haben ihre lebenserhaltende Scheu bis heute beibehalten. Es sind gewandte Schwimmer und Taucher, die fast eine Stunde lang unter Wasser bleiben können. An Land machen sie eher einen schwerfälligen Eindruck. Man muß sich möglichst lautlos an sie heranpirschen. Es ist aber geraten, den Riesenreptilen am Flußufer nicht zu nahe zu kommen. Wenn sie sich auch träge zu sonnen scheinen, liegen sie doch stets wachsam auf der Lauer und bringen ein ahnungsloses Opfer durch einen blitzschnellen Schlag ihres langen Schwanzes zu Fall, packen es sofort mit den starken Kiefern und ziehen es unter Wasser.

Je tiefer wir in den Korridor einfahren, desto offener und überschaubarer wird die Landschaft. Die Berge rechts weichen weit zurück. Wir durchqueren tiefe Ebenen mit schwarzem Lehmboden. Der Weg wird immer schwieriger. Hartgetrocknete Fahrinnen wechseln mit sumpfigen Niederungen. Hier wächst der Mswakistrauch (*Salvadora persica*), aus dessen Stengeln die Einheimischen Zahnbürsten anfertigen. In einem vertrockneten Baum sitzt ein schwarzer Ibis und putzt sich. Zwei riesige Büffelherden weiden im flachen Grasland. Wir zählen über zweihundert Tiere. Die Kaffernbüffel nehmen sich wie dunkle Klötze im gelben Grasmeeer aus. In den Ndabaka Plains kommen wir nur noch im ersten Gang vorwärts. Wieder und wieder läuft der Motor heiß. Wir müssen häufig Wasser nachfüllen und verlieren damit viel Zeit. Erst wenige Kilometer vor der Parkgrenze in Ndabaka wird die Westpiste wieder freundlicher. Kurz darauf biegen wir auf die breite Hauptstraße von Mwanza nach Musoma ein.

Vor uns liegt, fast unwirklich blau, der Victoriasee. Wir befinden uns am Speke Gulf. Es ist jene Bucht, wo 1858 der englische Forscher John Speke auf den Victoriasee stieß, von dem er glaubte, daß er der Quellsee des Nils sei. Dem Victoriasee entströmt zwar der »Victorianil«, doch muß als Nilursprung und Hauptquellfluß der Kagera angesehen werden, der am Osthang des Zentralafrikanischen Grabens entspringt und in den Victoriasee einmündet. Das Rätsel der Nilquellen hat die Afrikaforschung des vorigen Jahrhunderts lange beschäftigt.

Die Piste nach Musoma ist acht Meter breit, aber nur wenig davon ist tatsächlich als Fahrbahn nutzbar. Zwischen Steinen, Lö-

chern und dicken Sandstreifen schlängeln sich die Spuren der Autos hindurch. Man fährt wie auf einer Slalomstrecke.

Die Landschaft hat auf dieser südlichen Seite des Victoriasees ihr eigenes Gepräge. Gewaltige Bergkuppen mit großen nackten Felsbrocken ragen hier empor. Sie sind grasgrün bewachsen. An den Hängen weiden Zebuherden und bunte Ziegen. Zwischen den Bergen liegen Kaffeeplantagen und Baumwollfelder.

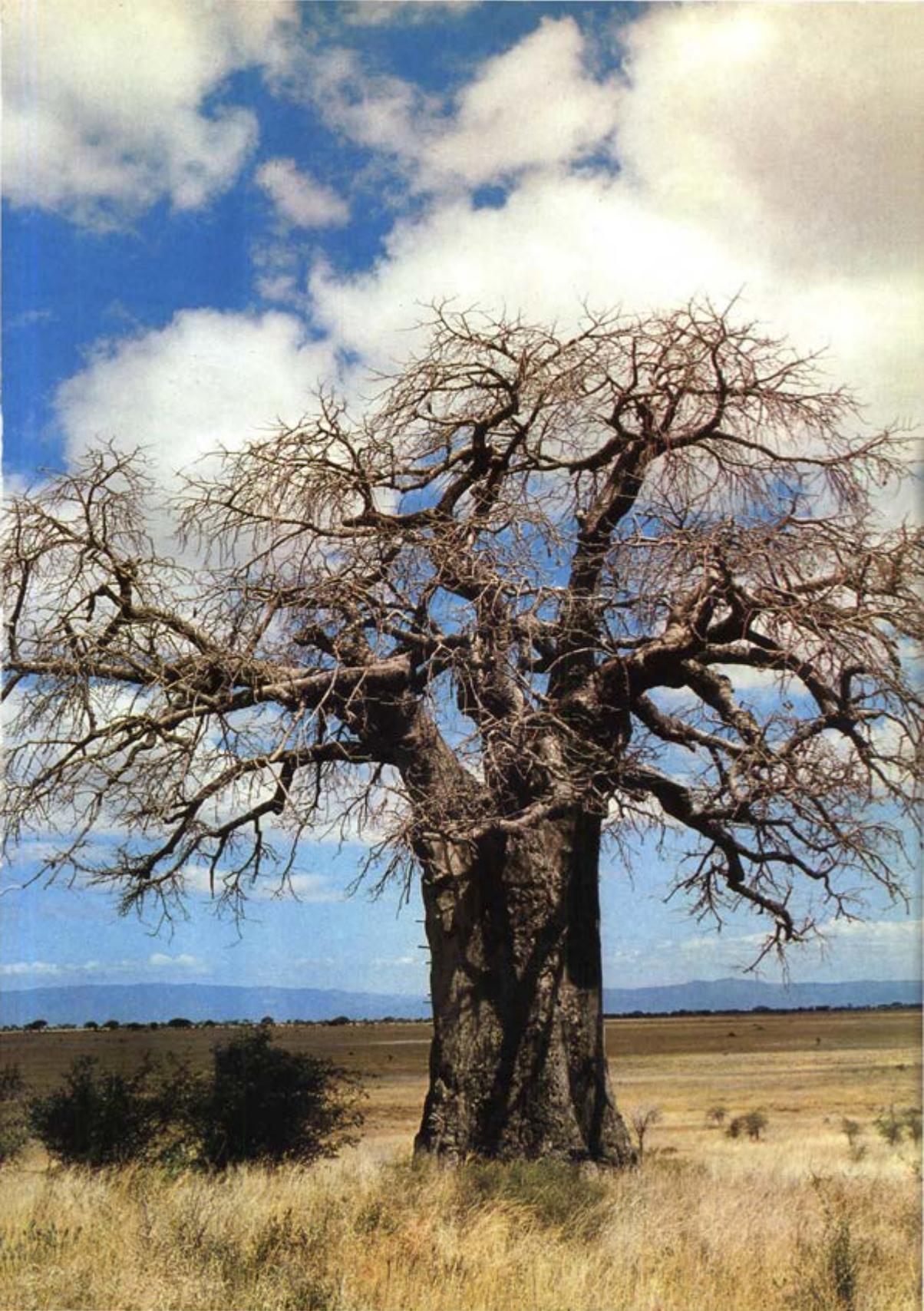
Zwei Afrikaner treiben uns auf der Piste eine Zebuherde entgegen, die die gesamte Straßenbreite für sich in Anspruch nimmt. Es bleibt uns nichts übrig als anzuhalten. Die Herde teilt sich an unserem Auto wie Treibeis am Brückenpfeiler, und rechts und links schieben sich buntgescheckte Zeburinder vorüber. Sofort haben wir nicht nur eine Wolke lästiger Fliegen im Auto, sondern auch den Duft afrikanischer Landluft.

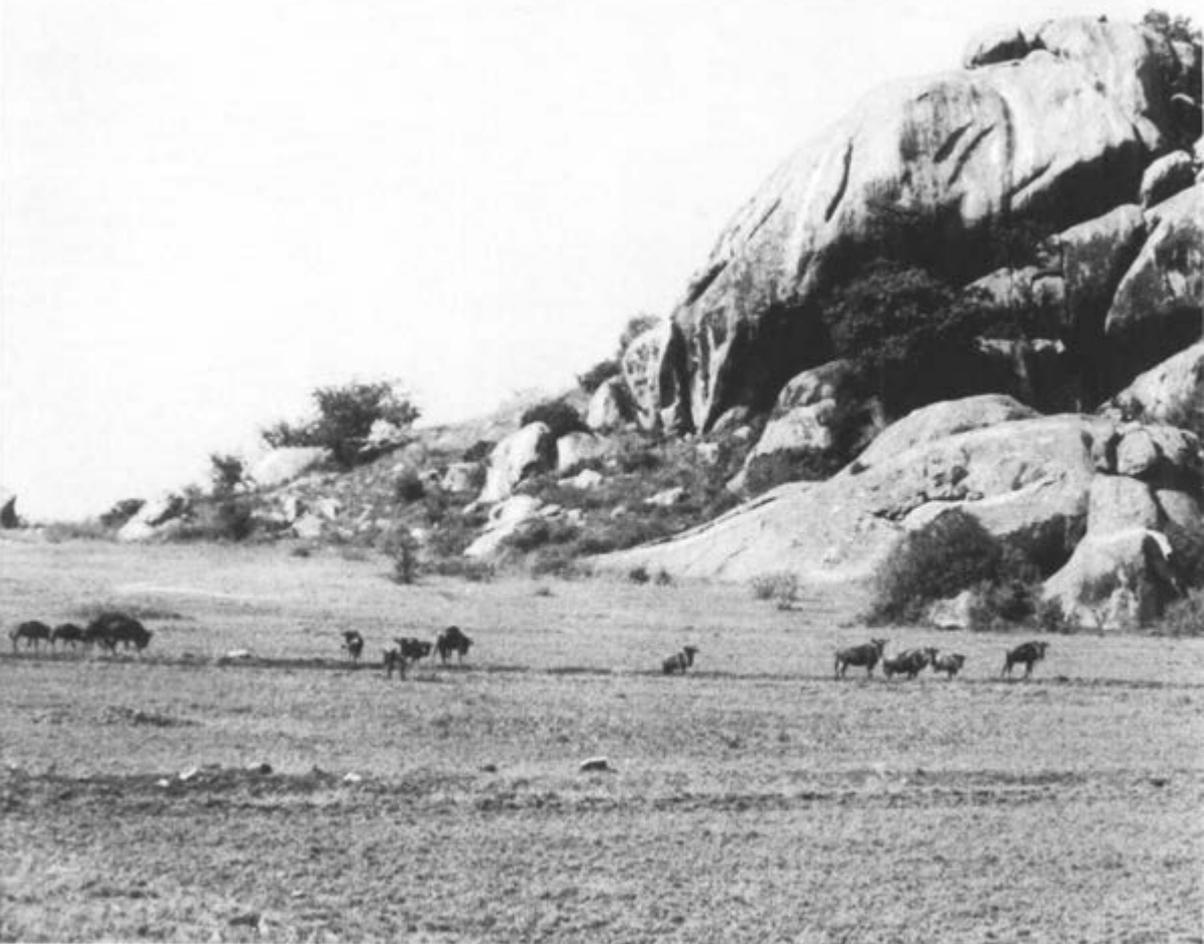
Ein paar Meilen weiter steht ein Bus mit defektem Hinterrad mitten auf der Straße. Die beiden Fahrer haben das Kunststück fertiggebracht, den Koloß in Ermanglung eines Wagenhebers mit Hilfe zweier großer Steinblöcke aufzubocken. Die Fahrgäste sitzen mit ihren Habseligkeiten im Schatten eines Feigenbaumes und schwatzen in Gemütsruhe miteinander. Als wir am späten Nachmittag wieder hier vorbeikommen, ist die Lage unverändert, doch die Stimmung der Betroffenen keinen Deut schlechter. So ein Zwischenfall von mehreren Stunden Dauer regt keinen afrikanischen Fahrgast auf! Die Leute haben eine beneidenswerte Mentalität und anscheinend überhaupt keine Nerven.

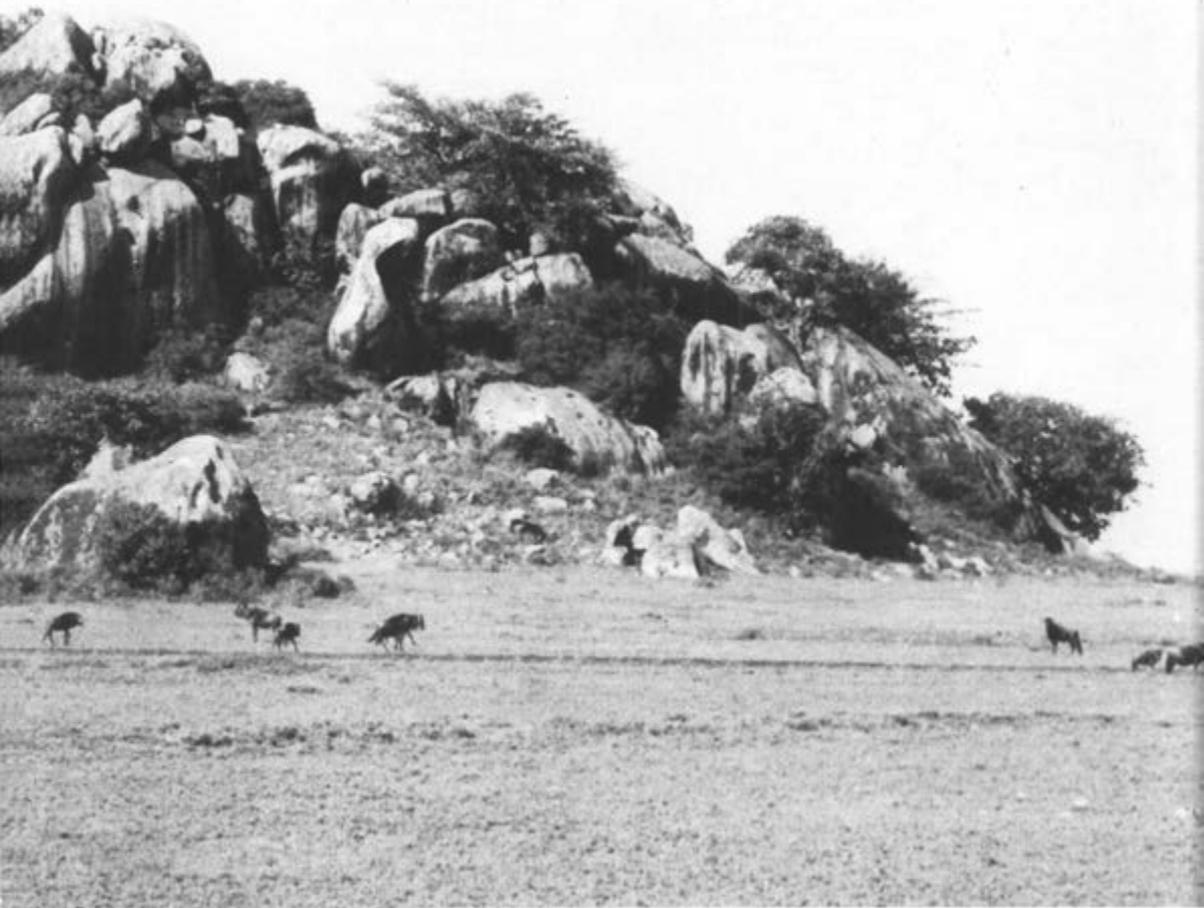
Zwischen den kleinen Ortschaften begegnen wir häufig dunkelhäutigen Dörflern an der Landstraße. Einige tragen Kalebassen mit Wasser, andere Brennholz zu ihren Hütten. Die schweren Bündel befördern sie auf dem Kopf. Es sind Sukuma, Angehörige eines der zahlenmäßig stärksten Bantustämme Tansanias, die südlich des Victoriasees leben.

Die Bantu-Stämme widmen sich noch heute vorwiegend dem Ackerbau. Eine zweite große Gruppe bilden die Nilotohamiten. Sie wanderten in mehreren Wellen, zuletzt im 18. und 19. Jahrhundert, aus den Gebieten nahe dem Rudolfsee bis ins Kilimandscharogebiet. Bei ihnen handelt es sich durchweg um Viehzucht betreibende Hirtenstämme, wie die Turkana, Nandi, Suk und die Kipsigi. Der bekannteste nilotohamitische Stamm sind die Masai.

Eine andere, aus nilotischen Stämmen bestehende Gruppe nahm ihren Wanderweg den Nil entlang stromaufwärts, wo sie etwa im 17. Jahrhundert in der Gegend nordöstlich des Victoriasees zur Ruhe kam und dort Ackerbau betrieb.







Zum Landschaftsbild der Serengeti gehören die „Kopjes“, mächtige Granitfelsen –

Vom Safariwagen lassen sich die Tiere im Nationalpark gut beobachten und fotografieren

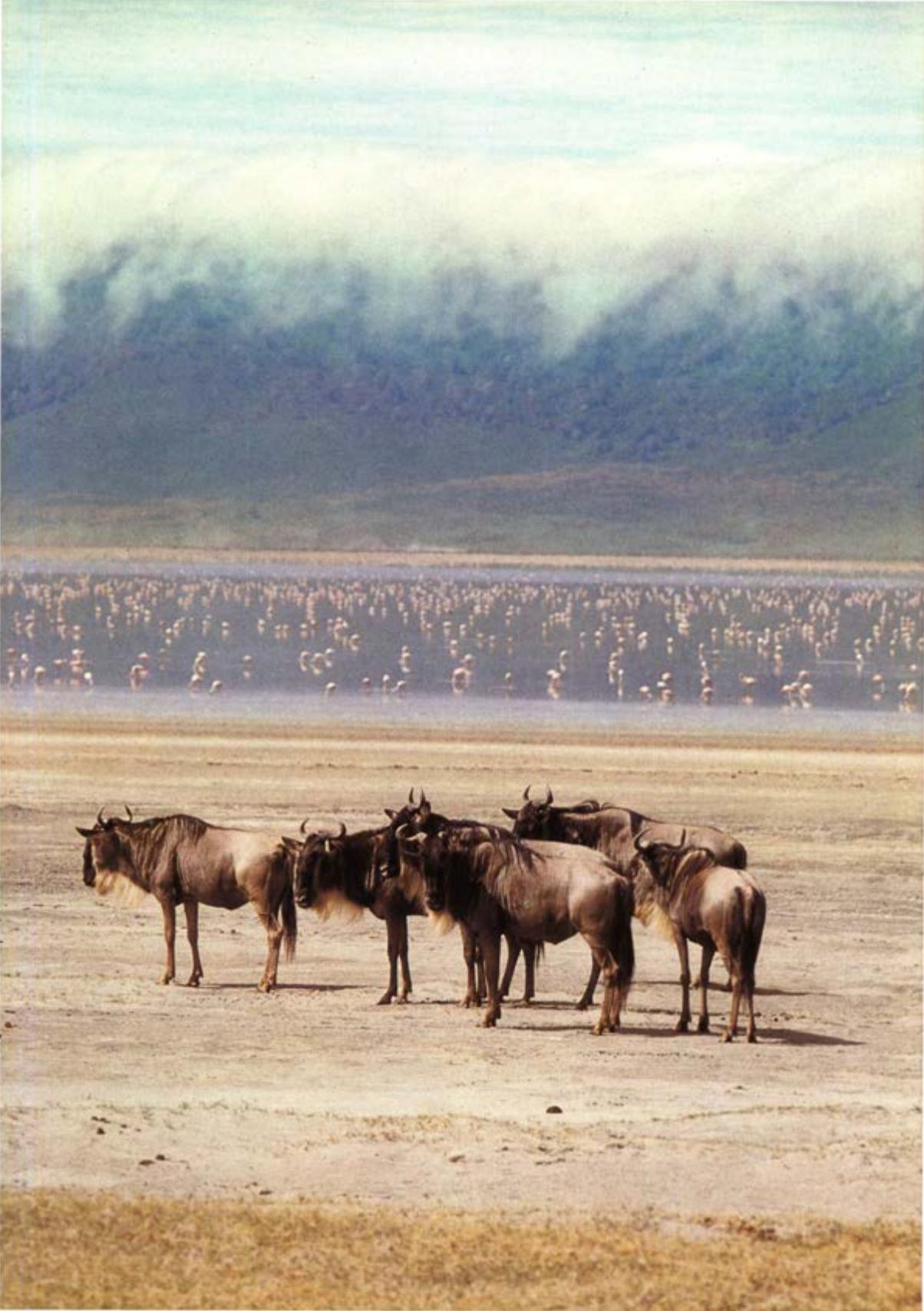
Vorhergehende Seite:

In der Trockenzeit verliert der riesige Baobab seine Blätter

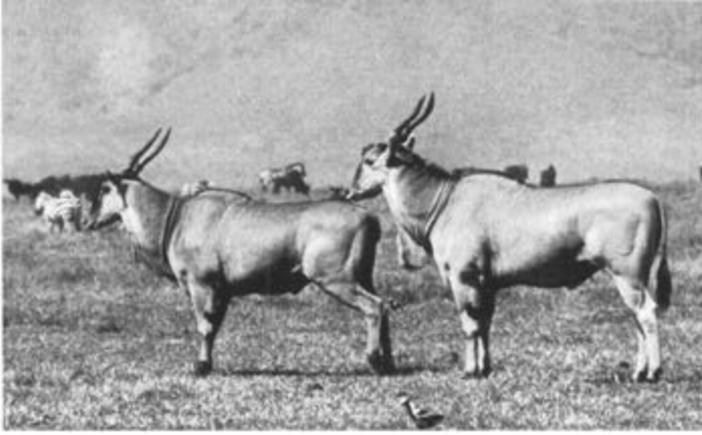
Folgende Seiten:

Sonnenuntergang in der Savanne –  
Gnus vor dem großen Salzsee im Ngorongoro-Krater









Zehntausende von Wildtieren leben im Krater des Ngorongoro, u. a. Nashörner, Elefanten, Warzenschweine, Elenantilopen und Grantgazellen

Folgende Seite:

In der nördlichen Baumsavanne begegnen wir großen Herden von Impalaantilopen





Spätestens seit dem 7. Jahrhundert, als im frühmittelalterlichen Europa noch niemand etwas von der Existenz Ostafrikas ahnte, erfolgte bereits eine ständige Zuwanderung von Arabern, später auch von Indern und anderen asiatischen Minderheiten über das Meer auf die vorgelagerten Inseln und in die Küstengebiete.

So bieten heute die über dreißig Millionen Einwohner Ostafrikas – Tansanias, Kenias, Ugandas – sowohl äußerlich wie auch in Tradition und Anschauung ein ausgesprochen farbiges Bild (allein in Tansania leben einhundertzwanzig verschiedene Stämme, wovon rund neunzig Prozent der Bantugruppe angehören). Nur vier Millionen sind Moslems. Nach hundertjähriger Missionstätigkeit gehören knapp sieben Millionen christlichen Religionsgemeinschaften an. Das Gros hält nach wie vor an altüberlieferten Glaubensvorstellungen fest, die jedoch alle ein höheres Wesen zum Gegenstand ihrer Verehrung haben.

Natürlich ist jeder Afrikaner stolz auf seine Herkunft, auf seine Stammeszugehörigkeit. Doch die Tansanier haben erkannt, daß separate Stammeswirtschaft mit Privilegien und Ressentiments ihrem Lande keinen Nutzen bringt. Das »Teile und herrsche« gehörte zur Taktik der Kolonialherren. Die Devise der afrikanischen Politik heißt »Harambee« – »Laßt uns alle zusammenarbeiten«! Die Einsicht, daß diese Zusammenarbeit nicht nur bei der Überwindung der vermeintlichen Kluft zwischen den Stämmen, sondern auch im politischen und wirtschaftlichen Gefüge der Staaten Ostafrikas notwendig ist, setzt sich immer mehr durch.

Gegen Mittag haben wir Musoma erreicht. Musoma am Victoria-see! Malerisch schmiegt sich das hübsche Städtchen längs der Marabucht an das Ufer des Sees. Von hier aus kann man nur einen kleinen Teil der gewaltigen Wasserfläche des Victoriasees übersehen. Der See ist 410 Kilometer lang und bis zu 250 Kilometer breit. Mit einer Ausdehnung von 68 800 Quadratkilometern, welche etwa der Größe der Republik Irland entspricht, ist er das größte Binnengewässer Afrikas.

Schneeweiße Wolken hängen über dem blauen Wasser. Fast ist man versucht, an ein kitschiges Gemälde zu denken. In seiner unglaublichen Schönheit erscheint das sich uns bietende Bild wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht! Segelboote und schnittige Motorjachten kreuzen draußen. Afrikanische Fischer, die vom Fang heimkehren, rudern in schmalen Booten landein. Eines Tages wird hier sicherlich ein Urlauberparadies entstehen.

113 Dem zentral gelegenen See kommt große Bedeutung im Handels-

verkehr zwischen den ostafrikanischen Nachbarn Tansania, Kenia und Uganda zu. Im Hafen von Musoma wird das in den umliegenden Minen gefundene Gold verschifft. Auch Baumwolle, Kaffee und Tee nehmen den Weg von hier aus zur Eisenbahn nach Mwanza und werden von dort zur Ozeanküste transportiert.

Nach den einsamen Wochen im Busch macht uns das Leben und Treiben auf dem bunten Marktflecken fast nervös. Wir heuern einen Buben an, der uns den Weg zu den besten Geschäften zeigen soll. Hier gibt es keine Festpreise, im Gegenteil! Der Preis einer Ware ist sehr beweglich. Er richtet sich danach, wer von den beiden »Handelspartnern« das größere Durchstehvermögen an den Tag legt, Käufer oder Verkäufer.

»He, Bwana, sieh meine Bananen. Die besten Bananen in Musoma. Kaufe! Ich gebe dir einen guten Preis!« Doch anstatt den Preis zu sagen, fragt er lauernd: »Wieviel zahlst du?« Er ist viel zu schlau, sich von vornherein auf eine Summe festzulegen, die er später nicht mehr erhöhen kann. Wie kann er wissen, was für einen Kunden er vor sich hat? Vielleicht einen verrückten Touristen, der in seiner Naivität das Dreifache bezahlt! Sagt ihm der Partner aber einen Preis, kann er sich sofort ein Bild machen. Wir sehen nicht aus wie Touristen in unserem verstaubten Busch-Look. Nein, wirklich nicht.

»Zwei Schilling für diese Bananen, fundi«, sagt Toni in einem Ton, der jede weitere Diskussion abschneidet. Jetzt ist es heraus. Der Händler stellt sich im stillen auf diese Preisbasis ein. Natürlich lacht er gekränkt und schüttelt resolut den Kopf. Allah, sie wollen mich ruinieren! Mindestens vier Schilling für diese vielen schönen Bananen! Überzeugender kann kein Schauspieler sein. Gespieltes Entsetzen auf unseren Gesichtern. Ohne ihm zu antworten, wenden wir uns dem nächsten Händler zu, der uns schon lächelnd heranwinkt. Doch der erste hat sich's plötzlich überlegt und fährt wie ein Habicht dazwischen! »Geh«, brüllt er den Kollegen an, »das sind meine Kunden!«

»He, Bwana, dreifünzig!« »Nein, drei«, beharrt Toni. »Also gut, drei«, sagt der Bananenhändler mit dem Ausdruck tiefster Traurigkeit im Gesicht. Die Bananen haben wir. Aber Edward, unser Küchenchef, hat uns viel mehr aufgetragen: Ananas, Zwiebeln, Mandarinen, Brot, Fleisch- und Fischkonserven, Büchsenmilch, Kaffee, Kimbo zum Kochen und Braten, Zigaretten. Nicht überall feilschen die Händler so leidenschaftlich wie auf dem Gemüsemarkt: »Zu teuer? Okay, Bwana, dann geh weiter!«

Das hört sich nicht gut an für Leute, die möglichst billig einzu-

kaufen wünschen. Die Geschäfte ziehen sich hin. Da es schon reichlich spät ist, müssen wir uns höllisch sputen. In Ndabaka wird nach 16 Uhr niemand mehr in den Serengetipark eingelassen. Das wäre im Grunde nicht so tragisch, denn wir könnten bequem irgendwo am Victoriasee übernachten, wenn nicht Edward in Seronera mit seiner Löwenangst allein bleiben müßte! Das wollen wir ihm nicht zumuten. Also fährt Toni vollen Speed. Der Wagen prescht auf der löchrigen Straße dahin, daß es nur so staubt. Menschen und Rinder springen erschreckt zur Seite. Das Risiko lohnt sich. Halb fünf erreichen wir den Ndabaka-Eingang im Korridor. Die Wildhüter drücken ein Auge zu, als sie unsere Zigaretten sehen. Wir dürfen noch in den Park.

Über der westlichen Serengeti geht ein gewaltiger Wolkenbruch nieder. Das hat uns gerade noch gefehlt! Sofort verwandeln sich die sumpfigen Wiesenwege in Morast, weil der schwarze Lehm-boden wasserundurchlässig ist. Der Wagen beginnt zu schlittern. Toni kann es nicht verhindern, daß wir alle naselang quer stehen.

So rasch, wie uns der Regen überfiel, ist er auch vorüber. Das ist typisch für Äquatorialafrika. Gleich darauf scheint wieder die Sonne und zaubert zwei schöne Regenbogen an den Abendhimmel. Das Land dampft. Ein einzelner Büffel suhlt an einem Wasserloch. Es muß eine Wohltat für ihn sein, denn er schaut richtig zufrieden aus. Neben ihm stochern ganz furchtlos zwei Sattelstörche im Schlamm. Ein dritter schreitet durchs Sumpfland und spießt von Zeit zu Zeit Nahrung auf.

Endlich kommen wir in uns bekanntere Gebiete. Links und rechts schließen uns wieder die Berge ein. Gleichzeitig nimmt auch die Dunkelheit zu. Wir müssen langsamer fahren. Elefanten benutzen abends gern die bequeme Piste, und es ist kein Spaß, einen davon zu »überfahren«. Die Dickhäuter sind oft unberechenbar. Wir hatten schon einmal im Jagdgebiet eine nächtliche Begegnung mit einer Elefantenherde und wären um ein Haar gezwungen gewesen zu schießen, weil eine alte Kuh zum Angriff blies, dann aber doch noch abschwankte. Aus dem Dunkel leuchten uns die Lichter von Antilopen, Pavianen und Hyänen entgegen. Ab und zu hoppelt ein Hase in den Kegel unserer Scheinwerfer und rennt im Zickzack ein Stück vor uns her. Die afrikanischen Häschen sind kleiner als unsere heimischen Mummelmänner, legen aber das gleiche typische Hasenverhalten an den Tag. An einem Hang überraschen wir zwei Stachelschweine, die nicht schnell genug weglaufen konnten. Auch die kleinen Dikdiks sind nachtaktiv. Diese Mini-Antilopen mit dem rüsselförmig-

gen Äser haben wir schon oft am hellen Tage beobachtet. Aber so vielen wie während dieser Nachtfahrt sind wir noch nie begegnet. Ihre großen, leuchtenden Augen fallen im Widerschein unseres Wagenlichtes besonders auf.

Am Camp lodert das Lagerfeuer, und die Lampen brennen. Edward liegt im Zelt und schläft. Er hat heute schon nicht mehr mit unserem Kommen gerechnet. Nun ist er sichtlich erleichtert, daß wir doch noch eingetroffen sind. Löwen haben sich am Lager nicht sehen lassen. Müde und beruhigt kriechen wir in die Schlafsäcke.

# Wo der Busch am dicksten ist

In den letzten Wochen waren wir im Süden und Westen der Serengeti unterwegs. Nun verlegen wir unser Arbeitsgebiet über die Torogo-Ebenen hinaus nach dem Norden. Auf der ersten Ausfahrt begleitet uns Edward. Eine gute Piste führt über Banagi in Richtung Klein's Camp. Langsam rollen wir durch dichte Akaziensavannen nordwärts. Schußbereit liegen unsere Kameras auf dem Schoß, bestückt mit langen Brennweiten. Wir müssen immer auf unerwartete Begegnungen gefaßt sein.

»Halt an, Toni«, tippe ich ihm von hinten auf die Schulter, »mal sehen, was der Belichtungsmesser sagt.« Toni stoppt. Ich steige vom Wagen und messe helle und dunkle Partien gründlich aus. Für Farbumkehraufnahmen ist es wichtig, auf einen halben Blendenwert genau zu ermitteln. Mitunter können schon bei einer Blende Differenz gewisse Farbverschiebungen eintreten.

»Nun?« fragt Toni interessiert. »1/250 Sekunde, Blende 8.« Für uns heißt das: Blende 5,6 – denn das Orestegor 500 mm hat nur einen Öffnungswinkel von etwa acht Grad, und dementsprechend geringer ist der Lichteinfall. Später, wenn wir an Wild kommen, können wir nicht erst lange die Belichtungswerte messen.

Toni gibt wieder Gas. Gewaltige Kopjes liegen am Wege. Zwei Greifvögel mit auffallend kurzem Stoß kreisen ruhig über den Felsen. Es sind Gaukleradler, Vögel von der Größe unseres Bussards. Im Flug wirken sie aber viel mächtiger, weil ihre langen, schmalen Schwingen fast 1,80 Meter klaffern. Die Gaukler sind einzigartige Flugkünstler. Es ist eine Freude, sie im Jagdflug zu beobachten, wenn sie wie ein Blitz zu Boden stoßen. Irgendwo zwischen den Felsen haben sie ihren Horst. Giraffen äsen unbesorgt neben der Piste und beachten uns kaum. Auf den warmen Sandstreifen des Weges wälzen sich einige Zebras.

117 »Straße frei!« ruft Toni aus dem Fenster. Die gestreiften Wild-

pferde heben den Kopf, aber erst im letzten Moment bringen sie sich mit kräftigen Galoppsprüngen in Sicherheit. Es macht fast den Eindruck, als betrachten sie die Sache als lustige Spielerei! Ein Tommibock treibt eine Schöne mit wilden Sprüngen vor sich her. Toni stoppt den Wagen, aber aus der Liebe wird nichts. Die Tommidame hält vor Zuschauern nicht still.

Auf einem Termitenhügel steht eine Topi-Antilope gleich einer Tierstatue auf einem Sockel und rührt sich nicht von der Stelle. Wir können dicht an sie heranfahren. Vielleicht hat das Topi die Erfahrung gemacht, daß sich von da oben die Annäherung von Feinden besser beobachten läßt? Auch die farbenprächtigen Blauracken benutzen die Termitenhügel gern als Aussichtspunkte.

Ein Holzschild steht verloren am Weg, mit der Aufschrift »Air-strip« und einem Richtungspfeil. Wir schauen etwas ratlos umher. Hier mitten in der Savanne ein Flugplatz? Edward deutet zu einer entfernten Felsengruppe hinüber.

»Das ist Lobo, ich glaube, ein neues Hotel...« Wir nehmen unsere Gläser hoch. Tatsächlich, ein Haus. Aber auf unseren Serengeti-Karten ist kein Wort von einem Hotel vermerkt.

Wir sehen Edward zweifelnd an, auch er wird unsicher. Genaueres weiß er natürlich nicht, denn er hat nur beiläufig davon gehört. Auf alle Fälle fahren wir hinauf zum »Flugplatz«. Zwischen gefährlich großen Felsbrocken liegt eine lange grasige Fläche, die bei etwas gutem Willen als Rollbahn bezeichnet werden kann. Drei volle Benzinfässer stehen am Rande, sonst nichts. Weit und breit keine Menschenseele, kein Flugplan.

»Das ist sicher der einsamste Flugplatz der Welt. Wer weiß, wann hier mal ein Maschinchen landet«, denke ich laut. Verständnislos schütteln die anderen ihre Köpfe. Ein kleiner, kaum sichtbarer Pfad führt in Richtung auf das merkwürdige Haus in den Felsen. Wir folgen ihm, solange eine Spur davon zu sehen ist. Doch bald verirren wir uns inmitten von Felsbrocken und hohem Gras. Im Geländegang rumpeln wir langsam im Labyrinth der Felsen bergauf. Toni flucht wütend auf ungarisch und meint dann:

»Ach was, neues Hotel! Da oben wohnt kein Mensch!«

Zwei kapitale Büffelbullen gehen vor uns ab. Wir haben sie in ihrer Ruhe gestört. Wenn wir wenigstens den Wagen wenden und umkehren könnten! Aber das geht leider nicht, und so beißen wir die Zähne zusammen. Plötzlich schreit Edward ein unverständliches Wort in Suaheli und deutet zu dem geheimnisvollen Haus zwischen den Felsen. Eine weißgekleidete Gestalt schaut aus dem Fenster. Wir reißen die Gläser hoch: Das kann

doch nicht wahr sein! Ein Koch! Ein afrikanischer Koch steht im Fenster, beschattet die Augen und blickt kopfschüttelnd zu uns herunter. Im Nu schlägt unsere Stimmung um. Wir müssen hinauf! Wo ein Koch ist, gibt es auch etwas zu essen, dort ist die Welt nicht zu Ende. Monika deklamiert spöttisch: »In der heißen Mittagszeit erreichten sie mit ausgedörrten Kehlen Lobo, sahen als erstes einen dicken Koch und vergaßen sofort ihre Sorgen!« Wir überhören es geflissentlich.

Unterhalb der Felsen sitzen einige Dutzend Marabus furchtlos herum. Hier landen die Küchenabfälle, weshalb der Platz für die merkwürdigen Störche von besonderem Interesse ist.

Wir stoßen plötzlich auf eine herrliche Piste. Als wir auf ihr entlangfahren und dem »Felsenhaus« nahe genug sind, fällt es uns wie Schuppen von den Augen. Vor uns liegt ein prachtvolles, nagelneues Hotel auf dem Lobo-Hügel, versteckt zwischen grauen Granitfelsen: die »Lobo Wildlife Lodge« – Baujahr 1971/72. Daher also steht noch nichts davon in unseren Karten! Wir sind den falschen Weg gefahren, nur einen Kilometer weiter, und wir hätten auf bequemer Straße hier hinaufgefunden. Warum einfach, wenn es umständlich auch geht!

Die Lobo Lodge ist eine prächtige Anlage, ein Palast aus Holz und Glas zwischen Felsen, Erde und Bäumen. Die Natur ist in die mit riesigen Glasfenstern versehenen Gasträume einbezogen worden. Kamine, Trophäen, bunte Lampen, ostafrikanische Folklore verleihen diesen eine besondere Atmosphäre. Breite Holztreppe führen hinauf zum Restaurant, zur Bar, zum Teeraum. Sauber gebohnerte Durchgänge geleiten hinüber zu den Gästezimmern, in denen es Dusche und Bad gibt. Oben am »Dach« lockt eine Tür zur Felsenterrasse hinaus. Wir sind neugierig und nehmen alles in Augenschein. Flinke Agamen huschen um unsere Füße. Sie machen Jagd auf Insekten. Die Männchen sind kräftig rot und blau gefärbt. Die Weibchen tragen ein graubraunes, unauffälliges, der felsigen Umgebung angepaßtes Kleid. Sie sind klein, unscheinbar und flüchtig. Am Swimming-pool sonnen sich ein paar Touristen. Sie sprechen ein merkwürdiges Englisch. Es sind Australier.

Dahinter stürzen die Felsen in die Tiefe und geben den Blick frei auf die weite Savanne. Edward zeigt hinunter zum Airstrip und lacht: Kaffernbüffel, Zebras und Topis weiden friedlich auf der wilden Rollbahn. – Es ist merkwürdig, vorhin, als wir von der Existenz der Lobo Lodge noch nichts ahnten, hatten wir das Gefühl, unter den wilden Tieren tief im afrikanischen Busch zu sein, allein und auf uns gestellt. Ein bißchen gesunde Romantik

schwingt da unbewußt mit. Jetzt hingegen ist die Wildnis entzaubert, die Illusion zerstört durch weiche Sessel, eiskalte Drinks, schmucke Kellner und weißbemützte Köche, durch Teppiche und Telefon. Lobo ist ein Stückchen 20. Jahrhundert in einem Gebiet, wo der Busch eigentlich am dicksten ist.

Schon öfter hat Lobo von sich reden gemacht. Vor zwei Jahren, als die Lodge noch nicht stand, gab es eine große Aufregung am Lobo-Hügel. Damals waren in Ikoma Rinder gestohlen worden, und die Ikoma-Leute vermuteten, die Masai hätten ihnen diesen bösen Streich gespielt. Mit zwei Lastwagen und natürlich bewaffnet, erschienen die Ikomas unerlaubt in der Lobo-Gegend, um ihre Rinder aus den Herden der Masai herauszusuchen und gewaltsam zurückzuholen.

Bei den Rinderherden hört jedoch für die Masai der »Spaß« auf. In kürzester Zeit sammelten sich über einhundert Krieger am Lobo-Hügel. Vergeblich versuchte der Wildhüter Sayalel die jungen Masai zu überreden, auseinanderzugehen. Die Krieger waren entschlossen zu kämpfen. Das jagte den Ikomas nun doch Schrecken ein. Sie verschwanden über Nacht in Richtung Kenia, wo sie von den Behörden bald gefangen wurden. Die Regierung ließ die Angelegenheit eingehend untersuchen, und es kam heraus, daß der Viehdiebstahl **nicht** durch die Masai, sondern durch Mugumu-Leute verübt worden war, die sich nördlich von Ikoma im Ikorongo angesiedelt haben.

Im Sommer 1971 wurden den Lobo-Masai, die außerhalb der Serengeti leben, von Wasukuma-Leuten mehr als einhundert Rinder gestohlen. Daraufhin mieteten die Masai vom Lobo-Hotel einen Landrover und suchten in Begleitung des Wildhüters Loshurua die Diebe. Es kam zu einer bewaffneten Auseinandersetzung, in deren Verlauf ein Wasukuma durch einen Masaispeer tödliche Verletzungen erlitt. Auch der Wildhüter Loshurua wurde von einem Pfeil in die Brust getroffen, erholte sich jedoch später im Krankenhaus von Musoma.

Zwei Tage später verhaftete die Polizei einundvierzig Wasukuma-Krieger im Nationalpark. Von den gestohlenen Rindern wurden vierundzwanzig in der Gegend um Seronera eingesammelt. Löwen und Hyänen hatten fünf Kühen bereits das Lebenslicht ausgeblasen.

Zwei Meilen hinter der Lobo Lodge entdecken wir überraschend sechs Pferdeantilopen. Diese großen Tiere sind in der Serengeti recht selten, und es gehört viel Glück dazu, sie zu beobachten. Beide Geschlechter tragen Hörner, beim Bullen erreichen diese sogar eine Länge von achtzig Zentimetern. Wenn Pferdeantilopen

gestellt werden, setzen sie sich ohne Zögern mit diesen Waffen zur Wehr. Das prächtige Gehörn hat auch den Jägern immer gefallen, eine Ursache dafür, weshalb die Tiere selten und scheu geworden sind.

Wir probieren trotzdem, die kleine Herde mit dem Wagen anzupirschen. Leider gelingt es nicht. Das Gelände ist zu schwierig. Tiefe Gräben liegen dazwischen, die selbst der allradgetriebene Toyota nicht bewältigen kann. Wir müssen eine andere Taktik anwenden. Unverwandt äugen die fahlbraunen Tiere herüber. Toni fährt langsam an einem Graben entlang. Ich springe in einem günstigen Augenblick aus dem fahrenden Wagen. Allerdings auf der entgegengesetzten Seite, damit die Pferdeantilopen nichts bemerken. Toni fährt langsam weiter und zieht so die Aufmerksamkeit der Herde auf sich. Vorsichtig pirsche ich auf die Antilopen los. Rund zweihundert Meter trennen mich von den Tieren, eine Entfernung, die selbst für das Pentaconar 500 mm noch viel zu groß ist.

Der Wind steht günstig. Der Boden ist völlig ausgetrocknet. Hier hat es wochenlang nicht geregnet. Jeder Schritt klingt dumpf und hohl. Auf einhundert Meter komme ich heran, dann hat mich ein starker Bulle eräugt und gibt sofort Signal. Im nächsten Moment zieht die kleine Herde flüchtig davon.

Wir verlassen die breite Nordpiste und schlagen uns links in den Busch in Richtung auf den Marafluß. Der Zustand des Weges verrät, wie selten hier jemand entlangfährt. Das Gelände wird immer schwieriger für den Toyota. Insbesondere die mit großen Flußsteinen übersäten Übergänge der Wasserläufe verlangen von Toni das Letzte an Fahrkunst. Schon mehrmals fiel uns die starke Verwüstung der Landschaft auf. Hier ist es geradezu katastrophal. Umgeknickte oder entwurzelte Bäume, herausgerissene Büsche vermitteln den Eindruck eines großflächigen Windbruchs. Das ist das Werk der Elefanten!

Zwanzig Meilen weiter stoßen wir auf die ersten Dickhäuter. Fünf Kühe mit drei Jungtieren und zwei mittleren Bullen stehen am Wege. Sie brechen Äste herunter. Weit reichen die Rüssel hinauf, packen einen starken Ast und ziehen mit der Kraft ihrer tonnenschweren Leiber, bis das Holz splittert. Dann zupft der Rüssel das frische Blattwerk und stopft es wahllos ins breite Maul. Ein erwachsener Elefant braucht täglich zwischen 150 bis 300 Kilo Pflanzenfutter, weil die Nahrung im Verdauungstrakt der Riesentiere nur schlecht ausgenutzt wird. Wir pirschen näher heran. Die Kühe trompeten erregt, greifen aber nicht an. Im Gegenteil! Sie schieben sich über den Weg, stellen die großen

Ohren hoch und fliehen in leichtem Trab. Die Jungen quietschen ängstlich und sind bemüht, den Anschluß an die Alttiere nicht zu verlieren.

Ein Stück weiter, an einem Berghügel, steht eine riesige Herde. Wir stellen den Motor ab, um die Tiere zu zählen. Es sind über hundert Elefanten! Auffällig starke Bullen sehen wir nicht dabei. Leider ist in entscheidenden Augenblicken immer die Sonne hinter den Wolken verschwunden. Will denn die Regenzeit gar nicht enden?! Wir verlieren viel Zeit, einen Weg zu finden, der über den Hügel führt, aber es gibt keinen.

Wo sich solche Herden aufhalten, muß zwangsläufig die Vegetation Schaden erleiden. Früher lebten in der Serengeti keine Elefanten. Erst seit 1958 drangen die Dickhäuter von Süden und Norden in den Nationalpark ein. 1959 zählten die beiden Grzimeks mit ihrem Sportflugzeug nur sechzig Tiere. Wenige Jahre später waren es bereits 2 200 Dickhäuter! So schnell vermehren sich ein paar Elefanten nicht in wenigen Jahren, denn als spätreife Tiere erreichen sie frühestens ab 10. Lebensjahr ihre Geschlechtsreife. Dieser ungeheure Zuwachs ist vor allem aus den angrenzenden Gebieten zugewandert und wandert weiter zu, je stärker dort jagdliche Verfolgung und der Prozeß der Umwandlung von Buschland in Farmland fortschreiten. Auch andere Nationalparks stehen vor dem gleichen Problem. Der Elefant tritt zwar nicht nur als Zerstörer, sondern auch als Landschaftsgärtner in Erscheinung, denn er verbreitet mit seinem Kot überall keimbegünstigte Samen, die seine Eingeweide durchwandert haben. Doch bereits 1964 entdeckte Dr. Glover im Tsavo-Nationalpark in Kenia, daß die durch die Elefanten verursachte Zerstörung schneller vor sich geht als die Regeneration des Pflanzenwuchses.

Der vor uns liegende Weg ist kaum noch zu erkennen. Das Gras steht hoch, Wild ist jedoch fast nicht zu sehen. Einige Zebras und Gnus, mitunter ein Impala oder ein Topi. Ab und zu stoßen wir auf eine kleine Herde Elenantilopen. Die Tiere stehen meist dichtgedrängt. Die weiblichen Elenantilopen sind sehr schwer im gelbbraunen Gras auszumachen. Manchmal steht auch ein prächtiger mausgrauer Bock bei den Herden.

Uns fällt auf, daß sich das Wild hier im Norden der Serengeti ausgesprochen scheu verhält und schon auf große Distanz flüchtig wird. Leider hat dies seine Gründe. Schon in Seronera klagten die Wildhüter über organisierte Wilddiebbanden in den wenig besuchten Gegenden des Parks, vor allem hier im Norden! Berufsmäßige Wilderer betreiben das Abschlichten von Wildtieren

in großem Stil, um sich auf solche Weise zu bereichern. Felle und Trophäen ihrer illegalen Beutetiere finden über dunkle Kanäle gutzahlende Abnehmer. Dörrfleisch wird mit sechs Schilling pro Kilo gehandelt. Gnuschwänze bringen auf dem schwarzen Markt rund dreißig Schilling, Zebradecken um vierhundert Schilling, und die Löwen- und Leopardenfelle werfen noch höhere Gewinne ab. Rhinohorn wird in unkontrollierbaren Mengen nach Südostasien verschachert, wo man noch immer an seine aphrodisischen Eigenschaften glaubt. Auch Elfenbein wandert auf ungesetzlichen Wegen nach Indien.

Es nützt nichts, daß die Regierung eine Verordnung erließ, wonach jede Trophäe oder jedes Fell, welches das Land verläßt, offizielle Begleitpapiere vom Game Department haben muß, die seine legale Herkunft bestätigen. Die Grenzen sind lang und einsam . . .

Das Wildhegeamt schuf deshalb eine spezielle Polizeitruppe, die Field Force. Sie besteht aus rund sechzig Mann und wurde mit Waffen, Geländewagen, Sportflugzeugen und Funkgeräten ausgerüstet. Diese Truppe unterhält ein Netz von Wachtposten in der nördlichen und westlichen Serengeti. Sie ist zweifellos beweglich, denn sie hat seit ihrem Bestehen beispielsweise 20 000 der mörderischen Drahtschlingen, mit denen die Tiere lautlos zu Tode gequält werden, beschlagnahmt und vernichtet. In den örtlichen Gerichtssälen finden jährlich bis zu zweihundert Verurteilungen wegen Wilddieberei statt. Dennoch ist die Field Force nicht in der Lage, das Wildererunwesen vollständig zu beseitigen. Die Gebiete sind einfach zu groß und zu unübersichtlich.

Im Sommer 1971 kontrollierte die Serengeti Field Force das außerhalb des Nationalparks gelegene benachbarte Masawa-Schutzgebiet, wohin in der Trockenzeit große Herden Gnus und Zebras wandern. In vier Tagen wurden vierundzwanzig Wilderer verhaftet, 264 Stahlschlingen beschlagnahmt und sieben große Wilddieblager vernichtet. Die Field Force fand 211 frischgetötete Wildtiere: 162 Gnus, 33 Zebras, 11 Topis, 4 Büffel und eine Giraffe. Den Gnus waren lediglich die Schwänze abgeschnitten, das Fleisch überließen die Wilddiebe den Geiern. Weder Löwen noch Hyänen wurden an den Ludern beobachtet. Offensichtlich hatten die Wilderer dieses Gebiet mit ihren Schlingen und Fallen bereits von allen Landraubtieren »befreit«!

Mit welch raffinierten Mitteln die Wilddiebe mitunter zu Werke gehen, beweist ein Fall aus Uganda. Im Kabalega-Falls-Nationalpark fand ein Wildhüter zahlreiche Fußabdrücke, die aus dem Park herausführten. Als er jedoch diesen Spuren in den Park hin-

ein folgte, entdeckte er, daß die Wildddiebe den Nationalpark »rückwärts« betreten hatten. Sie wurden bald darauf verhaftet, und es kam heraus, daß sie sich im Dorf Wanseko Schuhe hatten anfertigen lassen, die umgekehrte Fußabdrücke ergaben.

In der Nähe von Lobo beobachteten kürzlich zwei Wildhüter an einer Stelle im Busch auffallend viele Geier, die in der Luft kreisten. Sie forschten nach und fanden eine Menge kleiner Fleischstücke auf der Erde vor, die von Marabustörchen umgeben waren. Fünf Marabus stürzten sich bald auf die Fleischbrocken und begannen sie zu verzehren. Nach drei bis fünf Minuten fielen die Vögel tot um. Die Wildhüter waren aufs höchste überrascht. Sie schickten Proben des Fleisches zum Forschungsinstitut nach Seronera, und es bestätigte sich, daß dieses Fleisch mit Zyankali vergiftet war. Angehörige des Wakuriastammes hatten sich das Gift vom Kirende-Bergwerk, einer Goldmine, besorgt. Sie benutzten es, um Greifvögel zu töten und auf diese Weise Federn für ihre Pfeile zu bekommen.

Fünfzehn Kilometer von Kogatende ertappten die Wildhüter wenig später eine große Gruppe von Wakuria-Männern auf frischer Tat. Die Wilderer aus dem Issuria-Gebirge waren gerade dabei, das Fleisch von Kaffernbüffeln zu zerschneiden, die sie mit Giftpfeilen getötet hatten. Es handelte sich um sechs starke Bullen, fünf Jungbullen, sechzehn Büffelkühe, zwei Jungkühe und elf Jährlinge. Als die Wakuria-Männer das Motorengeräusch der Field-Force-Landrover vernahmen, flüchteten sie Hals über Kopf in das dichte Gebüsch. Nur zwei konnten festgenommen werden. Ein dritter, den ein Büffel lebensgefährlich verletzt hatte, starb später in Tarime. Inzwischen wurde ein neuer Wachposten in Keniangaga im äußersten Norden der Serengeti eingerichtet. Dort, wo Safaris hingehen, wird den Wilddieben das Handwerk schon schwerer gemacht. In den anderen Gebieten aber, wo kaum Jagd- oder Touristengruppen hinkommen, ist das Wildererunwesen nach wie vor ein unbewältigtes Problem. Von allen Nationalparks Tansanias hat Ruaha den schwersten Stand. 1972 wurde dort sogar die Wildhüterstation Mpululu von Wilddieben niedergebrannt, während die Wildhüter auf einem Überwachungsgang waren.

Ruaha liegt im Süden des Landes zwischen den Flüssen Njombe und Ruaha, über sechshundert Kilometer von Daressalam entfernt. Der Park ist nur wenig kleiner als die Serengeti. Er bietet ursprüngliche Wildnis und hat einen ausgezeichneten Tierbestand. Außer den »Großen Fünf« leben in Ruaha auch Rappenantilopen, beide Kudu-Arten, Krokodile und besonders viele Elefan-

ten. Der Park ist aber noch relativ unerschlossen und bei seiner Größe von 12 800 Quadratkilometern – das entspricht etwa der Größe des Bezirkes Magdeburg – schwer zu kontrollieren. Einige seiner Gebiete, wie der Ngalambulwa-Berg im Süden, sind zoologisch bisher unerforscht.

Die Nationalparkverwaltung hat schon erwogen, vorübergehend in Ruaha die Jagd zu gestatten, damit durch das damit verbundene jagdliche Kontrollsystem das Profi-Wilderertum etwas eingedämmt wird. Das ist gewiß keine glückliche Lösung für einen Nationalpark, und niemand weiß, ob sie wirklich Erfolg haben wird.

Am nächsten Morgen brechen wir früh auf. Es ist unser letzter Tag in der Serengeti. Toni und Edward müssen mit dem Geländewagen nach Seronera in die Werkstatt fahren, weil der Toyota in letzter Zeit immer schwerer anspringt. Die Batterie muß überprüft werden. Vielleicht ist auch die Lichtmaschine nicht in Ordnung.

Ich nutze die Zeit und unternehme zusammen mit Monika in einem kleinen Leihwagen von »Thorn Tree Safaris« noch einen Trip in die Kurzgrassteppe. Wir haben Löwen und Leoparden fotografiert, aber es läßt mir keine Ruhe, daß wir wegfahren sollen, ohne auch nur einen Geparden gesehen zu haben. Heute ist unsere letzte Chance! Und tatsächlich spielt uns der Zufall das Glück in die Arme! Toni kann es später gar nicht fassen. Kaum haben wir an diesem Morgen den Landstreifen vor Seronera passiert und sind rechts in die weglassige Steppe eingefahren, stoßen wir auf einen prächtigen Geparden. Monika hat ihn zuerst entdeckt, und ich glaube zunächst, daß sie mich auf den Arm nehmen will. Ein Blick durchs Glas überzeugt mich aber von der Richtigkeit ihrer Behauptung.

Langsam schlendert die hochbeinige Katze auf eine einzelne Akazie zu, die wie verloren auf einem kleinen Hügel wächst. Es fällt uns nicht schwer, den Geparden einzuholen. Doch wir müssen vorsichtig sein, weil wir nicht wissen, ob er vielleicht flüchtig wird, wenn wir zu nahe heranzufahren. Geparden sind ja ausgesprochene Laufkatzen, zählen zu den schnellsten Säugetieren der Erde und erreichen über kurze Strecken erstaunlich hohe Geschwindigkeiten. Sie haben fast zierliche Pfoten, keine furchteinflößenden Pranken wie andere Raubkatzen. Ihre Krallen sind nahezu stumpf und können nur halb eingezogen werden.

Im Abstand von zehn Metern fahren wir behutsam neben der großen Katze her. Als der Gepard den Schatten des Baumes erreicht, läßt er sich wie ein Hund zu Boden fallen, leckt die

schmalen Vorderpfoten und gähnt einige Male herzhaft. Sehr empfindlich ist er uns gegenüber nicht. Innerhalb einer Stunde bringe ich unseren kleinen Wagen so dicht an den Geparden, daß ich seinen langen Körper fast berühren kann. Er ignoriert diese Frechheit und schaut an mir vorbei irgendwohin in die Steppe hinaus.

Ein wunderbares »Modell«, ohne Grillen und ohne Nerven! Von allen Seiten kann ich ihn sorglos fotografieren. Es kommt nur darauf an, keine hektischen Bewegungen zu machen. Wenig später gelingt es mir sogar, ihn aus dem Baumschatten hinaus in die Sonne zu bugsieren, wo das Licht für den Farbfilm weitaus besser ist. So eine geduldige Raubkatze ist mir auch später nicht wieder begegnet! Manchmal beuge ich mich aus der geöffneten Wagentür und stehe fast neben ihm. Dann wird Monika ein bißchen nervös und zischt mißbilligend. Ich weiß aber, daß auch ein wildlebender Gepard nie einen Menschen angreift, selbst dann nicht, wenn er mutwillig in die Enge getrieben wird. Ausnahmen bestätigen freilich die Regel, doch sie gehören zum Berufsrisiko.

Solange wir mit unserem Geparden allein sind, stehen wir fast auf vertrautem Fuß miteinander. Gegen Mittag tauchen die ersten Safariwagen mit Touristen auf. Im Halbkreis umstellen sie den Baum. Ihre Staubwolken locken weitere herbei. Uns sind sie ebensowenig willkommen wie dem Geparden, der nun doch zeigt, daß er Nerven hat, denn er wird zunehmend unruhiger. Wie ein Hund setzt er sich kerzengerade auf und legt die Ohren mißmutig an den runden Kopf, der bei allen Geparden zu klein geraten scheint im Verhältnis zu ihrem großen Körper. Der dicke, lange Schwanz zuckt nervös hin und her. Kein Wunder, denn die Leute in den großen Autos unterhalten sich laut und ungeniert, als wären sie auf einem Fußballplatz. Der Klang menschlicher Stimmen irritiert alle Raubkatzen, selbst die stoischen Löwen. Diese Erfahrung haben wir bereits gemacht.

»James«, kräht eine ältere Frau mit heller Fistelstimme auf englisch zu ihrem beliebten Begleiter, der aufrecht in einem Kleinbus steht und umständlich an den Einstellrändeln seiner Kameras bastelt, »James, ist das ein Leopard?« Der Angesprochene nuckelt wie ein Säugling an seiner Tabakspfeife und brummt etwas Unbestimmtes in den Bart. Natürlich weiß er es nicht!

»Du bist heute unausstehlich, James. Bitte antworte mir, wenn ich dich frage«, zwitschert sie pikiert. James antwortet nicht. Aber der afrikanische Führer hilft lächelnd aus: »Das ist ein Cheetah, ein Gepard, Madam.«

»Ooooh, ein Gepard! James, das ist ein Gepard! James . . .!«

»Ja, das weiß man doch«, knurrt der Mann mürrisch.

Geparden werden häufig mit Leoparden verwechselt, obwohl ein Gepard keine Rosetten, sondern nur runde schwarze Tupfen auf seinem Fell hat. Er ist auch viel hochbeiniger als der Leopard, weil er eine reine Laufkatze der offenen Steppe ist. In der Wahl ihrer Beutetiere unterscheiden sich Gepard und Leopard nicht so sehr, wohl aber in der Art ihrer Jagdmethoden. Der Leopard ist ein ausgesprochener Nachtjäger, der sich auf Tuchfühlung an seine Beute heranpirscht, bevor er überraschend aus kürzester Distanz zuspringt.

Der Gepard hingegen jagt am hellen Tag. Er beschleicht seine Beute ebenfalls. Ist er aber auf dreißig oder fünfzig Meter heran, springt er auf und hetzt sein Opfer par force. Dabei kann er über kurze Strecken eine Laufgeschwindigkeit von achtzig bis neunzig Stundenkilometern erreichen. Hat er sein Beutetier eingeholt, wirft er es um und durchbeißt sofort die Kehle.

Wir haben keine Zeit mehr, auf die Unterhaltung unserer lauten Nachbarn zu achten. Der Gepard nimmt unsere Aufmerksamkeit wieder in Anspruch. Er erhebt sich und hält nach allen Seiten Ausschau. Eine kleine Gruppe von Thomsongazellen, vergesellschaftet mit einigen Grantgazellen, die fünfhundert Meter entfernt in einer Senke weiden, fesseln sein Interesse.

Langsam trollt er einige Schritte auf sie zu. Nach zwanzig Metern verhofft er wieder, hebt den kleinen Kopf und prüft den Wind. Dieser steht auf ihn zu, das ist günstig. Nun beginnt er ernsthaft zu pirschen. Wir bleiben zurück, um seine Jagd nicht zu stören. Die übrigen Wagen fahren zum Glück davon.

Der Gepard nimmt jetzt den Kopf tief herunter, so daß dieser mit seinem Rücken fast eine Linie bildet. Das Gelände bietet kaum Deckung. Zeitlupenartig setzt er seine Läufe einzeln vorwärts. Dabei wendet er keinen Blick von den Gazellen. Wir warten gespannt. Nach zwei Stunden ist der Gepard keine fünfzig Meter vorangekommen. Wenn er dieses »Tempo« hält, wird es Abend, bevor er die Gazellen auf Sprintentfernung erreicht.

Wir schauen durch die Gläser zu der Herde hinüber. Ich möchte gern wissen, ob der Gepard schon jetzt ein Opfer gewählt hat. Die meisten Tommis äsen, andere haben sich niedergetan. Doch einige Böckchen äugen unentwegt herüber. Sollten sie . . .? Kein Zweifel, sie haben die Raubkatze bereits spitzgekrigt! Durch ihr Verhalten warnen sie nun die anderen. Die vielen Autos mußten zwangsläufig die Aufmerksamkeit der Herde hierher lenken.

Der Gepard verharrt regungslos und legt sich langsam ins gelbe Gras. Ich glaube, er bricht die Jagd ab. Hat er erkannt, wie gering diesmal seine Chancen sind? Langsam entfernen sich die Gazellen. Hier ist nichts mehr zu holen.

Monika übernimmt das Steuer. Der Abend naht bereits. Wir müssen zurück ins Lager.







Elefanten sind oft unberechenbar.  
Das Klicken der Kamera erregte den  
Unwillen des Elefantenbullens –  
Aufgerichtete Ohrenwedel sind  
Alarmzeichen der Erregung (rechts)



Vorhergehende Seite:  
Alter Mähnenlöwe. Heiße  
Tagstunden verbringen die Löwen  
gern im Schatten dichter Vegetation





Hippopfuhl im Ngorongoro-Krater

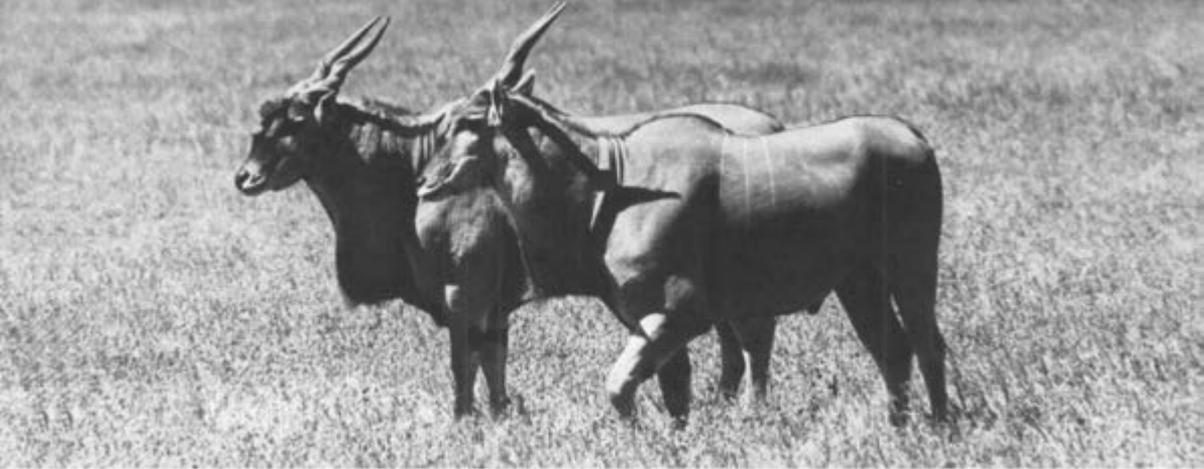
Folgende Seiten:

Das Geselligkeitsbedürfnis ist bei den Steppentieren stark ausgeprägt:

Impalas – Junglöwen – Elenbullen – Nashörner – Zebrastuten – Kongonis

Löwin im Seroneratal. Vermutlich hat sie ihr linkes Ohr bei einer Auseinandersetzung mit Artgenossen eingebüßt









# Ins Land der Riesenkrater und Masai

Der Wildhüter am Naabi Hill schließt das Parktor. Die Serengeti liegt hinter uns. Unsere wochenlange Aufnahmearbeit in der größten Oase afrikanischer Tierwelt ist nun zu Ende. Der trockene Staub ihrer Steppen und Savannen rollt mit uns ins Hochland der Riesenkrater.

Wir rasten auf einem bewaldeten Hügel. Monika bereitet ein Picknick. Es gibt Schmalzfleisch und Mandarinen. Wir setzen uns auf einen umgestoßenen Baumstamm und schauen abschiednehmend in die einsame, baumlose Ebene zurück.

Als wir Ende Mai nach Ikoma fuhren, war dieses Gebiet voll von Wild. Heute müssen wir froh darüber sein, eine kleine Zebra-Gruppe und einige Thomsongazellen zu sehen. Die tausendköpfigen Riesenherden der Pflanzenfresser, die uns damals so faszinierten, weiden jetzt im nördlichen Serengetipark. Hier in der Kurzgrassteppe sind die letzten Wasserlöcher längst ausgetrocknet. Was da in sonnenflimmernder Ferne wie Wasser aussieht, ist nur eine Luftspiegelung, eine Fata Morgana.

Monika hat die Konserven geöffnet. Kaum gabeln wir in den Dosen, fliegen vertraut Dreifarbenglanzstare herbei. Sie hüpfen dicht heran und blicken erwartungsvoll zu uns hoch. Wir streuen einige Bissen hin, die von den Glanzstaren sofort aufgenommen werden. Sie sind pseudozahm. Nun werden auch die Kehlfliegsperlinge munter, die immer erst abwarten, ob den anderen nichts zustößt, ehe sie dann mit doppelter Frechheit loslegen!

»Hoffentlich«, bemerkt Edward sarkastisch, »interessieren sich nicht auch noch Löwen für unsere Fleischkonserven!« Sorgsam hält er Ausschau nach allen Seiten, aber Simba ist nirgends zu sehen.

Dafür treffen wir auf drei Hyänen, welche die Überreste eines Tommibockes hin und her zerren. Sie machen einander den Besitz streitig. Nur der Kopf des Bockes mit dem Gehörn und ein

Stück des ausgehöhlten Trägers sind noch übrig. Als wir heranhelfen, weichen zwei Hyänen vorsichtig zurück. Die stärkste packt das Fleisch und trägt es davon. Wir folgen im Auto nach und versuchen ihr die Beute abzujagen. Obwohl sie beim Laufen fortwährend auf die herunterhängenden Fellfetzen der Gazelle tritt und sich verheddert, läßt sie die Beute keineswegs im Stich. Sie macht auch keinen Versuch, uns zähnefletschend abzuwehren, sondern drückt sich verschämt wie ein Hund, der seinem Herrn einen saftigen Knochen nicht abliefern will. Die beiden schwächeren Tüpfelhyänen traben in achtungsvollem Abstand hinterdrein.

Gleich darauf stoßen wir auf einen anderen Riß. Ein Gnu ist diesmal das Opfer. Auch hier sind nur noch Haupt und Träger übrig. Die Rippen, schön blank abgeputzt, bleichen in der heißen Sonne. Zehn Geier sitzen geduldig in der Umgebung und warten auf ihre Zeit, während sich ein Goldschakal eifrig an den Fleischresten zu schaffen macht, ohne sich von uns im geringsten stören zu lassen. Dann läuft er zu unserer Verblüffung noch frech und flink auf unseren Wagen zu, so rasch, daß wir kaum die Teleobjektive nachzustellen vermögen.

Akazien beleben wieder die Landschaft. In der Ferne zeichnen sich schon die Hänge des Ngorongoro ab. Trockener Staub wirbelt hoch und hüllt uns ein. Wir rollen in ein steiniges Flußbett hinunter. Weit und breit kein Tropfen Wasser. Nur Stille und lastende Hitze, kein Vogellaut ist zu hören. Die Trockenheit ist furchtbar. Doch zu beiden Seiten blüht leuchtendrot die Aloe. Sie kann überdauern, weil ihre dicken fleischigen Blätter regelrechte Wasserspeicher sind. Nicht selten sind die Gewächse zwei bis drei Meter hoch.

Später äugen Dikdiks, zierliche Zwergantilopen, versteckt aus den dornigen Büschen.

Ein alter Masaikral liegt verlassen am Wege. Der Dornenverhau ist zerstört. Dahinter ducken sich niedrige, kugelförmige Unterkünfte, aus Lehm und Kuhdung zusammengefügt.

Die Regierung hat die Masaihirten bewogen, ihre Weidegründe in der Serengeti aufzugeben und alle Manjattas dort zu verlassen. Wildtiere und Hausvieh, beides kann die karge Steppe nicht ernähren. Die braunen Nomaden zogen sich freiwillig zurück.

Im Ngorongoro-Krater hingegen haben die Masai ihre alten Weiderechte behauptet. Das ist der Grund, weshalb 1960 das Kratergebiet vom Nationalpark Serengeti abgetrennt wurde und den Status eines Wildschutzgebietes erhielt. Darin werden zwar die Lebensrechte der Wildtiere gewahrt, im Konfliktfall jedoch

zugunsten der ansässigen Menschen, der Masai also, entschieden. Außer dem berühmten Ngorongoro-Krater umfaßt das Wildschutzgebiet auch 6000 Quadratkilometer umliegendes Gebiet.

An einem schlammigen Wasserloch weiden einige Dutzend Zebras, Stuten und Hengste. Merkwürdigerweise sehen wir kaum Jungtiere dabei. Die Herde ist sehr vertraut und entfernt sich keine zweihundert Meter von dem schmalen Schlammloch. Das Streifenmuster der einzelnen Zebras ist äußerst variabel. In der großen Herde sehen wir nicht zwei Tiere, die das gleiche Muster aufweisen. Sogar die beiden Seiten eines jeden Zebras sind verschieden gezeichnet. Im Hintergrund schimmert in blauen Farben die Bergkulisse des Ngorongoro. Wir fotografieren fast eine Stunde lang bei wechselndem Licht. Dann kriecht der Toyota brummend das breite Riesental am Lemagrut-Vulkanberg hinauf, wo sich der schmale Weg schräg an den Hang zu klammern scheint. Der Motor kocht wieder. Wir halten an einer günstigen Stelle, damit Toni Wasser nachfüllen kann. Drei Strauße rennen hastig den Wiesenhang hinab.

Die ersten Masai tauchen auf. Schon von weitem fuchteln sie mit den Armen, damit wir anhalten sollen. Die beiden Männer haben mädchenhaft weiche, überraschend schöne Gesichter. Abseits weidet ihre vielköpfige Herde. Wir stoppen in der Hoffnung, die Masai für unsere Kameras zu gewinnen. Aber die stolzen Söhne der Steppe haben andere Sorgen! Eine Kuh ist erkrankt, und sie fragen auf Suaheli, ob wir Tiermedizin bei uns haben. Wir haben alles mögliche bei uns, aber zum Glück keine Veterinärapotheke! Wenn sich hier herumspricht, daß wir Rinder heilen können, haben wir ab morgen keine ruhige Stunde mehr! Ich zeige dem Masai mit der Panga, was er mit seiner kranken Kuh tun soll. Töten, bevor sie die anderen ansteckt. Der Mann weicht einige Schritte zurück. Seine Miene verrät, daß er an meinem Verstand zweifelt, mich wohl gar für verrückt hält. Kein Wunder. Rinder bedeuten dem Masaimann alles! Rinder füllen das ganze Denken und Handeln dieses traditionsverbundenen Volkes aus. Sie sind für die Masai Zahlungsmittel, Tauschware, Ernährungsquelle. Je mehr Rinder ein Masai besitzt, desto größer sind sein Reichtum und sein Ansehen.

Früher sorgte die gefürchtete, von der Tsetsefliege übertragene Naganaseuche dafür, daß die Rinderherden der Masai nicht ins Unermeßliche anwuchsen. Heute, da die moderne Veterinärmedizin auch Zugang zum Masailand gefunden hat, ist die Rindersterblichkeit auf ein Minimum gesunken. Die Herden der Masai

sind im stetigen Wachsen begriffen. In Tansania zählen sie bereits nach Hunderttausenden und stellen eine ernste Gefahr für das nördliche Grasland dar.

Dabei züchtet der Masai seine Rinder keineswegs produktiv. Er denkt nicht daran, sie zu verkaufen, um einerseits dem Land zu helfen und andererseits den Erlös in irgendeiner Weise für sich und seine Familie nutzbar zu machen. Wozu auch? Alles, was er zum Leben braucht, liefern ihm seine Rinder – Fleisch, Blut, Milch, Leder, Kuhdung und Urin. Und was ihm die Rinder nicht geben, ist dem Masai kein echtes Bedürfnis, denn der Wert des Geldes ist vielen noch immer fremd. Ihre Denkart folgt jahrhundertealten Traditionen. Auch wenn sich hier und da ein gewisser Wandel anzubahnen scheint, die Mehrzahl der Masai lehnt jedes Streben nach Verbesserungen ihrer Lebensweise mit stolzem Eigensinn ab.

Obwohl die Masai nur einen winzigen Bruchteil der Bevölkerung Ostafrikas darstellen, konnte bisher noch kein Ostafrika-Reisender sie unerwähnt lassen. Übertriebene Berichte über wunderbare Eigenschaften dieses kleinen Nömadenvolkes sind in vielen Afrikabüchern enthalten. Charakterstärke, Stolz, Treue, Todesmut, Freiheitsliebe, die man ihnen zuschrieb, schufen eine Art Glorienschein um die Masai. Während ihnen ihre Rückständigkeit in den Augen der Reisenden eine gewisse Romantik verleiht, bringt sie für die Regierung Tansanias mancherlei Probleme mit sich!

Als Tanganjika noch britische Kolonie war, rang der »Rat der Ältesten« der Masai der Königin von England das Privileg ab, für alle Zeiten von Missionierung, Steuerpflicht und Schuldienst befreit zu sein. Als Gegenleistung versprachen die Masai die Einstellung ihrer blutigen Stammesfehden. Das kleine Hirtenvolk diente den Engländern in ihrer Kolonialpolitik stets als »Beweis für die politische Unreife« ihrer ostafrikanischen Kolonien. Niemand unterzog sich damals der Mühe, den Masai eine Brücke in die Gegenwart zu bauen. Inzwischen ist ihr Anteil am gesellschaftlichen Fortschritt leider nicht größer geworden.

Die Regierung von Tansania hat die Bedingungen dieses Abkommens stillschweigend anerkannt, weil es vorläufig keine andere Alternative gibt. Sie faßt sich in Geduld und hofft, daß der sozialökonomische Fortschritt, wenn er in vollem Umfang die Steppen des Nordens erreicht, auch das »ausgewählte Volk des Gottes L'Engai« bekehren und schrittweise in das gesellschaftliche Leben Tansanias integrieren wird. Darüber werden noch Jahre, vielleicht Jahrzehnte vergehen.

Im dünnen Schatten einer Akazie steht ein junger Krieger und bittet uns um Wasser. Er ist wie fast alle Masai schlank und groß. Über der rechten Schulter trägt er ein erdfarbenes Tuch. Seine Haare sind in dicken Strähnen zu einem Stirnzopf zusammengeflochten, mit Rindertalg eingefettet und rotem Erdstaub »präpariert«. Mit seinem blanken, scharfgeschliffenen Speer in der Hand ist er eine recht abenteuerliche Erscheinung.

Wir führen stets einige Wasserkanister hinten im Wagen mit uns und geben ihm zu trinken. Dafür läßt er sich unsere Kameras gefallen. Hier, wo häufig Reisende vorüberkommen, ist die Masaijugend recht aufgeschlossen. Viele sprechen schon mehr oder weniger gut Suaheli, und einige verstehen sogar ein paar Brocken Englisch.

Drei ältere Stammesbrüder, die dem Kriegerstand schon entwachsen sind, treiben eine große Rinderherde an uns vorüber. Sie sind freundlich und winken uns lustig zu. Wir lachen zurück. Die Masai sind als ein gastfreies Volk bekannt, das gern lacht und scherzt. Nur über Rinder werden keine Witze gemacht! Ich glaube, diese drei Masai betrachten uns gar nicht so sehr als Fremde. In der Tat haben wir wenig Ähnlichkeit mit den käsebleichen Gesichtern sonnenbebrillter Touristen in frischsauberem Safari-Look.

Wir sind infolge unseres langen Aufenthaltes in der Steppe braungebrannt. Unbekümmert sprießt uns, Monika allerdings ausgenommen, der Bart auf den Wangen. Und was Sonne und Bart nicht verdunkelt haben, das hat der rotbraune Staub geschafft. Er klebt um Mund und Nase und verleiht uns ein Aussehen, das dem der staubbepuderten Masai nicht unähnlich ist.

Der breitflächige, etwa zwei Meter lange Masaispeer ist keineswegs nur das Symbol des Kriegers. Auch die Hirten sind alle speerbewaffnet. Hier, wo die Viehherden in enger Nachbarschaft mit Löwen und Hyänen geweidet werden, bilden Speer und Dornenkral die einzigen Schutzmittel gegen das Raubwild. Der Löwe unterscheidet nicht zwischen Antilope und Masaikuh, aber die braunen Hirten und Krieger haben Bwana Simba im Masailand das Fürchten gelehrt!

Auch die Frauen, wenn sie mit Schaf- und Ziegenherden unterwegs sind, tragen meist einen strammen Stock in der Faust.

Ein junges Masaimädchen mit zwei Eseln erregt unser Interesse. Die Masai Frauen sind von der Natur im allgemeinen nicht so großzügig mit Schönheit bedacht worden wie ihre wohlgestalteten Männer. Die alte Sitte, das Kopfhaar abzuscheren, läßt sie zudem kaum anmutiger erscheinen. Dieses Mädchen aber gefällt

mir. Ich möchte gern einige Fotos von ihr haben. Edward versucht in einem Kauderwelsch von Englisch, Suaheli und Brocken der Masaisprache zu einer Übereinkunft zu gelangen. Nach kleinen Meinungsverschiedenheiten über die Höhe des Honorars erweist sie mir die Ehre. Fünf Schilling für sie und fünf für die Esel! Ich lasse die Esel weg, ziehe die Kamera hervor und fotografiere munter drauflos. Die bunte Perlenhalskrause steht dem Mädchen gut zu ihrem braunen samtweichen Teint. Er ist nicht nur ein Attribut ihrer Jugend, sondern auch das Ergebnis spezifischer Masai-Kosmetik. Weil meine Frau von Haus aus Kosmetikerin ist, weiß ich, daß die Damen Europas Quark und Honig ins Gesicht reiben, um ihre Schönheit zu erhalten. Die Masai-frauen nehmen dagegen Rinderurin! Das ist weitaus billiger und, wie wir sehen, in der Wirkung keinesfalls schlechter! Monika bestätigt meine Beobachtungen mit einem fachkundigen Blick. Sie will das Mädchen auch fotografieren und hebt nichtsahnend ihre Kamera. Im nächsten Augenblick ist der Teufel los! Das Masai-mädchen schimpft und schreit. Mit ihrem derben Stock will sie gar auf Monika losgehen. Der gute Edward springt hilfsbereit dazwischen und entgeht mit knapper Not einem gewaltigen Hieb. Die Steppenschönheit ist empört, daß eine Frau es wagt, ihr mit der »Knipskiste« zu Leibe zu rücken. Was einem Mann erlaubt ist, kommt für eine Frau noch lange nicht in Frage! Nicht für Geld und gute Worte!

Diese Einstellung hat ihre Wurzeln in der alten Sozialstruktur der Masai, die auf der Grundlage des Patriarchats aufgebaut ist.

Am Kraterrand in 2 400 Meter Höhe schlagen wir unser Lager auf. »Simba Campsite« heißt der hübsche Platz. Warum er diesen abschreckenden Namen führt, vermag uns niemand zu sagen. Hier oben leben gewiß keine Löwen. Es ist empfindlich kühl, schleunigst holen wir unsere Pullover aus den Koffern.

»Baridi, baridi«, jammert Edward immerfort, »kalt, kalt!« Mit offenen Augen träumt unser Koch von der sonnendurchglühten Steppe, die wir verlassen haben. Er will nicht glauben, daß es in Europa mitunter noch viel kälter sein kann, so kalt, daß das Wasser gefriert. Als das Zelt steht, fahre ich mit Toni und Monika ins Dorf. Wir müssen dringend auftanken, einkaufen und Holz sammeln. Wasser brauchen wir nicht herbeizuschaffen. Zum Luxus der »Simba Campsite« gehört nicht nur eine Wasserleitung, sondern auch ein prächtiges Wasserklosett!

Das Angebot im Dorf-Shop ist beeindruckend. Fleisch- und 134

Fischkonserven, Dauerwurst, verschiedene Backwaren, Obst und Gemüse gibt es in reicher Auswahl. Wir frischen unsere Bestände auf, die in der Nordserengeti arg zusammengeschrumpft waren.

Hier kaufen auch die Wildhüterfamilien und das Lodgepersonal. Die fremden Reisenden verirren sich kaum hier herauf. Sie wohnen und speisen in den großen Hotels am Kraterrand. Die »Ngorongoro Crater Lodge« ist mit modernstem Komfort ausgestattet. In geschmackvollen, mit tropischen Hölzern getäfelten Gasträumen lodert das Feuer in den Kaminen. Bunte Blumenrabatten sind liebevoll zwischen den schmucken und heizbaren Blockhäusern angelegt. Alles ist einladend, sauber, gepflegt. Aber wer kann das bezahlen?

Auf der Rückfahrt zum Zeltplatz steht plötzlich ein Elefant auf der Piste und blockiert uns den Weg. Wir lassen uns in keinen Streit ein und respektieren seine Vorfahrt. In der Wildnis ist das Recht auf der Seite des Stärkeren! Der Elefant windet mit dem Rüssel nach uns und wechselt, vorsichtig seine Säulenbeine aufsetzend, über die Piste. Es sieht aus, als fürchte er irgendwo einzubrechen. Keine Angst, Bwana Tembo, hier sind keine Wildererfanggruben angelegt! Unseren Wagen läßt er jedoch nicht aus den Augen.

Die Sonne steht uns entgegen und blendet uns durch die staubverschmierte Frontscheibe. So kommt es, daß wir die beiden anderen Elefanten, die nachfolgen, übersehen und fast »überfahren«! Einer davon nimmt es übel. Erschrocken rast er über die Straße und zieht mit schrillen Fanfarenstößen hinauf in den Nebelwald. Der andere, zunächst unschlüssig hin und her tretend, verdrückt sich grollend zurück in die Büsche.

Vom Lager winkt Edward schon aufgeregt herüber. Er deutet zum nahen Kraterrand. Kaum fünfzig Meter vom Zelt entfernt stehen dort zwei andere Elefanten. Sie brechen Zweige und äsen das Laub. Wir sehen nur die massigen grauen Schädel und die faltigen Rüssel, da ihre Körper zwischen dichten Büschen vollkommen versteckt sind.

Mit dem Wagen fahren wir, so nahe es geht, heran. Die Elefanten beachten uns gar nicht. Toni kriecht zu mir herauf auf das Wagendach. Hundert Meter weiter, auf einer Sportwiese, spielen Afrikaner mit lautem Hallo Fußball. Ihr Geschrei dringt zu uns herüber. Was für ein Gegensatz! Hier die Tierriesen, friedlich äsend am Hang, und dort drüben die begeistert hinter dem schwarzen Leder herjagenden Sportler! Keiner stört sich an der Gegenwart des anderen – »afrikanische Koexistenz«! Hundert

Meter sind leider zu weit, als daß sich ein Bild machen ließe! Ein leidenschaftlicher Tierfotograf ist natürlich nie restlos zufrieden.

Wir steigen aus dem Auto und pirschen behutsam an die Elefanten heran, in der Hoffnung, noch bessere Bilder mit kurzen Brennweiten zu bekommen. Es ist ein bißchen leichtsinnig, aber wir haben bisher nur gute Erfahrungen mit den Dickhäutern gemacht. Die Situation ist zudem recht günstig, das Licht auch, und der Wind steht auf uns zu.

»Halt«, flüstert Toni jetzt, »weiter dürfen wir nicht!« Wir stehen gedeckt zwischen niedrigen Büschen. Was liegt an der Optik an? Zwölf Meter . . .

Der graue Riese vor mir kommt Schritt für Schritt näher. Unaufhörlich klappen seine Ohren wie riesige Fächer vor und zurück. Plötzlich stehen sie aufrecht und still! Alarm! Keine Bewegung! Er hat das Verschlussgeräusch der Kameras gehört. Wir erstarren zu Salzsäulen. Tastend hebt er den Rüssel zu uns her und holt sich geräuschvoll Wind. Jetzt pocht mir das Herz doch einigermaßen. Ich befürchte von einem Augenblick zum anderen, daß uns der Elefant angreift. Wir stehen wie angewurzelt, wagen kaum zu atmen.

Doch es erfolgt kein Angriff. Langsam verliert sich die drohende Starre. Leicht wedelt der Elefant mit den Ohren, schlenkert den mächtigen Schädel hin und her, als wundere er sich über unsere Frechheit. Dann dreht sich der Koloß schwerfällig nach rechts und zieht am Hang abwärts.

»Siehst du«, sagt Toni erleichtert lachend, als er verschwunden ist, »Haltung bewahren, das imponiert auch Bwana Tembo.« Doch der Scherz klingt unaufrichtig. Es ist noch einmal gut gegangen. Wir haben unsere Fotos! Über das »Was wäre, wenn« wollen wir lieber nicht reden! Jeder von uns kennt das Schicksal Werner von Blumenthals. Er, ein ausgezeichneter Elefantenkenner, wurde 1968 auf einem Pirschgang am Meru von einer jüngeren Elefantenkuh ohne jede Vorwarnung attackiert und niedergerannt. Der Angriff ging so blitzschnell vonstatten, daß keine Zeit war zu schießen, zumal der Gewehrträger die Büchse trug. Die Elefantenkuh durchbohrte mit beiden Stoßzähnen diagonal den Oberkörper des Mannes und verschwand im nächsten Augenblick wieder zwischen den Büschen. Doch da war Blumenthal bereits tot.

Der Abend naht. Von den Lodges blinken die Lichter hell herüber, tausendstimmig setzt das Grillenkonzert ein. Weißer Nebel kriecht über die Kraterwände herauf. Es wird feucht und zuneh-

mend kälter. Dabei zeigen die Uhren erst auf halb sieben. Nach der Hitze der Serengeti ist der Ngorongoro geradezu ein Eisberg. Wir frieren wie die Schneider, und das in Afrika, dreihundert Kilometer unter dem Äquator!

Ich muß das erste Mal niesen. Keiner rührt die Erfrischungsgetränke an, nach denen wir alle in der Steppe so gelehzt haben. Statt dessen sprechen wir ein paar »Tröpfchen Harten« mehrmals zu.

Toni rollt sich mit seinen dicksten Sachen in den Schlafsack. Das magere Feuer erwärmt uns nicht. Da mein Niesen stärker wird, entfliehe ich gleichfalls ins Zelt. Mit dem schwachen Trost, daß jede Nacht einmal zu Ende geht, versuchen wir zu schlafen. Kurz ist der Schlaf in dieser kalten und feuchten Nacht, aber wir werden wenigstens nicht von Elefanten gestört.

Am anderen Morgen dampft der Riesenkrater wie ein Waschkessel. Wir glauben fast, daß es mit unserer Fahrt in den Krater bei diesem Nebel nichts wird. Toni steht in Gummistiefeln, mit Hut und Mantel am Baum und »wäscht sich«, böse Verwünschungen auf ungarisch murmelnd. Edward, zähneklappernd, sieht ihm andächtig zu. Monika denkt nicht daran aufzustehen. Unsere Stimmung ist manchmal schon besser gewesen!

Doch dann geht rot die Sonne auf, und der Kampf zwischen ihren von Minute zu Minute wärmer werdenden Strahlen und der kalten weißen Nebelwand beginnt. Es ist ein großartiges Naturschauspiel, was sich da vor der atemberaubenden Kulisse eines der größten Vulkankrater unserer Erde abspielt. Gebannt schauen wir zu, wie sich die Sonne Stück für Stück in den Nebelkessel hineinbohrt. Besiegt von ihren Strahlen, steigt Schwaden um Schwaden auf und verflüchtigt sich irgendwo in der blaßblauen Luft. Wir sind ungeduldig, in den riesigen Eruptionskessel zu kommen, den man den »größten Zoo der Erde« nennt.

Hastig wird das Frühstück verschlungen. Edward hat nach englischer Sitte »ham and eggs«, Schinken mit Ei, zubereitet. Dazu einen Milchkaffee, zuckersüß, daß der Löffel darin stehenbleibt! Monika kostet und verzieht das Gesicht, als habe sie in eine saure Zitrone gebissen. Das deutet Edward falsch und kippt noch mehr Zucker hinein, worauf es Monika vorzieht, sich selbst Kaffee zu kochen.

Als wir starten wollen, steht ein Reifen platt! Die verflixten Dornen haben das rechte Hinterrad wieder mal geschafft. Edward nimmt sich der Sache unverzüglich an, und der strapazierte Schlauch erhält den dreizehnten Flicker! Eine Stunde später fah-

ren wir in den Krater. Die letzten Nebelschwaden hängen in der Luft. Eine schmale, mit Steinen übersäte Bergpiste führt an der Kraterwand in die Tiefe der Caldera hinunter. Hier sind nur Fahrzeuge mit Vierradantrieb zugelassen. Der Weg ist unerhört steil, und obwohl Toni sehr vorsichtig fährt, verlieren wir rasch an Höhe. Hinter jeder Serpentine stockt uns erneut der Atem. Frische Elefantenlosung liegt auf der Piste. Vor ein paar Jahren lauerte hier ein bösartiger Elefant den Geländewagen auf und betrieb »Umweltschutz«, indem er versuchte, die Autos mitsamt ihren Insassen in die Tiefe zu schleudern! Die Wildschutzbeamten haben das Tier sehr bald abgeschossen.

Je tiefer wir in den Krater einfahren, desto spärlicher wird der Baumbestand. Winzigen schwarzen Punkten gleichen die zahlreichen Gnus in der flachen Ebene. Eine große Büffelherde steht bewegungslos am Hang und äugt herüber. Ich will sie fotografieren, aber Monika und Toni halten einfach nicht an und sind sich einig: »Nein, keine Büffel mehr!«

In reichlich dreißig Minuten haben wir siebenhundert Meter Höhenunterschied überwunden. Nun empfängt uns die offene Grassteppe des Kratergrundes. Beinahe andächtig rollen wir mit schußbereiten Kameras langsam in die großartige Kraterlandschaft hinein, in ein Paradies mit 30 000 Tieren! Die zahllosen gefiederten Bewohner sind gar nicht mitgerechnet!

Nach der Serengeti hatten wir geglaubt, es gäbe keine Steigerung mehr, doch was sich jetzt unseren Augen bietet, belehrt uns eines Besseren. So weit wir schauen können, etwa zwanzig Kilometer sind es bis hinüber zur anderen Kraterwand, ist die salzige, trockene Steppe voll mit Wild. Zebras und Gnus weiden dort, Kongonis, Grant- und Thomsongazellen. Schwärme von Ibissen rudern durch die Luft. Sie fallen weiter vorn am Rande kleiner Seen und Tümpel ein. Hunderte von Nilgänsen säumen das Ufer des kleinen Mungeflüschens, der vom Olmoti in den Krater einfließt, wo er sich irgendwo zwischen grünem Sumpf und schwärzlich-trüben Seen verliert. Kronenkraniche fliegen darüber hin. Wir bekommen das Glas nicht von den Augen. Wahrhaftig ein unwirkliches Bild. Ein Riesenzoo ohne Gitterstäbe und Tierpfleger! Ein natürlich funktionierendes System. Die größte Ansammlung afrikanischer Wildtiere auf engstem Raum.

Wir merken sofort, daß die Tiere den Anblick von Mensch und Auto gewöhnt sind. Ihre Fluchtdistanz ist gering. Das ist kein Wunder, wird doch der Ngorongoro-Krater viel häufiger von Safaris besucht als die meisten Gegenden der weitläufigen Serengeti. Ein Gnubulle galoppiert ganz dicht zum Wagen und grunzt

ununterbrochen. Toni stellt rasch den Motor ab. Wir halten die Mikrofone hinaus. Es ist windstill, und das Gnu steht kaum fünf Meter von unserem Toyota entfernt. So günstig haben wir es bisher noch nie getroffen.

Einige Waffenkiebitze trappeln mit lauten Rufen neben dem Auto her. Sie haben ein prächtiges schwarzweißes Federkleid, aber keine Haube am Hinterkopf wie unsere heimischen Kiebitze.

Spielerisch tänzeln grazile Grantgazellen vor dem Wagen her. »Ein Nashorn!« ruft Toni plötzlich und zeigt in die nördliche Kraterebene, wo das Gras recht hoch steht. Wir halten sofort auf das Rhino zu. Es ist ein Bulle. Auf seinem breiten Rücken sitzen Madenhacker und suchen die faltige Haut nach lästigen Zecken und anderen Parasiten ab. Als wir näher kommen, flattern die Vögel mit Warnrufen davon. Nun wird der Nashornbulle sichtlich unruhig. Er dreht sich hin und her. Zweifellos hat er das Motorengeräusch vernommen. Da er aber schlecht sieht, versucht er sich mit der Nase zu orientieren und holt sich umständlich von allen Seiten Wind. Wir machen keinen Fehler und fahren in großem Bogen gegen den Wind langsam bis auf dreißig Meter heran.

Der Nashornbulle läuft einige Längen auf uns zu und verhofft, unschlüssig darüber, ob er angreifen oder flüchten soll. So steht er und starrt uns an. Ich fotografiere wie ein Besessener! Monika stöhnt unten im Wagen. Sie kann die Filme und Objektive gar nicht schnell genug wechseln.

Ich klettere auf das Wagendach hinauf, weil die steile Perspektive das Nashorn noch interessanter ins Bild setzt. Wenn der Bulle jetzt angreifen sollte und Toni gezwungen wäre, plötzlich zu starten – schießt es mir durch den Kopf –, hätte ich die beste Aussicht, einen unfreiwilligen Salto ins gelbe Gras zu machen.

Kaum gedacht, stürzt das Rhino tatsächlich los! Zweitausend Kilo Fleisch rasen in Sekundenschnelle auf uns zu. Wer hätte die Nerven, diesem Angriff ruhig standzuhalten? Toni tritt voll aufs Gaspedal, der Wagen springt kraft seiner 150 PS mit einem gewaltigen Satz vorwärts, und ich, der Schwerkraft folgend, knalle zusammen mit der Kamera lang hin aufs hintere Wagendach...

Das Rhino stoppt wie im Bewußtsein seines moralischen Sieges. Dann trollt es sich seitwärts davon.

Toni fragt besorgt, ob ich noch am Leben sei. Na, so schnell stirbt man nicht! Vor Schreck verspüre ich auch keinerlei Schmerzen.

139 Erst später zeigen sich mehrere schwarzblaue Flecken.

Der Angriff sah gefährlicher aus, als er gemeint war. In Wirklichkeit war es nur ein Scheinangriff zur Demoralisierung des Gegners! Wir sind in das Territorium des Nashornbullens eingedrungen, und er hat uns begreiflich gemacht, wer hier der Herr ist. Tonis Reaktion war verständlich, aber unnötig. Erst später machen wir die Erfahrung, daß es höchstens eine Beule im Blech gibt, wenn erzürnte Nashörner ein Auto angreifen, weil sie mit ihrem eindrucksvollen Vorderhorn kaum ernsthaft zustoßen.

Die beiden Nasenhörner bestehen nicht aus echtem Horn, sondern aus einer Substanz, die dem Haar verwandt ist. Sie sind weitaus empfindlicher, als man vermuten könnte. Mitunter werden sie durchgescheuert oder brechen sogar aus ihrem Hautbett heraus und fallen ab. Dann wachsen dem Rhino neue Nasenhörner nach. Das dauert einige Jahre, denn die Wuchsleistung beträgt knapp zehn Zentimeter im Jahr. In der Regel ist das vordere der beiden Hörner länger. Die Spitzenleistung liegt bei 1,35 Meter.

Hornform und -länge sind von Rhino zu Rhino sehr verschieden. Vom Hauptwildwart erfahren wir, daß auf dem Kraterboden zur Zeit einhundertzehn Nashörner leben. Hier im Krater sind die Bestände der einzelnen Tierarten in recht genauen Zahlen bekannt:

Gnus: 15 000, Zebras: 6 000, Hyänen: 500, Löwen: 80, Elefanten: 25. Berücksichtigen muß man aber, daß zum Beispiel in der Regenzeit ein Drittel der Zebras aus dem Krater in benachbarte Gebiete auswandert, während zu manchen Zeiten bis zu einhundert Elefanten in den Krater einwandern. Die Zahl der Löwen und Nashörner hält sich dagegen ziemlich konstant.

Die Voraussetzungen für wissenschaftliche Untersuchungen sind im Krater viel günstiger als in der schier endlosen Serengeti. Hier ist alles übersichtlich und gut zu beobachten.

Hugo van Lawick und Jane Goodall studierten im Krater Biologie und Sozialverhalten der Hyänenhunde, Dr. Klingel arbeitete am Zebra, Dr. Schaller unternahm Studien an den Löwen und Dr. Kruuk betrieb hier seine Hyänenforschung. Diese Wissenschaftler standen alle im Dienste des Serengeti-Forschungsinstitutes. Es gibt aber begründete Zweifel, ob die wissenschaftlichen Ergebnisse der Untersuchungen im Krater ohne weiteres auf die Verhältnisse anderer Areale übertragen werden können. Andere Umweltbedingungen ziehen oft andere Verhaltensweisen nach sich.

Drückend heiß ist der Tag. Wir halten Ausschau nach weiteren 140

Rhinos. Zwei Strauße, Hahn und Henne, flüchten vor uns mit raumgreifenden Laufsritten wie Traberpferde auf der Rennbahn. Die Strauße, deren Jungen schon selbständig sind, brüten hier im Krater zwischen Oktober und November.

Kurze Zeit später haben wir eine Nashornmutter mit ihrem Kalb vor uns. Das linke Ohr der Kuh hängt schlaff nach unten, sicher rührt die Verletzung von einem Zweikampf her. Mit doppelter Vorsicht pirscht Toni an, jeden Moment eines Angriffs gewärtig, den ich diesmal aus dem Wagenfenster heraus fotografisch belegen will. Doch die beiden Rhinos wenden sich von uns ab und werden flüchtig. Das Kalb folgt der Mutter »am Schürzenzipfel« nach. Es hat einen ziemlich großen Kopf und auf der Nase nur einen winzigen Knopf an der Stelle, wo später das Vorderhorn drohend emporragen wird.

In der Mitte des Kraters liegt der Hippopfuhl. Limikolen trippeln mit lauten Rufen an seinen verschilften Rändern entlang. Am Ufer im sattgrünen Schilf sitzen ganze Schwärme von Heiligen Ibissen und schneeweißen Kuhreihern. Wie auf Kommando tauchen die Flußpferde unter die Wasseroberfläche, als unser Toyota heranfährt. Wir warten ruhig ab, da wir wissen, daß die Dickhäuter neugierig sind und bald wieder Luft holen müssen. Prustend und schnaubend taucht einer nach dem anderen wieder auf. Elf Flußpferde leben in diesem verschwiegenen Tümpel. Ihre glänzenden Speckrücken und ein Teil des mächtigen Hauptes schauen über die Wasseroberfläche heraus. Die Hippos fühlen sich sicher in ihrer »Badewanne«. Nur in der Nacht verlassen sie den Pfuhl, um zur Äsung an Land zu gehen, und wandern dann oft weite Strecken umher. Es ist eine ganz harmlose Sache, im Wasser liegende Flußpferde zu fotografieren. Auf keinen Fall darf man aber Flußpferden, die an Land äsen, den Rückweg zum Wasser abschneiden wollen. Dann greifen sie rücksichtslos an, und wehe demjenigen, den sie mit ihren gewaltigen Eckzähnen zu packen bekommen!

Nördlich vom Hippopfuhl wird der Boden zunehmend unsicher. Hier erstreckt sich ein größeres Sumpfgelände. Toni äußert ernste Zweifel daran, daß wir mit unserem schweren Wagen hindurchkommen werden, weil der Untergrund vollgesaugt ist wie ein nasser Schwamm. Tief drücken sich die Räder in den federnden Morast. Wir müssen sofort umkehren, wollen wir nicht hilflos bis zu den Achsen versinken.

Es ist schade, denn wir haben es auf fünf große Elefanten abgesehen, die sich beharrlich in der Mitte dieses Sumpfes aufhalten, an einer Stelle, wo wir nicht nahe genug an sie herankommen.

Dort stehen sie unbeweglich, nur die Rüssel arbeiten ohne Pause und stopfen saftiges Gras in den Schlund. Der Boden trägt ohne weiteres ihr tonnenschweres Gewicht. Die runden Säulenfüße bieten freilich mehr Fläche als unsere vergleichsweise schmalen Geländereifen.

Es bleibt uns nichts anderes übrig, als das wasserreiche Gelände in großem Bogen zu umfahren, in der Hoffnung, eine günstigere Anfahrt ausfindig zu machen. Wir haben kein Glück. Nach zwei Stunden geben wir es endlich auf und wenden uns wieder der trockenen Steppe zu. Gerade haben wir uns entschlossen, zu dem großen Salzsee hinüberzufahren, wo sich Zehntausende von Flamingos ein Stelldichein geben, da entdeckt Monika in der Ferne eine kleine Herde Elenantilopen. Sechs Bullen sind es. Elenantilopen sind noch recht unbeschriebene Blätter auf unserer fotografischen Artenliste. Unverzüglich pirschen wir uns an. Ich bitte Toni, größte Vorsicht walten zu lassen. Verschiedenen Berichten zufolge sollen die Elands im Ngorongoro-Krater und im übrigen Masailand noch scheuer sein als in der Serengeti. Die Schuld hierfür schiebt man den Masaihirten in die Schuhe, die diese Antilopen früher in bitteren Notzeiten jagten. Noch im vorigen Jahrhundert waren Elenantilopen in Ostafrika nirgends selten. Während der großen Rinderpest, die um die Jahrhundertwende Ostafrikas Steppen heimsuchte und die Herden vieler Masai vernichtete, schrumpfte der Bestand rasch zusammen. Dabei bleibt noch immer offen, ob es die hungernden Masai waren oder ob die Elenantilopen damals ebenfalls Opfer der Nagana wurden. Ihre Anfälligkeit gegenüber der Seuche wird aber heute meist bestritten. Inzwischen hat sich der Bestand in vielen Gebieten wieder erfreulich vermehrt.

Im Krater sind die Elenantilopen keineswegs scheu! Da wir mit Geduld vorgehen, lassen uns drei alte Bullen sogar auf fünfzehn Meter heran. Natürlich darf man nicht gleich mit der Tür ins Haus fallen, schon gar nicht in der Tierfotografie!

Wir fahren nicht direkt auf die weidenden Tiere los, sondern nähern uns langsam seitwärts und beobachten sorgfältig, wie die Elenantilopen darauf reagieren. Wenn sie unruhig werden, entfernen wir uns sofort wieder ein Stück und lassen ihnen ausreichend Zeit, sich mit unserer Gegenwart abzufinden.

Nach vierzig Minuten sind wir miteinander vollkommen vertraut. Das metallische Klicken der Kameras läßt die »scheuen Tiere«, die nun fast den Eindruck einer zahmen Kuhherde machen, nicht einmal mehr die dreihornbewehrten Köpfe heben. Nach einer weiteren Stunde friedlichen Beisammenseins müssen wir schon

laut wie die Löwen brüllen, um die Riesenantilopen zu veranlassen, uns für ein paar Sekunden ihre Aufmerksamkeit für eine Aufnahme zu schenken. Zu Hause glaubt uns sicher kein Mensch, daß diese Bilder in der freien Wildbahn Afrikas fotografiert wurden!

In schneller Fahrt, mit zebragestreifter Blechverkleidung, naht ein anderer Landrover heran. Und nun erleben wir etwas Kurioses. Ehe sich dieser Wagen auf Kameraentfernung genähert hat, ergreifen die trägen Antilopen mit behenden Sprüngen die Flucht! Tief enttäuscht schauen seine Insassen der fliehenden Herde hinterher. Sie können sich den Vorgang nicht erklären und werfen uns merkwürdige Blicke zu. Möglich, daß sie uns für Dompteure oder Zauberkünstler halten.

Am späten Nachmittag ziehen grauschwarze Wolkenfelder über den Kraterrand, die Sonne verschwindet immer häufiger. Wenn es jetzt zu regnen anfängt, sitzen wir im Krater fest wie die Maus in der Falle. Im Nu würde sich der rote Lavastaub auf den Wegen zu einer schmierigen Masse verwandeln. Selbst die besten Geländereifen fänden dann auf der steilen Piste keinen Halt. Wir beschließen zurückzufahren, ehe es zu spät ist.

Zum Glück regnet es nicht, die Wolken ziehen weiter nach Nordwesten. Vermutlich geht der Segen am Victoriasee nieder, worüber wir nicht böse sind. Das Filmmaterial ist aufgebraucht und der Benzintank ziemlich leer, unsere Langsamfahrten in den niederen Gängen schlucken doch eine Menge Treibstoff! So wären wir ohnehin bald zur Rückkehr gezwungen gewesen. Edward erwartet uns bereits. Er hat fleißig Holz gesammelt und unterhält ein knackendes Lagerfeuer, das den kalten Abend am Kraterrand etwas erwärmt. Es gibt zum 'zigsten Male Makkaroni, und ich entwickle im Gegensatz zu den »Makkaronimüden«, Monika und Toni, gleichbleibend guten Appetit.

Die reichen Erlebnisse des ersten Kratertages finden ihren Niederschlag in unseren Tagebüchern. Hell blinken schon die Sterne, zwischen denen die flache Sichel des Mondes steht. In den Bäumen zirpen die Zikaden; Fledermäuse huschen lautlos um den Feuerschein. Im Krater brüllt dumpf ein Löwe, es klingt merkwürdig fern.

Heute ziehen wir sogar Pullover und dicke wollene Socken unter den Trainingsanzug an. Toni bindet sich obendrein einen Hut auf den Kopf und sieht aus wie ein englischer »Bobby«. So ausgerüstet, kriechen wir gegen 22 Uhr, als das Feuer niedergeht, in unsere Schlafsäcke und sehen mit größerer Gelassenheit als gestern der kalten Nacht entgegen.

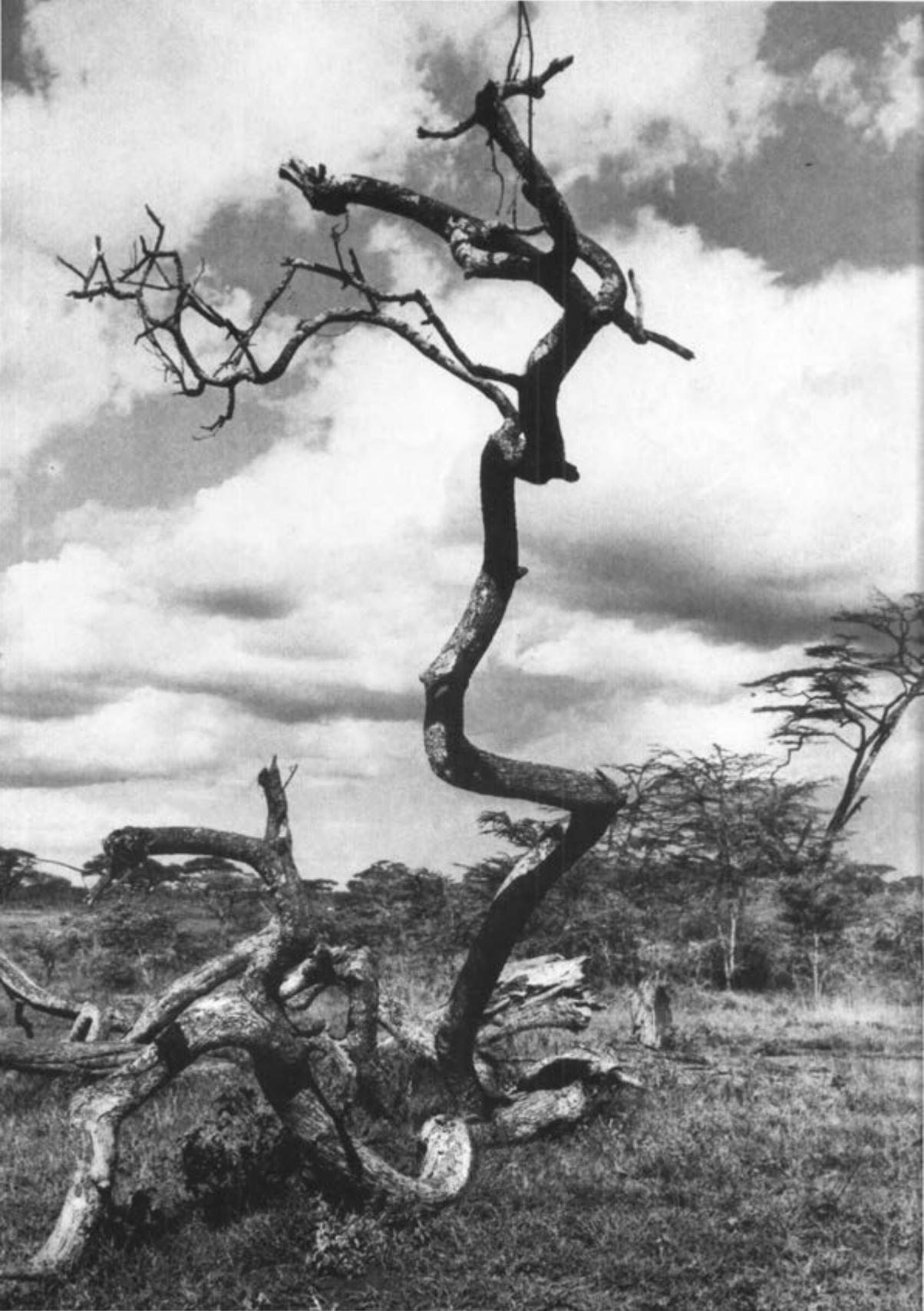
# Krater- begegnungen

In den folgenden Tagen begleitet uns ein afrikanischer Guide vom »Conservation Office« auf unseren Pirschfahrten durch die Kraterlandschaft. Er heißt John und ist wie die meisten tansanischen Wildhüter ein noch junger Mann. John hat seine Ausbildung an der Wildhüterschule in Mweka hinter sich und studiert in Daressalam Zoologie. Die Universität von Dar ist ein riesiger Gebäudekomplex mit modernsten Instituten, die ihresgleichen in Afrika sucht!

Im Augenblick absolviert John sein Praktikum im Ngorongoro-Wildschutzgebiet. John kennt viele Tiere im Krater »persönlich« und weiß, wo sie sich zu den verschiedenen Tageszeiten mit Vorliebe aufhalten. Seine Hilfe kommt uns wie gerufen. Bevor wir morgens starten, besorgt John in der Kraterlodge vier Lunchbox. Jede Box kostet zwanzig Schilling – zehn Mark – und enthält ein Viertel Hühnchen, zwei Dreieckschnitten mit Kaßler und einem Salatblatt belegt, ein Stück Käse, ein Ei nebst Salz und Pfeffer, eine Banane, eine Orange, drei Kekse, zwei Bonbons und eine Serviette. Ein vorzügliches Kaltmenü, von dem Monika und Toni noch am Abend träumen, wenn Edwards Makkaroni lecker dampfen.

Der Abfahrt in den Krater sehen wir täglich mit neuer Spannung entgegen, obwohl wir längst den Anblick von Tiefe und Weite gewöhnt sind und Toni um alle Gefahren und Klippen der Bergpiste weiß. Wir haben schon neunzig Filme belichtet, seit unser Zelt oben am Ngorongoro steht. Monika bangt ständig um den Filmvorrat. Aber in der Tierfotografie heißt es: Besser dreimal zuviel als einmal zuwenig auf den Auslöser gedrückt! Deshalb lasse ich mich nicht auf ihr »Sparprogramm« ein.

Heute wollen wir vor allem Ausschau nach Löwen halten. John erzählt uns, daß erst kürzlich ein schwarzmähniger Löwe oben am Kraterrand vor dem Hause des Leiters der Lodge, Leavitt,

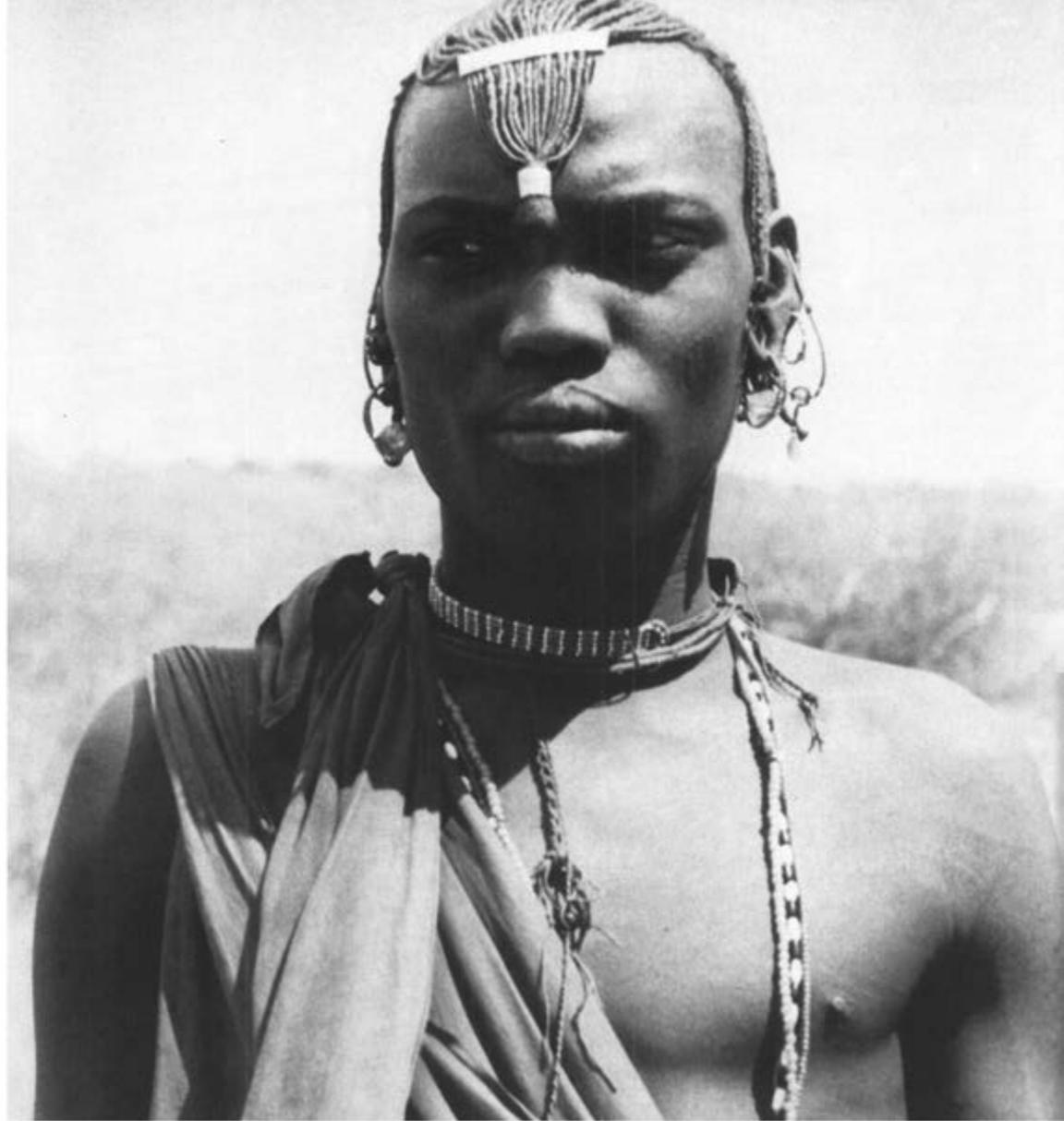


Die Eingliederung der noch in stark  
traditionsgebundenen  
Lebensgewohnheiten verhafteten  
Masai ist eine schwierige  
Aufgabe für den jungen Staat.  
Masaimädchen – Junger Masai-  
krieger (rechts) –  
Verlassener Masaikral –  
Stolz dieser Nomaden sind  
ihre großen Rinderherden

Vorhergehende Seite :  
Baumschäden durch Elefanten

Folgende Seiten :  
Auf dem Rand des  
Ngorongoro-Kraters in  
über 2 400 Meter Höhe





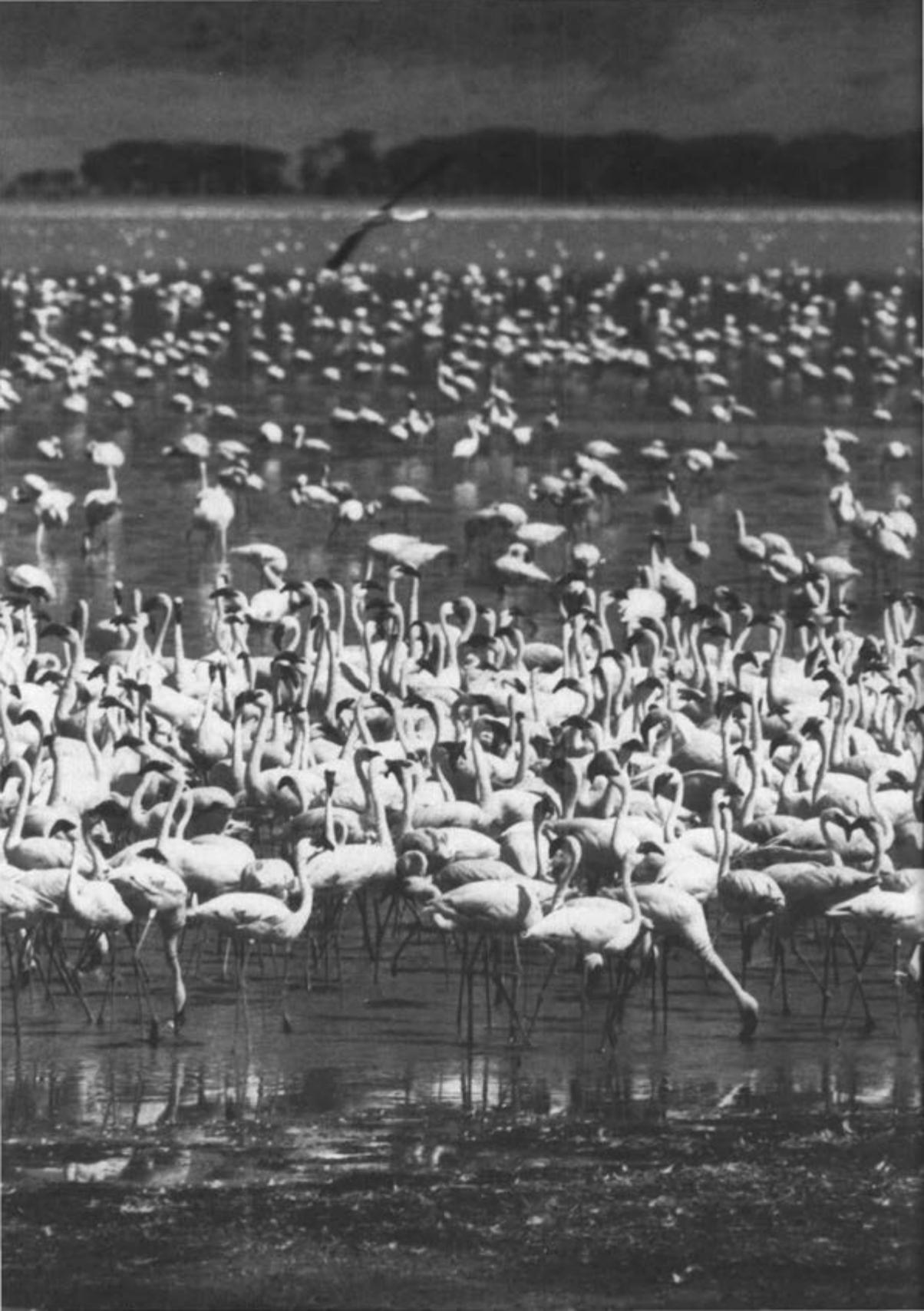




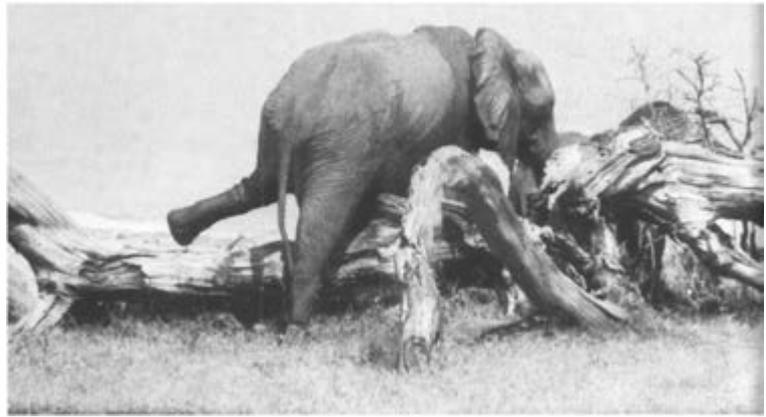


Ein Feinschmecker! Diese Hyäne hat sich auf Flamingofleisch spezialisiert









Frühnebel im Kraterkessel  
des Ngorongoro  
Elefantenparadies Manjarasee





Im Manjara-Nationalpark suchen  
die Löwen tagsüber auf den  
Bäumen Zuflucht vor lästigen  
Insekten



Folgende Seiten:  
Lagernde Büffelherde







Meerkatzen und Paviane leben in den nebelfeuchten Bergwäldern am Meru, der zu den höchsten Vulkanbergen Tansanias gehört –

Der Madenhacker sucht die Hautfalten des Kaffernbüffels nach Ungeziefer ab





aufgetaucht sei und dabei zugesehen habe, wie dessen Frau ahnungslos im Garten auf einem Holzkohleofen Fleisch briet. Der Duft der saftigen Steaks muß ihm wohl in die Nase gestiegen sein. Als sich Frau Leavitt erhob, um das Fleisch ins Haus zu tragen, stand auch der Löwe auf, folgte ihr bis zur Vorderfront des Hauses und machte laut brüllend auf seinen Appetit aufmerksam, bevor er in Richtung Krater verschwand.

Zuerst fahren wir wieder durch Herden von Gnus und Zebras, die zur Tränke gehen. Es stiebt vom Weg in den Wagen herein. Wenn eine Zebraherde zum Wasser zieht, zeigt sich die Rangordnung der Herde in ihrer Marschordnung. Die ranghöchste Stute läuft voran, die übrigen Stuten folgen ihr mit ihren Fohlen in der Reihenfolge ihrer Rangordnung. Der Haupthengst bildet die Nachhut. Er duldet mitunter auch Nebenhengste bei sich und gestattet diesen sogar, seine Stuten zärtlich durch »Nasenkontakt« zu begrüßen. Das gilt jedoch nicht mehr, wenn eine der Stuten rossig ist.

Ein einzelnes Gnu stapft tapfer durchs flache Wasser zum anderen Seeufer hinüber. Plötzlich gerät es in ein tiefes Loch und muß schwimmen. Dann hat es wieder festeren Boden unter den Hufen und erreicht glücklich das gegenüberliegende Ufer. Dort stelzen acht Weißstörche in der noch taufeuchten Kraterwiese und suchen nach Nahrung. Es sind junge Störche, »Junggesellen«, die ihre ersten drei Lebensjahre meist irgendwo in Afrika verbringen, während ihre geschlechtsreifen Artgenossen zu diesem Zeitpunkt in Europa längst dem Brutgeschäft nachgehen.

Der große flache Salzsee in der Mitte des Kraters ist übersät mit Hunderttausenden von Rosa- und Zwergflamingos. John sagt uns, daß Zählungen nach Luftbildaufnahmen zu verschiedenen Zeiten zwischen ein bis zwei Millionen ergeben hätten. Tagsüber sind die herrlichen Vögel über den ganzen See verteilt und verwandeln ihn in ein rosa Blütenmeer. Ihr rauhes, heiseres Gekreis erfüllt die Luft und übertönt weithin jeden anderen Laut. Es steht in seltsamem Widerspruch zu der zerbrechlich wirkenden Schönheit dieser Vögel. Am späten Nachmittag, nach 16 Uhr, sammeln sich die Flamingos in unüberschaubaren Scharen an mehreren Stellen des Sees. Dieses erregende Schauspiel von Farben, Formen und Bewegungen ist in dieser verschwenderischen Pracht nur noch hier an den großen Salzseen Ostafrikas zu sehen. Nicht im Balkangebiet, auch nicht mehr in der südfranzösischen Camargue.

Wir stehen hingerissen vor der lebendigen rosaroten Vogelkulisse und können uns nicht satt sehen. Die Kameras glühen fast. Mein

rechter Daumen hat sich wundgerieben am gezähnten Filmtransporthebel unserer PENTACONSIX-Apparate. Ich spüre es erst später.

Plötzlich trabt eine Tüpfelhyäne auf dem weißen Strandsaum heran. Wo sie entlangläuft, fliehen sofort Hunderte von Flamingos, die ihr am nächsten stehen, weiter in den See hinaus. Jetzt tapst die Hyäne sogar ins Wasser hinein und legt sich nieder. Der Salzsee ist sehr flach, und das Wasser reicht ihr höchstens bis zum Bauch. Die Flamingos im Umkreis weichen ängstlich zurück. John kennt diese Tüpfelhyäne. Er erzählt uns, daß sie sich auf Flamingobraten spezialisiert hat und auf Beute lauert. Wie uninteressiert liegt die Hyäne da, den Kopf von den Flamingos abgewandt. Auf diese Weise schläfert sie bald die Wachsamkeit der schönen Vögel ein, die vertrauensvoll wieder näher heranrücken. Die Hyäne liegt wie tot da, eine großartige Schauspielerin! Sind aber die Flamingos nahe genug, springt sie rasch auf und packt blitzschnell zu! John entreißt uns der fotografischen Verzückung mit dem Hinweis, daß es Zeit sei für die Löwen.

Wir verlassen das Flamingoparadies und fahren quer über die offene Ebene zur anderen Kraterseite hinüber. Langsam verebbt der Vogellärm.

Dort drüben sprudelt munter das Mungeflüßchen dahin, an dem die Löwen in den frühen Morgenstunden gern ihren Durst stillen. Später, wenn die Strahlen der Sonne immer sengender werden, ruhen sie mit Vorliebe im kühlen Schatten dichter Gebüsche, die den kleinen Wasserlauf begleiten.

Von weitem sehen wir zahlreiche Hyänen herbeilaufen, die zu einem Gnuriß eilen. Andere zerren und reißen bereits an den Fleischresten, raunzen laut und knurren böse, wenn etwas nicht nach ihrem Willen geht, weil auch der Nachbar hungrig ist. Es gehört sich, daß der Schwächere das Recht des Stärkeren respektiert! Dabei ist der Tisch der Hyänen wirklich reichlich gedeckt. Es gibt genügend Beutetiere im Krater, und die Tüpfelhyänen sind gemeinschaftlich in der Lage, ihre Nahrung selbst zu erjagen. Hier im Krater sind die Löwen sogar häufig Aasfolger der Hyänen.

Zuerst sichten wir eine Löwin mit vier Jungen in einer Niederung mit hohem Graswuchs. Die Kleinen drücken sich und zeigen wenig Lust, sich fotografieren zu lassen. Bald darauf schlagen sie sich in die Büsche, wo sie für uns unerreichbar sind. Die Alte folgt mit böse zurückgelegten Ohren widerwillig nach.

Wir fahren suchend weiter. John und Monika schauen rechts aus dem Wagen, Toni und ich links. Vier Augenpaare sehen viel,

aber nicht alles! Auf einer kurzgrasigen Fläche fahren wir um ein Haar eine andere Löwin an. Sie liegt erdnah geduckt mit gespitzten Gehören auf der Lauer, keinen Zentimeter höher als das kurze Gras ihrer Umgebung. Toni hat sie erst im letzten Augenblick entdeckt. Gelbbraun wie die Farbe der Steppe ist auch ihr Körper – eine vorzügliche Anpassung! Obwohl sich unser Geländewagen nur knapp zwei Meter neben ihr vorüberschiebt, zuckt die Löwin mit keinem Muskel. Sie verrät ihre Stellung nicht. Gespannt äugt sie zu einer Gnuerde hinüber, die sich anschickt, zur Tränke zu gehen. Der Jagdplatz der Löwin ist günstig, denn die Gnus müssen an ihr vorüber, wenn sie zum Mungeflüßchen wollen.

Wir entfernen uns ein Stück, um die Jagd nicht zu stören, und beobachten, was weiter vorgeht. Die Gnus laufen heran und heben witternd den Windfang. Etwas stimmt nicht. Sie sind verunsichert. Mehrmals glauben wir, der »Augenblick der Wahrheit« sei gekommen, aber die Gnus nähern sich doch nicht so weit, daß unsere Löwin zuschlagen könnte. Wir warten umsonst. Die Jagd kann noch Stunden dauern, vielleicht sogar bis zum Abend.

Schon in der Serengeti haben wir uns oft gefragt, ob die Nahrungstiere der Löwen bei einbrechender Dunkelheit, wenn die Bedrohung durch die Raubkatzen besonders akut wird, ein Angstgefühl empfinden, das dem der Menschen ähnlich ist. Empfinden sie Schmerzen und Qualen, wenn Simba zuschlägt? Die Verhaltensforscher bestreiten das energisch. Sie sprechen von einem Tötungsschock, der sich der Opfer bemächtigt und sie weitgehend unempfindlich gegenüber Angst und Schmerz macht. Auch Livingstone, den seine Leute einmal buchstäblich aus dem Rachen eines Löwen befreiten, der ihn gepackt und fortgeschleppt hatte, schrieb darüber:

»Der Löwe knurrte mir scheußlich in die Ohren und schüttelte mich so, wie ein Terrier eine Ratte schüttelt. Der Schock erzeugte einen Stupor, ähnlich wie ihn eine Maus empfinden mag, die von einer Katze gefaßt wurde. Er erzeugte eine Art Unempfindlichkeit, in der weder Schmerz noch Schreck gefühlt werden, obgleich ich noch völlig bei Bewußtsein war. Es war wie bei einem Patienten unter leichter Einwirkung von Chloroform, der alle Handgriffe der Operation sieht, aber das Messer nicht mehr spürt. Dieser einzigartige Zustand war nicht die Folge eines geistigen Vorgangs, sondern der Schock wischte alles Furchtempfinden aus und schaltete jedes Entsetzen aus – selbst im unmittelbaren Anblick des Löwen.«

Wir machen immer wieder die Beobachtung, daß Gnus und Zebras genau spüren, ob ein Löwe in Jagdstimmung ist oder nicht. Löwen, die sich »öffentlich« zeigen, bedeuten keine Gefahr. Die Pflanzenfresser weiden vertraut in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft. Von dem Zeitpunkt an, wo sie plötzlich nicht mehr zu sehen sind, wird die Herde sofort von Unruhe gepackt.

John führt uns weiter an der Uferzone des Munge entlang. Wir kommen an einem kleinen Holzhäuschen vorüber, das ursprünglich von der »National Geographical Society« errichtet worden ist und heute als Unterkunftshütte für Wissenschaftler dient, die im Krater Wildtierforschung betreiben. Große schattige Bäume säumen das Mungeufer. »Nicht weit von hier«, erzählt uns John, »haben die bekannte Schimpansenforscherin Jane Goodall und Hugo van Lawick zusammen mit zwei afrikanischen Begleitern in Zelten übernachtet, weil die Hütte bereits besetzt war. Nachts kamen die Löwen, zerrissen eines der Zelte, während ein anderes bei der Abwehr der Löwen Feuer fing und verbrannte. Kochtöpfe werfend, erreichten die vier Leute mit Mühe und Not ihren Wagen.«

»Einer Gruppe von Wildhütern erging es kürzlich nicht besser«, fährt John lachend fort. »Drei junge Löwen rissen auch ihr Zelt in Stücke, und sie mußten schnurstracks in diese Schutzhütte flüchten.« – Wir schauen uns an und sagen nichts. Aber jeder von uns denkt an die »Simba Campsite«, unseren Lagerplatz oben am Kraterrand. Und im stillen beschließen wir, unseren Wagen heute nacht möglichst in unmittelbarer Nähe unseres Zeldes zu parken.

Zwölf Kronenkraniche fliegen über uns hinweg und gehen drüben im Sumpf nieder. In der Nähe rufen Nilgänse. Es ist heiß geworden, die Sonne sticht erbarmungslos vom blanken Himmel. Am Außenblech des Wagens verbrennt man sich die Finger.

An einer freien Uferstelle überraschen wir wieder eine ausgewachsene Löwin. Die sattfaule Dame verfügt sich zum Wasser herunter und beginnt in langen Zügen zu saufen. Sie muß furchtbaren Durst haben, denn sie schlürft fast fünf Minuten lang das klare Bergwasser vom Ololmoti. Dann streckt sie sich geruhsam unter ein nahes Gebüsch und döst bald darauf ein.

Wo zum Teufel stecken die Mähnenlöwen?

Wir fahren einen sanften Hügel hinauf und halten mit den Gläsern Ausschau. John entdeckt einen Riß am grasigen Berghang. Ein schwarzmähniger Löwe liegt dort neben einem halben Gnu, umlauert von Hyänen, Schmutzgeiern und Goldschakalen. Als wir wenige Minuten später bei ihm eintreffen, erhebt sich Simba

und trittet gemächlich hinunter ins Tal, wo sich noch ein anderer schwarzmähniger Jagdgenosse niedergelassen hat.

Die Hyänen stürzen, sich um jeden Fleischfetzen balgend, über die Gnureste her. Wir hören deutlich, wie ihre starken Kiefer die Knochen knacken. Schakale und Geier wagen sich noch nicht am Mahl zu beteiligen. Langsam fahren wir dem Mähnenlöwen hinterher. Er hält auf den anderen Löwenmann zu, der sich inzwischen schlafen gelegt hat. Auf halber Strecke stutzt unser Löwe, beriecht ausgiebig eine Grasblüte, streckt den Kopf vor und zieht die Oberlippe hoch. Er flehmt. Hier ist gewiß irgend-einer Löwendame ein »löwisches Rühren« angekommen, und der Alte untersucht nun, wie seine Chancen stehen! Als er weiter-schlendert, setzt er zwei dicke senkrechte Falten auf das gelbe Stirnfell. »Sorgen mit den Weibern!« kommentiert Toni diesen Anblick!

Brummend begrüßt der Mähnenlöwe seinen schlafenden Artgenossen, der nur halb den Kopf hebt, und legt sich daneben. Für uns ist das keine glückliche Lösung. Nichts ist fotografisch langweiliger als zwei schlafende Löwen im Gras. Mit Rufen, Türenklappen und sogar mit Löwengebrüll vom Tonband versuchen wir ihre Müdigkeit zu verscheuchen. Vergebens! Ein schwaches Blinzeln, mehr ernten wir nicht. Als wir gar zu aufdringlich werden, erheben sich die zottigen Schlafmützen und verschwinden im Gebüsch.

»Na, die sehen nicht aus wie Löwen, die Zelte zerreißen«, meint Toni enttäuscht.

John hört gar nicht hin. Mit der Erfahrung eines alten Fährten-suchers hat er bereits eine neue Löwengruppe entdeckt. Diesmal sind es gleich fünf männliche Löwen. Sie lagern im gelben Grasmeer, und nur ihre Häupter schauen heraus. Wer aber beschreibt unser Staunen, als wir plötzlich drei Masai bemerken, die seelenruhig da drüben entlangspazieren, als läge eine Kuhherde im Gras! Wir halten den Atem an. Die Masai gehen furchtlos an dem Rudel vorüber. Blitzblank funkeln die Flächen ihrer Speere in der Sonne. Die Löwen recken ihre Köpfe höher und schauen voll Argwohn zu ihnen hinüber. Sie sind froh, daß sie nicht gestört werden.

Im Krater herrscht Friede zwischen Löwen und Masai. Das war nicht immer so. Speerjagden auf Simba, den Viehdieb, gehörten zur beliebten Tradition der jungen Krieger. Sie wurden regelmäßig als Mutproben der jungen Leute durchgeführt, und demjenigen, der in mutigem Zweikampf einen Löwen mit seinem Speer besiegte, wurde höchste Ehre zuteil.

Im Ngorongoro-Schutzgebiet ist den Masai heute das Speeren verboten. Was nicht heißt, daß die altehrwürdige Jagdtradition der Krieger damit aus der Welt geschafft wäre. In den umliegenden Masaisteppen wird sie nach wie vor hochgehalten. Solange Jagdsafaris Abschlußlizenzen auf Löwen erhalten, wird kein Masai verstehen, warum ausgerechnet er seinen »Löwenspaß« entbehren soll.

Im Akazienschatten des Leraï Forest machen wir Mittagspause. Groß ist der Appetit nicht in der glühenden Mittagssonne. Daran ändern auch die Colaflaschen nichts, die wir im Wagen mitführen. Ihr Inhalt ist lauwarm und schmeckt Monikas Meinung nach wie abgestandenes Zuckerwasser. Bei jedem Bissen knirscht der Staub zwischen den Zähnen.

Hinter dem Akazienwaldflecken liegt eine Manjatta, ein Masai-kral. Nach Johns Worten sollen mindestens einhundert Masai – Männer, Frauen und Kinder – im Krater leben. Eine genaue Zahl ist nicht zu ermitteln, da die Hirten mit ihren Herden ständig umherziehen. Am Nachmittag stoßen wir am Rande eines Sumpfgebietes auf eine Nashornkuh mit einem sehr kleinen Kalb. John zupft mich aufgeregt am Ärmel: »Sieh hin, das ist Agnes!« Wir nehmen die Gläser hoch und erleben eine Überraschung! Diese Nashornmutter »Agnes« trägt das längste Vorderhorn, das wir je bei Rhinos gesehen haben. Es mißt mindestens einen Meter, vielleicht auch mehr. Das kuriose dabei ist, daß es nicht nach oben gebogen ist, sondern waagrecht nach vorn steht wie eine Lanze mittelalterlicher Turnierkämpfer. Keine Frage, diese Nashorndame muß ins Bild! Wir fahren ohne Umschweife auf die beiden zu. »Agnes« nimmt unsere Annäherung nicht gut auf und stürzt sofort auf uns los. Toni bekommt Gelegenheit zu einem nashorngerechten Kavaliersstart. Diesmal sitze ich fest im Polster.

Die feurige »Agnes« stoppt nach ein paar Längen. Nun werden wir etwas höflicher, weil wir das imposante Horn nicht durch einen Zusammenstoß gefährden möchten. Kuh und Kalb trolchen nun zur Suhle, wohin wir ihnen vorsichtig nachfolgen, bis uns der schlammige Boden Einhalt gebietet. Von unserem Standort haben wir aber noch immer einen guten Blick in das »Badezimmer« der Nashörner. »Agnes« wirft sich in den Morast, streckt die kurzen, dicken Beine in die Luft und wälzt sich wonniglich. Das Kalb steht tatenlos daneben und konzentriert sein ganzes Interesse auf unseren Wagen. Es ist sorgsam bemüht, stets hinter der breiten Mutter Deckung zu finden. So etwas kann einen Fotografen schon in Raserei versetzen! Alle Augenblicke ran-

giert Toni vor und zurück, damit wir ein paar Zentimeter mehr von dem Kalb sehen, doch das störrische Ding ist stets schneller.

Jenseits der Suhle zerrt eine Hyäne an einem Beuterest herum, während drei Geier achtungsvoll warten und ein Goldschakal drei Meter abseits mit trauriger Miene zuschaut. Ab und zu trippelt er einige Schrittschritte näher und meldet mit gebotener Vorsicht seine Ansprüche an, wird aber vom blanken Gebiß der Hyäne augenblicklich belehrt, daß es besser sei zu warten, bis seine Zeit gekommen ist. Nun stellt sich »Agnes« wieder auf die Beine. Naß glänzt der schlammverkrustete Rücken. Kuh und Kalb ziehen langsam weiter. »Agnes« beäst mit ihrer langen beweglichen Greiflippe Stauden und Sträucher. Spitzmaulnashörner ernähren sich vorwiegend von Blättern, während Gras von ihnen kaum beweidet wird. Wahrscheinlich verhindern die Rhinos auch ein zu starkes Überhandnehmen kleinerer Dornengewächse.

Auf der Heimfahrt greifen uns noch zwei andere Nashörner wütend an, obwohl wir ihnen gar nicht zu nahe gekommen sind. Irgendwer hat ihre Laune verdorben, und wir müssen nun den Kopf hinhalten! Schon aus großer Entfernung stürzt das eine Tier laut schnaubend herbei. Toni will starten, aber John legt ihm die Hand auf den Arm: Halt! So bleiben wir gelassen stehen und tun gar nichts. Wenige Meter vor dem Auto stemmt das schnaufende Rhino die Beine in den Boden und bremst ab, daß der Staub nur so aufwirbelt. Die Geschwindigkeit war zu groß. Der hornbewehrte Koloß hat Not, die Kurve zu kriegen!

Wenig später wird noch ein zweiter Angriff vorgetragen, der sich in ähnlicher Weise abspielt. Die beiden aufgebracht Dickhäuter laufen in ihrer blinden Wut ins Terrain eines dritten Nashorns, wo es zu einem kurzen Stoßwechsel kommt. Dann jagt der »Haus-herr« die Eindringlinge mit großem Tempo davon. Von wegen, die Dicken sind gemütlich!

Vorbei an der Masaisiedlung hinter dem Lerai Forest zieht unser Wagen ein letztes Mal den steilen Aufstieg zum Kraterrand hinauf.

Wir sagen dem Krater adieu.

# Elefanten zum Frühstück

In der Frühe des nächsten Tages brechen wir das Lager ab. Dicker Nebel hängt über der schlüpfrigen Lehmplatte, als wir die gefährlichen Serpentinien des trübkalten Ngorongoro abwärts kriechen, hinunter zum Manjara-Nationalpark. Wir frösteln. Nur ein Auto kommt uns vorsichtig entgegen. Trotz langsamer Fahrt geraten wir plötzlich in ein sagenhaft großes Loch. Alles im Wagen springt hoch. Vom Sonnar zerschellt die Sonnenblende, doch die Linse bleibt zum Glück heil.

In der Ardai-Ebene empfängt uns die Tropensonne mit sengend heißen Strahlen. Schlagartig ist der Bergnebel verschwunden. Masaifrauen sitzen am Wege und winken uns zu.

Stunden später haben wir die Bruchstufe des Ostafrikanischen Grabens erreicht. Unter uns blinkt schmutzigbraun der langgestreckte Manjarasee. Eine große Zebuherde trottet langsam auf der Straße vor uns her. Wir geben ihr Vorlauf und genießen inzwischen den herrlichen Fernblick vom Rand des Rift Valley über See und Park. Große weiße Wolken hängen über dem Land. Ende Mai, als wir nach Ikoma unterwegs waren, haben wir schon einmal mit Jürgen Jösch hier gestanden und dabei unser erstes Nashorn entdeckt. Dreihundert Meter tiefer stoßen wir erneut auf die Zebuherde und erzwingen uns diesmal laut hupend die Durchfahrt. Es ist kein Vergnügen, zehn Meilen lang den von tausend Hufen aufgewirbelten Staub schlucken zu müssen!

Vor dem Parkeingang stehen riesige Feigen- und Mahagonibäume. In ihrem wohltuenden Schatten schlagen wir unser Zelt auf. Buntes Vogelvolk zwitschert in den Zweigen. Die hellen melodischen Triller der Glanzstare heben sich deutlich heraus.

Diadem-Meerkatzen turnen nebenan in den hohen Wipfeln. Es sind großartige Sprungkünstler! Uns stockt der Atem, wenn sie mit kühnem Schwung von einem Baum zum anderen fliegen. Zwei

Stunden später sind wir schon unsere Bananen an das Affenvolk los. Edward hat nicht aufgepaßt, und die flinken Diebe haben ihre Chance genutzt. Nun steht Edward voll ohnmächtiger Wut mit drohenden Fäusten in der »Küche«, und die Meerkatzen werfen ihm die Fruchtschalen auf den Kopf.

Der Nationalpark am Manjarasee umfaßt ein relativ kleines Areal von nur 314 Quadratkilometern. Wir sind neugierig auf die Abenteuer und Erlebnisse, die uns hier erwarten.

Auf guten Wegen fahren wir durch weite, bodenfeuchte Wälder. An Wasser ist kein Mangel, und so hat sich überall eine üppige Vegetation ausgebreitet. Die Landschaft ist bezaubernd schön. Dichter Bewuchs wechselt mit offenen Grasflächen. Uralte Bäume, darunter viele Baobabs, säumen den steilen Rifthang. Rauflustige Gesellen, die Helmhornvögel, lärmen dort in Scharen. Von einem kahlen Baum brechen sie einige morsche Äste herunter. Als sie davonfliegen, surrt und saust es in der Luft. Sie rudern mit den Flügeln wie Urweltvögel, merkwürdig steif und gespenstisch.

Rotschnabeltokos schaukeln in den Zweigen der Feigenbäume. Aufgeschreckt von dem Motorengeräusch, macht sich ein Nashorn davon.

Zwischen den Büschen entdecken wir eine große Büffelherde, mindestens sechzig Kaffernbüffel sind es. Einige Stücke grunzen argwöhnisch zu unserem Wagen herüber. Neugierig kommen sie auf uns zu, starren uns an und holen sich Wind. Die Tiere sind leicht rotbraun gefärbt – ein ganz anderer Büffeltyp, als wir ihn von Ikoma und der Serengeti her kennen. Tausende von Insekten umschwirren ihre massigen Leiber. Eine junge, helle Kuh trippelt aufgeregt in unsere Richtung. Wir glauben schon, sie wolle mit uns anbändeln, da sehen wir, daß sie ihr kleines Kälbchen diesseits des Weges abgelegt hat. Nun möchte sie es zur Herde holen. Aber das Kleine ist noch zu schwach und kann der Mutter nicht folgen. Die Büffelkuh trabt wieder zur Herde zurück, wo sie mit tiefen Grunzern empfangen wird.

Oben am Hang sichten wir Elefanten. Doch für unsere Kameras sind die vierbeinigen Bergsteiger zu weit entfernt.

Vier Hornrabens spazieren gemächlich, mit ihrem spitzen Keilschnabel Nahrung suchend, über die flache Wiese. Ein Trupp flinker Zebrawangen springt vor ihnen davon. Überall zwischen dem Buschwerk schwänzeln Impalas herum. Die weiblichen Tiere stehen meist dichtgedrängt beieinander. Unten am See liegen noch andere Büffel und suhlen vertraut neben Pelikanen und Zwergflamingos. Ich koste das trübe Wasser des Manjarasees. Es

Plötzlich dringt von drüben aus dem Mahagoniwald schrilles, durchdringendes Geschrei herüber. Sofort steuert Toni den Toyota in diese Richtung. Gleich darauf fahren wir in eine große Herde von Anubis-Pavianen hinein. Links und rechts belagern sie den Weg.

Schreiend vor Angst flüchten einige »halbstarke« Paviane in wilden Sätzen vor zwei starken Männchen mit schwarzen Kragen her. Sie vollführen einen solchen Spektakel, daß man meinen könnte, es gelte ihr Leben! Dabei werden sie nur mit ein paar kräftigen Ohrfeigen und einem Biß in den Rücken von den Verfolgern gemaßregelt. Die Bestraften quietschen fürchterlich und deuten Unterwerfungsgesten an, erhalten aber trotzdem ihre Tracht! Sie haben sich gewiß eines Vergehens innerhalb der Herdenordnung schuldig gemacht, das von den ranghöheren Pavianen nicht ohne weiteres hingenommen werden kann. Die Rangordnung fordert Gehorsam gegenüber dem Stärkeren! Die anderen Tiere lassen sich davon bei ihrer Nahrungssuche nicht im geringsten stören und heben kaum den Kopf. Paviane ernähren sich überwiegend vegetarisch, fressen allerlei Fruchtkerne, reife Samen der Baobabs, bestimmte Wurzeln und Beerenfrüchte.

Ein halbwüchsiges Männchen bäugt neugierig unseren Wagen. Monika reicht mir eine rote Banane zum Ausguck hinauf, und ich beiße demonstrativ hinein. Wir wollen ausprobieren, wie die Affen darauf reagieren.

Der junge Pavian springt augenblicklich zu mir herauf. Zitternd vor Aufregung blickt er mich einige Sekunden abschätzend an, dann reißt er mir mit voller Kraft die rote Banane aus der Hand und springt ans äußerste Ende des Wagendaches, wo er sie mit Genuß verzehrt. Hinunter traut er sich nicht mit seiner Beute, da würde sie ihm sofort von den stärkeren Artgenossen, deren Appetit auf Bananen nicht geringer ist, abgenommen. Schlau ist dieses Bürschchen! Aber mir soll das recht sein, denn so kann ich ihn aus nur zwei Meter Entfernung bequem fotografieren.

Ein anderer Pavian langt frech durchs offene Fenster in den Wagen, wo noch andere Früchte liegen. »Hoffentlich verwechselt er die gelben Filmpackungen nicht mit Bananen«, bange ich auf dem Dach und beobachte ihn voller Argwohn! Ich habe die Filme eben erst im Lake Manjara Shop gekauft und möchte sie eigentlich nicht gleich wieder loswerden! Meine Besorgnis ist unnötig, der kleine Frechdachs weiß genau zu unterscheiden!

Die alten Männchen mit den imposanten schwarzen Mähnen sind in ihrem Aussehen wesentlich attraktiver als das »junge Gemüse«, doch sie halten sich abseits. Sie scheinen ebenso scheu zu sein wie

jene zerzausten Pavianweibchen, die Junge führen. Mit wahrer Affenliebe sind die Mütter um ihre kleinen »Quecksilber« besorgt. Die Pavianbabys spielen lustig im Schutze der Herde. Sie sind allerliebste in ihren tolpatschigen Bewegungen und ziehen süße Grimassen wie kleine Menschenkinder. Kommen wir mit den Kameras zu nahe heran, springen die Affenkinder mit einem kühnen Satz auf das mütterliche Hinterteil, klammern sich fest und »reiten« auf der flüchtenden Pavianmutter von dannen.

Später fahren wir lange Zeit auf guten Wegen am Manjarasee entlang. Der bleierne See streckt sich bis hinüber nach Tarangire. Pelikane, Nimmersattstörche, Klaffschnäbel, Reiher und Marabus bevölkern sein schaumiges Gestade. Nilgänse sitzen dort, und an einer Stelle stochert ein Stelzenläuferweibchen im Schlick.

Überall deuten umgestürzte Bäume und abgerissene Sträucher auf starken Elefantenbestand hin. Lange Zeit sehen wir nur ihre Losung, bis plötzlich an einem tief eingeschnittenen Flußbett eine Herde von neun Dickhäutern auftaucht. Die Elefanten stehen am Wasser und tränken. Ein junger Bulle interessiert sich für uns, windet mit dem Rüssel verdächtig zum Wagen und zieht langsam den Hang herauf.

Ich arbeite fieberhaft mit vier Kameras zugleich, lasse ständig Filme und Objektive wechseln, so daß Monika richtig in Schweiß gerät und gar keine Zeit findet, einen Blick auf den faltigen Dickhäuter zu werfen, der jetzt nur noch fünf Meter vor uns auf dem Wege steht und offensichtlich nicht recht weiß, was er tun soll.

Schaukelnd tritt er hin und her und hebt drohend die großen Fächerohren.

»Na, sei vernünftig, Freundchen«, spreche ich ihn an. »So leicht stellst du unseren schweren Geländewagen nicht auf den Kopf!«

Der Elefant beruhigt sich zusehends. Er will lieber nichts riskieren und schiebt sich seitwärts in die Büsche ein. Eine Weile hören wir noch Äste knacken, dann wird es ruhig. Die anderen Elefanten sind inzwischen am Flußufer weitergezogen.

Wir entschließen uns, an einer günstigen Stelle ein Picknick zu halten. Aber daraus wird nichts, denn plötzlich befinden wir uns wieder mitten in einer größeren Elefantenherde. Diesmal sind es fünfzehn Dickhäuter.

Rechts steht ein starker Bulle unbeweglich im Schatten einer Schirmakazie. Links vom Wege äßen sieben Elefantenkühe mit halbwüchsigen Jungtieren und zwei ganz kleinen »Babys«. Diese, kaum einige Wochen alt und nicht größer als ein normaler Couch-

sessel, wirken ganz verloren neben den mächtigen Säulenbeinen ihrer Mütter. Von Zeit zu Zeit säugen die beiden Babys an den mütterlichen Zitzen, die bei der Elefantenkuh gleich hinter den Vorderbeinen liegen.

Wir sind den Dickhäutern so nahe, daß ich selbst mit dem Normalobjektiv gut fotografieren kann. Zur Vorsicht vor einem plötzlichen Angriff stellt Toni den Motor nicht ab, damit wir im Notfall rasch wegkommen. Die erwachsenen Tiere wiegen mehrere Tonnen und wären sehr wohl in der Lage, unserem Wagen erheblichen Schaden zuzufügen. Erst vor zwei Jahren wurde hier im Manjara-Nationalpark ein Landrover der Wildhüter von Elefanten übel zugerichtet. Douglas Hamilton schrieb darüber: »Eine große Kuh kam aus dem Busch heraus und griff an. Sie hieb in den Wagen hinter dem Führerhaus. Dort saßen auf der freien Plattform des Wagens die beiden Wildhüter. Ein Stoßzahn von ihr ging glatt durch den Reifen und drang auch durch die Seiteneinfassung der Plattform. Daraufhin sahen die beiden Wildhüter ein, daß sie nicht gut auf dem Wagen sitzen bleiben konnten; beide entkamen sicher in den Busch. – Inzwischen kamen andere Mitglieder der Elefantenherde angerannt und umgaben ein drei Jahre altes Elefantenkalb. Eine große Kuh lehnte sich gegen das Führerhaus, während die erste Kuh ihre Zähne wieder herauszog und sie noch einmal hineintrieb, wobei der ganze Geländewagen geschüttelt wurde. Eine dritte große Kuh stieß in das Vorderteil des Wagens, hieb einen Scheinwerfer heraus und zerknitterte einen Kotflügel. Die Wucht ihres Angriffs schleuderte den Geländewagen rückwärts, wobei er die Büsche flachlegte, bis er an einem Termitenhügel stehenblieb. Die Elefanten zogen sich jetzt etwa dreißig Meter zurück, trompeteten laut und ließen uns nach einer Weile allein.«

Eingedenk der Warnungen erfahrener Wildhüter haben wir unseren anfänglichen Leichtsinns gegenüber den Elefanten längst abgelegt, obwohl die Dickhäuter hier im Manjara-Nationalpark nicht den Eindruck bössartiger Riesen machen.

Nach und nach wechselt die Herde zehn Meter vor uns über den Weg und zieht langsam in eine Senke hin zur Suhle. Die beiden Kleinen sind immer darauf bedacht, unter den massigen Körpern ihrer Mütter Schutz zu finden, besonders als sie über den freien Weg wechseln. Drei ältere Kühe prusten und trompeten schrill. Toni hat schon den Fuß auf dem Gaspedal – aber sie greifen nicht an. Ein prickelndes Gefühl empfinden wir, den Riesen der Tierwelt so Auge in Auge gegenüberzustehen! Sonderbar, daß ich

keine Spur von Angst verspüre. Nur den einen Wunsch: fotografieren, fotografieren . . .

Das Biometar 2,8/120 mm bringt die riesigen Schädel der vorbeiziehenden Elefanten formatfüllend in den Sucher.

Bei Toni klemmt plötzlich die Optik. Irgendein Fremdkörper ist ausgerechnet jetzt in den Schneckengang seines Sonnars geraten, und der gute Toni stößt entsetzliche Flüche aus. Und weiß der Kuckuck, kaum hat er die Schlechtigkeiten »herausgespuckt«, klappt wieder alles wie am Schnürchen!

Als das letzte Tier der Herde den Weg passiert hat, fahren wir mit größter Eile um einige Buschinseln herum und kommen gerade zurecht, zu beobachten, wie die Elefanten in die Suhle steigen. Sie ächzen, bewerfen sich klatschend mit morastigem Schlamm und sehen bald ganz schwarz davon aus. Eine alte Kuh legt sich tief in das Schlambett hinein und prustet genießerisch. Andere stützen sich mit dem Rüssel oder mit den Stoßzähnen ab, knicken mit größter Vorsicht die Vorderbeine ein und tun sich ebenfalls nieder. Ihr Anblick erinnert an jemand, der in eine Badewanne steigt und das Wasser zu heiß findet! Dann scheuern die Kühe ihre faltige Lederhaut in dem morastigen Untergrund. Unentwegt spritzen die Rüssel den Schlamm auf die breiten Rücken.

Auch die Kleinen rutschen auf dem Bauch übermütig in die Suhle hinein, die vier Beinchen von sich gestreckt. Sie stellen die Teller hoch, quietschen vor Vergnügen und finden das Ganze äußerst lustig. Man fühlt richtig, welche Freude sie an diesem tollen Spaß haben. Mit großer Anstrengung, unter Zuhilfenahme des kleinen Rüssels, klettern sie dann gewissermaßen »auf allen vieren« wieder aus dem Loch heraus. Wenn die Kraft einmal nicht ausreicht, helfen die Muttertiere aus und schieben ihre »Babys« behutsam wieder hoch.

Der große Bulle kommt später zur Suhle, als es etwas ruhiger wird. Er zieht in größerem Abstand an uns vorbei und verschwindet hernach auch bald wieder in der Deckung. Nicht jedoch, ohne zuvor seine deutliche Abneigung gegen uns Eindringlinge kundzutun. Die Herde steht währenddessen dicht am Seeufer, reibt und scheuert ihre Körper an alten, vorwiegend dünnen Baumstämmen trocken. Anhaltendes Stöhnen aus tiefstem Inneren dringt zu uns herüber. Es muß ein elefantischer Genuß sein!

Wir fahren langsam dorthin. Ein junger Elefant steht uns am nächsten. Er ist kaum größer als unser Toyota Landcruiser, etwa fünf Jahre jung und in diesem Alter noch nicht erwachsen. Die

grauen Riesentiere sind ausgesprochene Spätentwickler. Ihre Geschlechtsreife erreichen sie erst mit zehn bis zwölf Jahren, wobei ihr durchschnittliches Lebensalter etwa dem des Menschen entspricht.

Das Vertrauen dieses »Jünglings« in die Harmlosigkeit unseres Geländewagens scheint nicht sehr groß zu sein. Drohend wiegt er den kleinen Körper hin und her und wendet keinen Blick von uns. Es ist spaßig, wie er sich Mut – und uns angst zu machen versucht! Beides will nicht recht klappen! Plötzlich faßt er sich ein Herz, läuft ein paar mutige Schritttchen auf den Wagen zu, packt mit dem Rüssel einen Stein und schleudert ihn gegen uns! So ein Lausub! Ich ziehe oben am Dach schleunigst den Kopf ein, aber der Stein fliegt über das Wagendach hinweg. Ohnedies hat der kleine Elefant keinen besonderen Nachdruck in diesen Wurf gelegt. Ich würde das Steinchen gern als Souvenir an das Elefantenparadies am Manjarasee mit nach Leipzig nehmen, aber wir können es absolut nicht finden.

»Da . . .«, Monika stößt plötzlich einen Schrei aus, der uns nicht wenig erschreckt. Sie deutet in den blattreichen Buschwald hinein: »Eine Riesenherde!« Graue Rücken schieben sich dort drüben entlang. Ein rascher Blick durchs Glas bestätigt mir, daß es tatsächlich ungewöhnlich viele Elefanten sind. Ich bitte Toni, so weit wie möglich in das Gebüsch hineinzufahren. Als es mit dem besten Willen nicht mehr weitergeht, klettere ich auf das Wagendach. Zu spät – die Herde ist schon weitergezogen, und das allem Anschein nach mit großem Tempo.

Mehrmals fahren wir um das weite Buschdickicht herum, ohne die geringste Spur von der vielköpfigen Herde zu entdecken. Gerade sind wir zu dem Schluß gekommen, daß die Elefantenherde nicht mehr in dem Dickicht steckt, als Monika vier Impalaböcke bemerkt, die im Gänsemarsch geradewegs auf uns zuhalten. Zwischen den grünen Büschen, knapp dahinter, schiebt sich ein grauer Felsen heraus. Ein riesiger Elefant! Und nun folgt ein Tier hinter dem anderen, die ganze große Herde. Fünfundvierzig Elefanten! Zuerst laufen die alten Kühe mit kleinen und mittleren Kälbern, später kommen jüngere Kühe und Bullen.

Das Leittier, eine alte große Elefantenkuh, ist von unserer Gegenwart keineswegs erbaut. Sie bezieht zwischen uns und der ziehenden Herde Posten und steht drohend dort, bis etwa die Hälfte der Tiere vorüber ist. Dann schreitet sie forsch mit den anderen Elefanten weiter.

Nach zehn Minuten liegt die Schneise wieder einsam und verlassen. Nur die Trittsiegel der Dickhäuter bezeugen, welch groß-

artiges Schauspiel soeben hier stattgefunden hat. Wer würde es für möglich halten, daß fünfundvierzig Elefanten nahezu lautlos durch dichten Busch ziehen können, da doch jedermann das Wort vom »Elefanten im Porzellanladen« kennt!

Die Sonne ist hinter dem hohen Rift Valley verschwunden. Das Licht wird von Minute zu Minute schwächer und reicht zum Fotografieren schon nicht mehr aus. Wir verlassen den Park und kehren ins Lager zurück.

Während der Heimfahrt treffen wir auf weitere Elefanten. Zwei junge Bullen balgen sich unter einer Schirmakazie. Der eine von ihnen hat auffallend ungleiche Stoßzähne; rechts einen kurzen und links einen sehr dicken Zahn. Ein anderer starker Bulle rupft zarte Blätter von einem Busch. Seine Ohrenwedel sind unaufhörlich und lautlos wie ein Ventilator in Bewegung. Als wir bei ihm einen Augenblick anhalten und den Motor abstellen, richtet der große Bulle gereizt seine riesigen Ohren hoch, hebt den Rüssel und stürzt wild trompetend auf uns los! In seinem Schreck verrißt Toni das Mikrofon. Die Tonaufnahme ist hin.

Direkt vor dem Auto stoppt der erzürnte Elefant und läuft grollend rückwärts. Der Wagen bleibt heil. Der Vorgang ging so rasch vonstatten, daß wir völlig überrumpelt worden sind.

Zwei Wochen später, als Toni schon nicht mehr bei uns in Afrika ist, gerate ich mit Monika an der gleichen Stelle im Manjara-Nationalpark noch in eine andere gefährliche Situation.

Wir sind in einem kleinen PKW unterwegs und treffen an einer Suhle auf eine junge Kuh, die nur noch einen Stoßzahn trägt. Ich weiß, daß solche Exemplare oft infolge der beim Verlust des Zahnes erlittenen Schmerzen sehr böse sein können. Diese Kuh aber trollt vor uns davon. Einhundert Meter weiter sehen wir sie in lichtem Bewuchs an einem Sandbett wieder. Geruhsam steht sie da und pustet sich mit dem Rüssel braunen Staub über ihre schlammfeuchte Haut. Mitunter schiebt sie sogar einen Rüssel voll Sand ins Maul. Das reinigt die Verdauungswege.

Ich steige aus, um bessere Sicht für meine Kameras zu bekommen, denn einige Büsche stehen im Wege. Monika folgt mir nach. Kaum klickt der Auslöser meiner Kamera, wird die Kuh aufmerksam und bewegt sich harmlos auf uns zu. Die Entfernung zwischen ihr und uns beträgt dreißig Meter. Wir ahnen nichts Böses. Mit einem Mal beginnt das Tier auf uns loszurennen. Hastig stürzen wir zum Wagen. Sekundenschnell lege ich den Gang ein und drehe mich abwartend um. Die Kuh hat den Rüssel um den verbliebenen Stoßzahn gewunden, trompetet erregt

und rast schon auf zehn Meter heran! Monika schreit entsetzt auf. Es wird höchste Zeit! Ich trete voll aufs Gas und lasse die Kupplung springen! Wie katapultiert schießt der kleine Wagen davon. Nicht aus Spaß habe ich so lange gezögert, sondern weil ich meinte, das Tier vollführe nur einen Scheinangriff und wolle uns lediglich einen Schreck einjagen.

Als wir genügend Vorsprung haben, stoppe ich unser Wägelchen und warte, was nun folgt.

Die erboste Kuh setzt sich aus fünfzig Meter Entfernung sofort erneut in Bewegung, um uns zu attackieren. Sie schlenkert gefährlich mit den Vorderbeinen und rennt so schnell, daß ich wieder eiligst starten muß, ehe sie den Wagen erreicht hat, doch gelingen mir zuvor einige Fotos. Sie läßt nicht nach in ihrer Verfolgung. Ich bin heilfroh, plötzlich auf einen glatten Weg zu stoßen, wo uns keine Steine und Büsche behindern.

Dieses Abenteuer reicht uns. Ich gebe volles Gas. Ein drittes Mal wollen wir kein Risiko eingehen.

Am Abend besuchen uns mehrere Nashörner am Lagerplatz. Sie schnaufen und niesen in den Büschen dicht hinter dem Zelt, doch können wir sie in der Dunkelheit nicht sehen. Später vertreibt sie der Schein unserer Taschenlampe.

Die Mücken fliegen schon. Das abendliche Konzert der Grillen setzt ein, ganz in der Nähe klagt in hohen Tönen ein Schakal. Es wird angenehm frisch.

Edward schürt das Lagerfeuer, während Monika und Toni schreiben. Ich reinige beim Schein der Petroleumlampe sorgfältig sämtliche Kameras und Objektive. Unser Filmvorrat ist nach den reichen Erlebnissen dieses Tages erschreckend zusammengesmolzen. Wir müssen uns morgen im Lake Manjara Shop oder in Mto Wa Mbu mit neuem Filmmaterial eindecken. Jeder hängt still seinen Gedanken nach.

Plötzlich trompetet ein Elefant aus dem nahen Wald. Ich stürze sofort zum Zelt und will mein Mikrofon holen. Monika und Edward fassen mein hastiges Fortlaufen als Flucht auf und springen wie die Hasen ebenfalls davon. Erst als ich ebenso schnell zurückkehre, bemerken sie ihren Irrtum und lächeln verschämt.

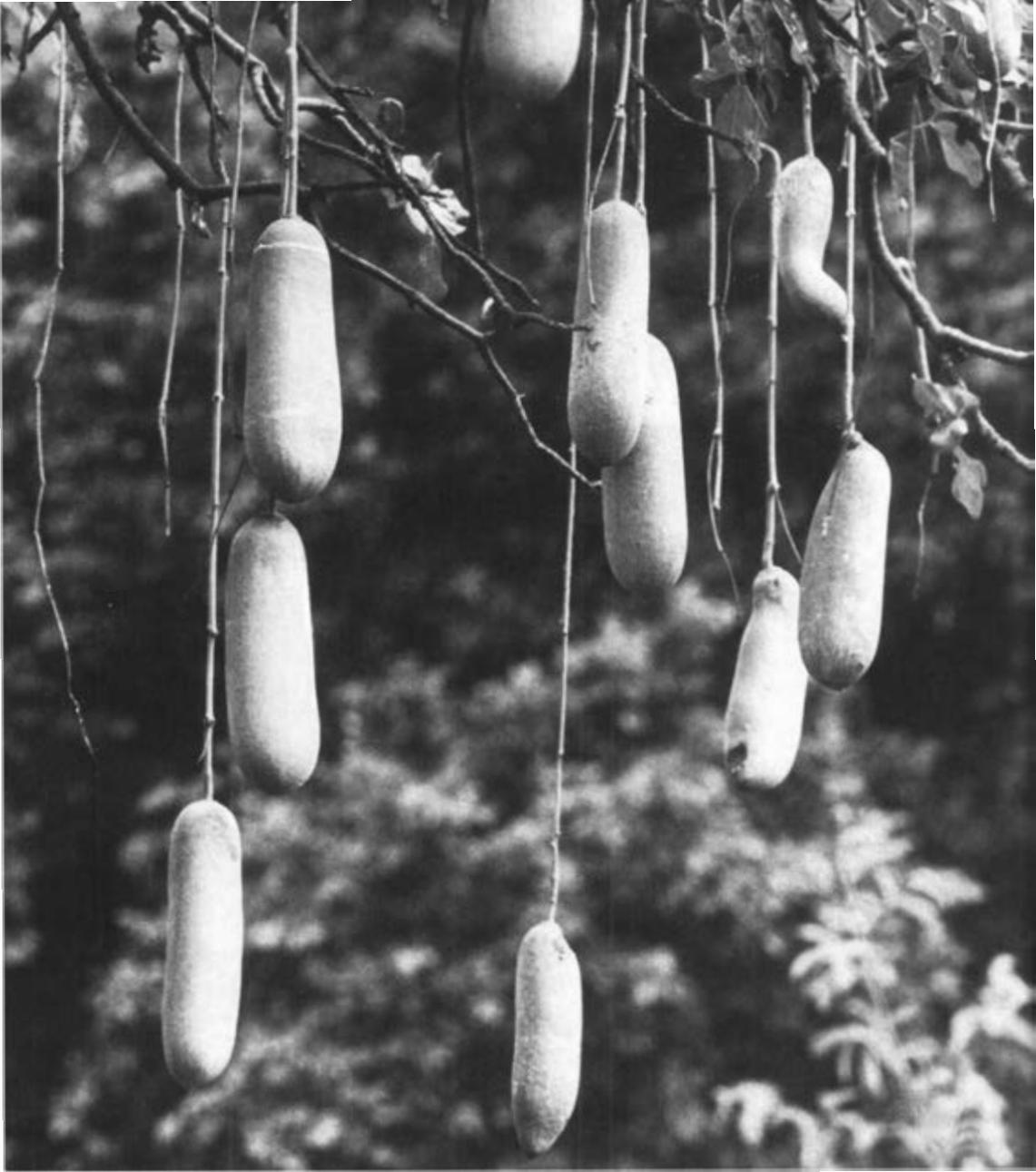
»Macht nichts«, sagt Toni trocken. »Vorsicht ist besser als Wehklagen!«

Inzwischen pirsche ich leise ein Stück in den Wald hinein und warte gespannt auf die nächsten Trompetenstöße des Bwana Tembo, doch der Elefant schweigt. Nur die Grillen zirpen durchdringend, und weiter drinnen im Wald raunzen Paviane. Ab und





Vorhergehende Seite :  
Immergrüner Regenwald am Meru



Die Früchte des Leberwurstbaumes  
sind ein Leckerbissen für Elefanten

Folgende Seiten:  
Weiß leuchten die Gletscherfelder  
des Kilimandscharo zum  
Aruscha-Nationalpark herüber



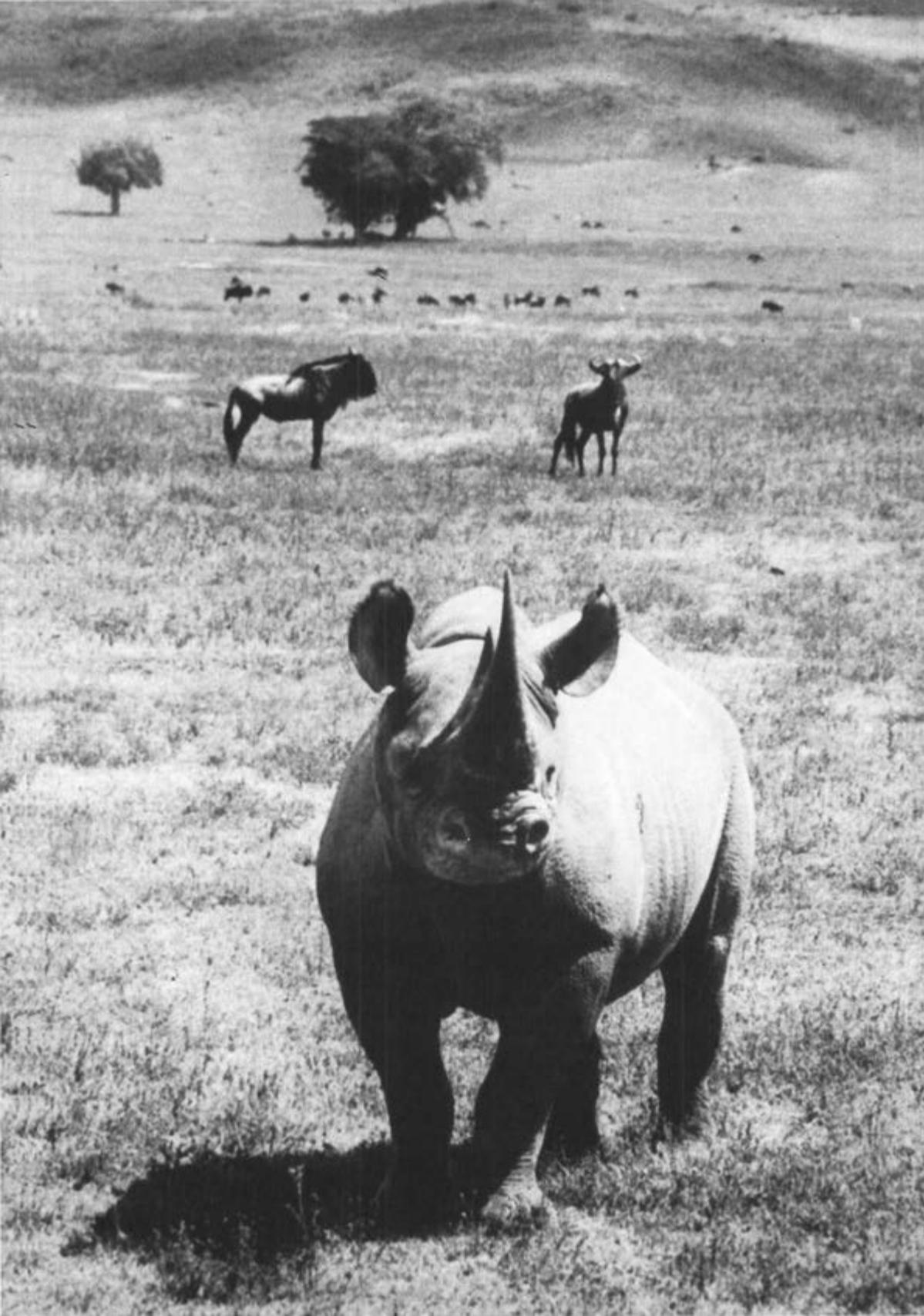






Am Fuße des Meru liegt die idyllische „Mount Meru Game Sanctuary“. Sie wird von dem ungarischen Zoologen Dr. von Nagy (links) geleitet

Folgende Seite:  
Spitzmaulnashorn – Urwelttier der afrikanischen Savanne



zu orgeln sie auch mit tiefen Baßstimmen. Die Herde hält Lautkontakt. Mehrmals schreit eine Hyäne. Die einzelnen Stimmen der afrikanischen Nacht vereinen sich zu einer geheimnisvollen Sinfonie, die einen Unkundigen, der sie zum ersten Male vernimmt, gewiß das Gruseln lehren könnte!

Später fallen dicke Regentropfen vom Himmel. Starker Wind kommt auf. Das Feuer flackert unruhig. Ich befürchte, daß wir morgen keinen Sonnenschein haben werden.

Wir kriechen ins Zelt, das ich wegen der Mücken mit Shell-tox ausgesprüht habe. Nun husten wir alle stark und können vor Kopfschmerzen nicht schlafen. Die Moskitos aber summen fröhlich weiter. In der Nacht besucht uns ein einzelner alter Elefant. Äste brechend und äsend, nähert er sich unserem Lager. Der lange Rüssel reicht weit hinauf und scheint gar nicht empfindlich zu sein. Mattes Mondlicht beleuchtet die Szene. Wir verhalten uns mucksmäuschenstill. Als der Elefant auf sechs Meter heran ist, stutzt er plötzlich, verhofft einige für uns bange Minuten und – trabt dann eilig in die entgegengesetzte Richtung davon. Dabei läuft er blindlings auf das rote Nylonzelt eines jungen dänischen Ingenieurs zu, der mit seiner Frau und drei Kindern auf der anderen Seite des Platzes schläft. Wir wissen nicht, wie wir uns verhalten sollen! Ist es besser, laut zu schreien, um die Leute zu warnen, oder sollen wir schweigen, damit der Elefant nicht in Panik verfällt!?

Da hustet drüben im Schlaf eines der Kinder.

Der alte Elefant stutzt erneut und ändert sofort seinen Kurs. Wie ein junger Hund schwenkt er mit eingeklemmter Rute ab. Sein Verhalten ist typisch für die Friedfertigkeit der großen Riesentiere. Was ein Elefant nicht kennt, das meidet er lieber!

Am Morgen rumort Toni schon halb sechs Uhr vor dem Zelt herum und möchte, daß auch wir aufstehen, obwohl es noch kaum hell ist. Von den dänischen Zeltneighbarn werden vorwurfsvolle Blicke zu uns herübergeworfen, doch Toni stört das nicht. Er schüttelt Edward aus den Decken. Der murrte vor sich hin, pfeift ein Liedchen und bricht unvermindert ab. Es poltert am Hang.

Eine kleine Elefantenherde kommt, Holz brechend und schrill trompetend, den steilen Berghang herunter in Richtung auf unser Lager, wo gerade der Morgenkaffee dampft.

Morgens und abends sind die Elefanten stets am beweglichsten. Sie wandern dann in einer Stunde bis zu acht Kilometer, während ihre gesamte Tagesleistung zwischen dreißig bis vierzig Kilometer betragen kann. Wo Nahrung und Wasser es zulassen, wie

hier im Manjara-Nationalpark, ist die Wanderfreudigkeit der Riesentiere sehr viel geringer.

In leichtem Bogen umgeht die Herde unser Camp.

Über uns rufen die Helmhornvögel. Gegen sieben Uhr kommen Meerkatzen auf unseren Zeltbaum. Meerkatzen und Helmhornvögel sitzen einträchtig beisammen und naschen von den kleinen nußartigen Früchten. Die wertlosen harten Schalen werfen sie uns einfach auf den Frühstückstisch herunter.

Nur langsam wird es heller. Wie erwartet, ist der Himmel bedeckt. Schwere graue Wolken hängen über dem Manjarasee.

Auch an den folgenden Tagen bessert sich das Wetter nicht. Die Sonne lugt nur gelegentlich aus den düsteren Wolkenbänken hervor. Unser Programm im Manjara-Nationalpark ist noch nicht abgeschlossen. Was uns fehlt, sind die Löwen. Wegen ihres ungewöhnlichen Verhaltens sind die gelben Großkatzen dieses Nationalparks berühmt geworden. Sie klettern tagsüber auf Bäume, um dem lästigen Fliegenvolk aus dem Weg zu gehen, das in dieser wasserreichen Gegend weit verbreitet ist.

Heute morgen erzählt uns ein Wildhüter, daß er sechs Kilometer weiter auf einem Baum am Sandriver Löwen gesehen habe. Wir fahren sofort los und suchen zwei Stunden lang, ehe wir den Simba tatsächlich in einer fünf Meter hohen Akazie finden. Es ist ein noch junger, vielleicht dreijähriger Mähnenlöwe. Mit geschlossenen Lidern, eng an den Stamm geschmiegt, verdöst er den heißen Tag unter dem schattigen Wipfeldach. Sein gelber Schwanz mit der schwarzen Quaste hängt senkrecht herab. Wir sind versucht, daran zu zupfen, um Simba etwas zu ermuntern. Da wir uns denken können, wie lebhaft er sofort würde, lassen wir es lieber bleiben!

Die Lichtverhältnisse für unsere Kameras sind leider mehr als ungünstig.

Von einer kleinen Anhöhe im Gelände halten wir Ausschau nach anderen Gelegenheiten, als überraschend drei Junglöwen den Fahrweg heraufbummeln. Sie tun, als wären wir Luft, und schwenken gleich hinter dem Wagen an einer feuchten Stelle ins Buschwerk ein, um zu saufen. In dem blattreichen Unterholz sind sie zwar unseren Blicken verborgen, aber wir hören sie laut schlappen. Nach einigen Minuten tauchen sie wieder auf und legen sich zehn Meter vor unserem Wagen mitten auf dem Weg nieder. Kurz darauf spaziert ein weiterer Junglöwe aus der gleichen Richtung herauf, geht ebenfalls seinen Durst löschen und wirft sich neben seine bereits schlummernden Altersgenossen.

Schließlich erscheint eine alte Löwin. Sie ist ziemlich zerzaust und

zweifellos die Mutter der vier Junglöwen. Mit leisem Maunzen und schnurrendem Reiben, Wange an Wange, begrüßt sie alle Jungtiere. Dann fällt sie neben diesen um wie ein Stein. Lange hält sie es aber auf dem Wege nicht aus. Die Fliegen lassen ihr keine Ruhe. Schläfrig tritt sie drei Meter weiter ins Gebüsch und streckt sich dort aus.

Die Junglöwen blockieren weiter die Straße in voller Breite. Alle Wagen müssen stoppen und erst lange manövrieren, ehe sich die großen Katzen mit widerwillig zurückgelegten Ohren bereitfinden, ein Stück zur Seite zu rücken.

Mehrere Stunden bleibt die Situation unverändert. Wir fassen uns in Geduld. In der Mittagshitze wirkt die Schläfrigkeit der Löwen geradezu ansteckend.

Da richtet sich einer der Junglöwen ruckartig auf und äugt rechts auf einen dickstämmigen Baum hinauf. Er erhebt sich, säuft nochmals und springt dann behend auf den untersten Ast. Von dort klettert er etwas unsicher bis ins hohe, dornenreiche Dachgeäst hinauf, findet aber keine rechte Schlafstelle. Er legt nur den Kopf auf die Vorderpranken und bleibt mit der Hinterhand aufrecht stehen.

Keine fünf Minuten später wird der zweite Löwe unruhig, geht ebenfalls zum Baum und springt an der gleichen Stelle hinauf. Er kuschelt sich gemütlich in eine bequeme Astgabel. Das dritte Jungtier, eine Löwin, besinnt sich nun auch auf eine Schlafstelle im Baum, wird jedoch vom lieben Bruder in der Astgabel fauchend und mit einem Prankenhieb auf den Boden zurückbeordert. Sie trollt sich zur Mutter und schläft neben ihr unter dem Gebüsch.

Das letzte Jungtier kommt glücklich an der Astgabel vorbei, wo es Hiebe setzt, und klettert mutig auf einen sehr gewagten Platz unter der Baumkrone. Ein richtiger Himmelsstürmer!

Während die Löwenmutter und das »Schwesterchen« infolge der Belästigung durch die Fliegen ständig nervös zucken und sich laufend drehen, um die stechenden Plagegeister zu verjagen, werden die drei Junglöwen im Baum nicht belästigt. Sie schlafen, ohne sich um unsere Anwesenheit zu kümmern. Erst als gegen 16 Uhr ein Impalabock unten am See schreckt, erwacht die Löwenfamilie aus ihrer Lethargie, hebt die Köpfe und schaut interessiert hinab.

Zwei Stunden später verlassen die Löwen den Schlafbaum und verschwinden zwischen den Büschen.

# Die letzten Tage am Meru

Bevor wir zum Mount Meru aufbrechen, wollen wir dem neu gegründeten Tarangire-Nationalpark noch einen mehrtägigen Besuch abstatten. Der 1 344 Quadratkilometer große Park liegt südöstlich des Manjarasees.

Bei Makujuni stoßen wir, nachdem wir monatelang über staubige Buschpisten fuhren, auf die wunderschön asphaltierte Kap-Kairo-Straße. Toni fährt sofort »volles Rohr«! Berauscht vom tadellosen Zustand der Straße, schauen wir nicht links noch rechts, nur geradeaus – und übersehen in einer hochgelegenen Kurve prompt das Hinweisschild nach Tarangire. Die Strafe folgt auf dem Fuße. Bald ist der Asphalttraum ausgeträumt. Sand, »Wellblech« und roter Staub versetzen uns in die Wirklichkeit zurück. Das erste Mal werden wir unruhig, als schon die drei »Pyramiden«, merkwürdig hohe Hügel im Westen von Tarangire, hinter uns liegen. In Babati, dem nächsten Ort, wird unser Irrtum zur Gewißheit. Wir kaufen Kekse und kehren um.

Der größte Teil des Tarangire-Nationalparks besteht aus trockenem Akaziendornbusch. Auf weiten Flächen wächst das Gras hoch und bildet ein Dorado für Tsetsefliegen und andere stechende Arten. Am Abend rücke ich so dicht ans Feuer, daß ich mir fast den Bart verbrenne. Diese Hitze hält Fliegen und Moskitos zum Glück fern.

Die Nacht wird für uns alle zu einer furchtbaren Qual. An Schlaf ist kaum zu denken. Gegen Morgen, als wir endlich richtig eingnickt sind, werden wir durch die gellenden Schreie eines Frankolins wieder aus dem Schlummer gerissen.

Zerschlagen stolpere ich mit dem Mikro hinaus. Nun schweigt das dumme Huhn natürlich und streicht obendrein ab! Ein zweites Gelbkehlfrankolin sitzt in Zeltnähe und putzt mit Inbrunst sein Gefieder, läßt sich aber zu keiner Lautäußerung herbei. Dafür rufen rundum die Lärmvögel und Astarilde.

Mit einem jungen Wildhüter unternehmen wir ausgedehnte Orientierungsfahrten.

Tarangire ist wahrhaftig ein Vogelparadies! Wir ver hören den Riesenbuschwürger, den Häherkuckuck; sehen den Weißkehlspint, Gelbschnabeltokos, verschiedene Witwen- und Webervögel.

In Tarangire ist Roterdeboden vorherrschend. Die zahlreichen Termitenhügel haben eigenartige Formen. Wie rote steile Türme ragen sie aus dem gelben Gras empor. Manche sind so hoch wie die umstehenden Akazien. In der Astgabel einer hochgewachsenen Akazie liegt eine Riesenschlange vierfach zusammengerollt und schläft. Hornrab en hocken in den Nachbarbäumen. Die großen schwarzen Vögel sind nur schwer im harten Baumschatten zu erkennen.

Die eindrucksvollste Erscheinung der Tarangirelandschaft sind ihre mächtigen Baobabs. Was der Elefant unter den Säugetieren darstellt, das ist der Baobab unter den Bäumen: ein Riese im Grasland!

Diese merkwürdigen Charakterbäume der ostafrikanischen Steppe mit ihrem unverhältnismäßig dicken Stamm und der vergleichsweise unscheinbaren Blattkrone können bis eintausend Jahre alt werden. In ihren Stämmen hat man die eingeschnitzten Namen von Forschern gefunden, die vor mehreren hundert Jahren diese Gegenden bereist haben.

Viele Baobabs sind von Elefanten benagt und zerstoßen, die in der Trockenzeit gierig sein schwammiges, wasserspeicherndes Holz verspeisen.

Der Lodgemanager von Tarangire, Mr. Knapitsch, hat 1970 einen durch Elefanten umgestürzten Riesenbaum fotografiert, der bei seinem Fall einen Dickhäuter erschlug und unter sich begrub.

Unser Führer bringt uns an eine Herde von dreißig Spießböcken. Die schönen Tiere mit der weißschwarzen Gesichtsmaske und den prächtigen Spießhörnern stehen allzu fluchtbereit hinter Zebras und Gnus. Wir kommen nicht näher als zweihundert Meter an sie heran. Auch Strauße und Elenantilopen gehen flüchtig vor dem Auto ab.

Ein kapitaler Mähnenlöwe schleicht scheu an der Baumgrenze entlang. Wie anders ist sein Verhalten als das seiner Artgenossen im benachbarten Manjara-Nationalpark!

Später pirschen wir an Kleine Kudus, und im offenen Grasland treffen wir viele Elefanten. Starke Tiere sind darunter, aber sie sind ausnahmslos scheu. Man spürt, daß Tarangire noch keine

große Touristenfrequenz hat. Diesem jungen Park fehlt einstweilen noch die weltweite Berühmtheit einer Serengeti. Aber nirgendwo anders sind die jungen Wildhüter so überaus freundlich und ernsthaft bemüht, den Gästen die Reize ihres Parks zu offenbaren. In einigen Jahren werden die Verhältnisse hier sicher ganz anders sein.

Tarangire ist zweifellos ein Nationalpark, der eine große Zukunft hat.

Nun steuern wir der letzten Station unserer Safari, den Wildgebieten am Mount Meru, entgegen.

Die Zeit drängt, denn in einem Monat erwartet uns in Daresalam unser Schiff zur Heimreise. Toni fliegt schon in zehn Tagen zurück nach Ungarn. Er wird in diesem Monat fünfzig Jahre alt und möchte diesen Geburtstag natürlich zu Hause in Valko bei seiner Familie feiern. Als wir auf der »Mount Meru Game Sanctuary« bei Dr. von Nagy eintreffen und seinen Neffen, den kleinen Bandi, sehen, erschrecken wir sehr. Sein Gesicht ist ganz entstellt und dick angeschwollen. Eine breite Platzwunde zieht sich über dem rechten Auge herunter. »Wer hat dich bloß so zugerichtet?« fragen wir den Ärmsten.

»Ein Büffel«, antwortet er einsilbig. Wir müssen erst eine Weile bohren, ehe wir die Geschichte erfahren.

Der kleine Bandi war mit dem Fährtsucher Muhere oben am Meru auf Büffeljagd gewesen, um Fleisch für die Löwen des Tiergartens zu schießen. Nachdem sie in schwierigem Gelände eine kleine Herde ausgemacht hatten, schoß Bandi auf einen jüngeren Bullen. Unglücklicherweise kam er schlecht ab. Der Büffel wurde nur weidwund und drückte sich in die dichten Büsche. Bandi und Muhere begannen die Nachsuche zu früh. Sie folgten mit schußbereiter Büchse der Schweißfährte, und als sie fünf Meter vor dem kranken Tier waren, ohne es zu sehen, sprang der Büffel wie der Blitz mit gesenktem Horn auf sie los und rannte den kleinen Bandi, der voranging, sofort nieder. Der Schuß fehlte den Büffel. Das Tier begann nach dem bewußtlos am Boden liegenden Mann zu stoßen und hätte Bandi gewiß den Garaus gemacht, wäre Muhere nicht gewesen. Beherzt stülpte dieser dem wütenden Tier seinen großen Regenmantel über Kopf und Horn und nahm ihm so jede Sicht. Der Büffel war derart verblüfft, daß er in hohen Fluchten abging. Er wurde einige Stunden später durch Dr. von Nagy zur Strecke gebracht.

Eine böse Geschichte mit einem noch einigermaßen glimpflichen Ausgang.

Der folgende Tag bringt uns den Abschied von Edward. Am Nachmittag entlohnen wir unseren tüchtigen Koch. Hier am Meru gibt es keine Arbeit mehr für ihn. Während wir recht traurig dreinblicken, strahlt Edward vor Freude über den hohen Lohn übers ganze Gesicht.

»Asante sana, Mama Monika! Asante, Bwana Makkaroni! Asante, Bwana Toni!« Danke schön! Edward schüttelt jedem von uns vergnügt die Hand. Morgen geht er mit einer Safari nach Ikoma ins Jagdcamp zurück. Auch von unserem Toyota trennen wir uns. Er muß in die Werkstatt nach Moschi, wo ihn Jürgen Jösch später abholen wird.

Wir fahren in Bandis Landrover durch große Kaffeepflanzungen. Rot leuchten überall die reifenden Kaffeebeeren aus den manns-hohen Sträuchern. In jeder Beere sitzen zwei weiße Kaffeebohnen. Hier an den Hängen des Meru gedeihen zwei Kaffee-Ernten im Jahr.

Bandi schlägt ein schnelles Tempo an und trällert ein Liedchen. Das schöne Bergwetter versetzt uns in heitere Stimmung. Eisstarrend schaut der mächtige Gipfel des Kilimandscharo herüber. Niemand weiß, warum seine Eiskappe schrumpft. Die tiefergelegenen Grüngürtel des »leuchtenden Berges« sind von Wolken-schleiern verhüllt.

Bei den äquatorialen Bergen Afrikas liegt die Schneegrenze meist zwischen rund 4 500 und 4 700 Metern. Der 4 567 Meter hohe Mount Meru ist vollkommen schneelos. Nacktes graues Vulkan-gestein bildet seinen Gipfel. Der Urwald reicht nur bis in die Höhe seines schaurigtiefen Kraters am Aschenkegel.

Nur langsam steigt die Straße an. Dies ist auch der Weg zum Aruscha-Nationalpark, den wir bald besuchen wollen.

Ich sitze mit Muhere hinten auf der freien Plattform des Landrovers. Bandi, Monika und Toni hocken zusammengedrängt im Fahrerhaus. Plötzlich zeigt Muhere links zum Hang hinauf. Ein Leopard steht dort zwischen niedrigen Büschen und sichert bewegungslos zu unserem dahinpolternden Wagen herunter. Wir klopfen erregt aufs Dach, um die anderen aufmerksam zu machen, Bandi stoppt. Ein Leopard am hellichten Tag – das ist für den Meru ganz ungewöhnlich! Wir spähen durch die Gläser zurück. Zwei Leoparden sind es! Wunderbar gedeckt stehen sie nebeneinander und äugen mit gesenkten Köpfen zu uns her. Nur wenige Sekunden, dann verschwinden beide nach entgegengesetzten Richtungen. Wir vermuten, daß es sich um zwei paarungswillige Katzen handelt, denn normalerweise sind Leoparden strenge Einzelgänger.

Bandi fährt nun langsamer und biegt zwei Meilen höher von der bequemen Nationalparkstraße ab auf den »Eselsweg«. Wameru und Warusha, alteingesessene Bewohner des Meru, treiben auf diesem schmalen Pfad ihre Lasttiere zu den Marktflecken hinunter.

Die Nagys haben den »Eselsweg« zu einer zweispurigen Piste erweitert, auf der Geländewagen fahren können. Oberhalb dieses Bergpfades beginnt das Jagdgebiet »Mount Meru Hunting Concession«.

Dichtes grünes Buschwerk, nicht höher als ein Elefant, zieht sich lückenlos die sanften Hänge aufwärts. Breite Schneisen sind in die grüne Wildnis eingeschlagen und an den besten Wildwechsellagen stehen Jagdkanzeln. Toni hat sie vor zwei Jahren zusammen mit Muhere und fünf anderen afrikanischen Waldläufern in wochenlangem, saurer Arbeit aufgebaut.

Die Bergpiste führt jetzt rücksichtslos über schroffe Felsen und lockeres Geröll, durch feuchte Senken und tückische Gräben aufwärts. Beängstigend steile Kurven strapazieren das Fahrzeug bis zum äußersten. Auch für unsere Nerven bedeutet es eine Zerreißprobe. Ein Autofahrer unserer Breiten würde es nie für möglich halten, daß hier noch ein Wagen herauffindet! Ich staune ehrlich über die Leistung des kleinen Landrovers in dieser steinigen Bergwildnis.

Dichter Nebelwald umschließt uns, ein Gewirr von Stämmen, Zweigen und Lianen. In seinem Halbdunkel sehen wir keinerlei Tiere. Unmöglich, links oder rechts in die Bestände einzusehen. Der knotige Bambus wächst hier, himmelhohe Koniferen, wilde Feigen- und Olivenbäume und die Bleistift-Zeder, deren gutpolierbares Holz für die Herstellung von Möbeln und Bleistiften Verwendung findet. Bärten von Gespenstern gleich, hängen Moose und Flechten von den Zweigen herab. Hohe Farne wuchern überall. Der Boden ist naß wie ein Schwamm, unentwegt tropft es von den Bäumen. Bis in 3 000 Meter Höhe zieht sich der Bergregenwald hinauf. Je höher wir kommen, desto feuchter, kälter und dunkler wird es um uns. Bandi schaltet die Scheinwerfer ein.

Plötzlich trompeten schrill Elefanten!

Holz knackt laut. Dumpfes Trampeln erschüttert leicht den Boden. Wir sehen die Dickhäuter nicht, aber sie müssen dicht am Weg stehen. Bandi läßt den Wagen langsam zurückrollen. In dieser steilen Wildnis dürfen wir mutwillig kein Risiko eingehen. Die Meru-Elefanten sind aus anderem Holz geschnitzt als die gutmütigen Dicken vom Manjarasee! Erfahrung und Selbsterhal-

tungstrieb raten uns, zu warten, bis die Erregung der Tembos abgeklungen und die Herde weitergezogen ist.

Früher hätte ich nicht geglaubt, daß Elefanten so ausgezeichnete Bergsteiger sein können. In der Tat sind diese Riesen erstaunlich anpassungsfähig. Sie können in die verschiedensten Lebensräume überwechseln. Am Kilimandscharo wurden Elefanten sogar in 5 200 Meter Höhe nachgewiesen.

Die Jagdhütte liegt am Rande einer größeren Lichtung, 2 500 Meter hoch. Sie ist erst im vergangenen Jahr fertig geworden. Die meisten Bauteile und die Einrichtung mußten mühselig mit Landrovern den schwierigen Pfad heraufgeschleppt werden.

Wir treten auf die offene Veranda hinaus. Zwischen bemoosten Baumriesen hindurch gleitet der Blick zum Kilimandscharo hinüber, dessen Haupt im Widerschein der Abendsonne rötlich erstrahlt. Weiter unten springen Diadem-Meerkatzen durch die Wipfel.

Es ist kalt. Muhere läßt den Kamin summen, um uns zu erwärmen. Doch Bandi ruft uns schon wieder hinaus. Vom Bergwald klingen die sonderbaren Rufe der schwarzweißen Colobusaffen herüber.

Orrrorrrrorrrrorrrr . . . rollt das laute Schnarren der Guerezas die Hänge herauf und herunter, verstärkt sich, pflanzt sich fort, hallt wider. Irgendwo beginnt eine Affenhorde, und sofort antworten andere. Ein aufregendes Konzert in der Dämmerung der tropischen Bergurwälder, der Abendgruß der Colobusaffen! Wir sind hungerissen und können uns nicht satt hören. Niemand kann sich diesem Zauber entziehen!

Von der Kiboseite her steigt der helle Vollmond über die alten, wie von einem Schleier umgebenen Bäume und taucht den gespenstischen Bergwald in sein fahles Licht.

Sechs Elefanten ziehen äsend den Hang zur Jagdhütte herauf. Die Colobus rufen noch immer. Später treten zwei Buschschweine auf die Wiese aus. Dieser Abend am Meru bleibt unvergeßlich in unserer Erinnerung an Afrika . . .

Am Morgen sind die kurzgrasigen Bergwiesen naß vom nächtlichen Tau. Bis zum Mittag laufen wir in Gummistiefeln umher. Von den sechs Elefanten des gestrigen Abends ist nichts geblieben als ihre Trittsiegel und einige Haufen Kot. Über dem Gipfel des Meru schwebt eine leichte weiße Wolke. Die Gletscherfelder des Kibo grüßen scharf umrissen herüber.

Der Tag ist ausgefüllt mit Pirschgängen und Jagen. Zuerst suchen wir einen angeschweißten Büffel nach, später soll Toni einen

kranken Elefantenbullen schießen. Es ist ein Geschenk Dr. von Nagys zu Tonis bevorstehendem fünfzigstem Geburtstag. Leider wird aus der Sache nichts, weil sie das Tier nicht finden können.

Am Nachmittag besetze ich mit Muhere und Monika eine Kanzel an einem Bergsee. Buschböcke und Warzenschweine ziehen unter uns hinweg. Sie ahnen nichts von unserer Anwesenheit in dem luftigen Ausguck über dem Wind. Eine kleine Giraffenherde stakst den Hang hinab zum Wasser. Die Tiere spreizen die Vorderläufe weit auseinander, biegen den langen Hals herunter und schöpfen das kalte Wasser des Bergsees. Zwei Klaffschnäbel und einige Nilgänse stochern im Saumschlick herum. Über dem See zieht ein großer Greifvogel ruhig seine Kreise. Muhere flüstert mir ins Ohr, es sei der Kronenadler, ein biologischer Regler der Affenpopulation.

Plötzlich zerreißt ein langgezogenes Schnarren die Stille des tropischen Bergwaldes. Muhere lächelt: Colobusaffen!

Es schwillt an, ebbt wieder ab. Im nächsten Augenblick vernehmen wir ein Rauschen in unserem Rücken. Flink springen die Guerezas durch die Wipfel der hohen Bäume. Ihre seidige schwarzweiße Mähne flattert wie eine leuchtende Fahne im Wind, und der prächtige Fellmantel breitet sich im Sprung wie ein Fallschirm aus. Wir registrieren Sprünge von fünf bis acht Metern. Es ist unmöglich, die gewandten Tiere mit unseren Teleobjektiven zu erhaschen. Das dichte Blattwerk des Regenwaldes verwehrt die Sicht.

Wie ein schöner Spuk rauschen die Wipfelstürmer am nächsten Hang weiter. Guerezas leben gesellig in kleinen Trupps von fünf bis fünfzehn Affen. Nur alte Männchen sind mitunter Einzelgänger. Jeden Abend und jeden Morgen lauschen wir vor der Jagdhütte, stets von neuem ergriffen, ihrem merkwürdigen Chorgesang.

Inzwischen ist Toni abgeflogen. Bis zur letzten Stunde war unklar, ob er einen Platz in der Maschine bekommen würde oder nicht. Wir konnten in der kurzen Zeit keine Okay-Buchung erhalten, weil die Linien von und nach Europa jetzt in der Saison stark frequentiert sind. Nun fliegt er glücklich seiner ungarischen Heimat entgegen, im Vorgefühl der Freude, seine Frau und seine drei Söhne nach monatelangen Strapazen im Busch gesund wiederzusehen.

Dafür hat es mich trotz streng und pünktlich geschluckter Medizin gegen alle möglichen tropischen Infektionen erwischt! Vom Fieber geschüttelt, liege ich am Usa River zwei Tage lang schlaf-

los im Bett und bekomme keinen Bissen herunter. Niemand weiß, was es ist. Monika wähnt mich in ihrer Angst schon an der Schwelle der ewigen Jagdgründe.

Eine halbe Flasche Whisky und ein kräftiger Vitaminstoß bringen mich schließlich wieder auf normale »Betriebstemperatur«. Sofort erwacht auch unser fotografischer Forscherdrang aufs neue. Wir starten in den Aruscha-Nationalpark.

Nachts hat es zwar geregnet, und am Morgen, als es hell wird, ziehen schwere, dunkle Wolken über den Meru. Doch das stört uns nicht. Hier kann das Wetter in der nächsten Stunde bereits ganz anders sein. Der Park liegt nur knapp dreißig Minuten Fahrzeit von der »Mount Meru Game Sanctuary« entfernt zwischen Meru und Kibo. Er hat eine Größe von 210 Quadratkilometern und besteht seit 1967 aus drei höchst unterschiedlichen Arealen: dem Ngurdotokrater, den Momellaseen und einem Teil des Mount Meru.

Dr. von Nagy hat uns Muhere, dem tüchtigsten seiner Fährten-sucher, anvertraut. Nachdem wir den Wildhüterposten passiert haben, wo zwei freundliche Game Warden unsere Permits prüfen, schlägt uns die Schönheit dieser Landschaft in ihren Bann.

Sanfte grüne Hügel strecken sich von den geschwungenen Berg-hängen des Meru weit hinüber zum eisgekrönten Kilimandscharo, der das Land malerisch überragt. Eingebettet zwischen den Hü-geln träumen tiefblau die Momellaseen. Der Ruf von Nilgänsen dringt herüber. Auf abgestorbenen Bäumen sitzen Dutzende von Kormoranen. Unter ihnen im Wasser gründeln unentwegt Rötel-pelikane, und draußen schaukelt scharenweise buntes Enten-volk. Wir erkennen Ruderenten, Spießenten, Knäkenten und Löffelenten. Ein Wasservogelparadies! »Mekka« des Ornitholo-gen!

Zwölf Ellipsenwasserböcke grasen am Ufer des Großen Mo-mella. Einige Hirschantilopen stehen bis zum Bauch im Wasser. Ein Stück weiter am bewaldeten Hang äsen Giraffen.

Der erste Europäer, den der Reiz dieser Gegend anzog, war der ungarische Graf Teleki, der 1876 bis zu den Momellaseen vor-drang. Seit 1907 hatte die Familie Trappe hier eine bekannte Farm. Später interessierten sich verschiedene, vornehmlich amerikanische Filmgesellschaften für Momella und drehten vor der großartigen Kulisse dieser afrikanischen Landschaft zahl-reiche einschlägige Streifen. Ernest Hemingway beschrieb seine Erlebnisse und Eindrücke in dem Buch »Die grünen Hügel Afri-ka«.

Gründung des Nationalparks verdrängt. Momella gehört heute wieder seinen Wildtieren.

In vielen Windungen kriecht eine »Einbahnstraße« um die Seen herum, zwischen Großem und Kleinem Momella hindurch. In jeder neuen Bucht entdecken wir weitere Arten. Ein größerer Schwarm Zwergflamingos wadet, umgeben vom eigenen heiseren Gekreisch, durch das flache Wasser hin und her. Nimmersattstörche schreiten erhaben am Ufersaum dahin. In den Papyrus-sümpfen sitzen mit S-förmig gekrümmtem Hals Silber- und Schwarzhalsreiher. Aus den Mahagonibäumen ruft ein Schreiseeadler. Auffallend viele Warzenschweine sind hier beheimatet.

Überall im Park locken Pirschpfade zu günstig gelegenen Aussichtspunkten hin. So lassen wir bald unsere kleine Limousine auf dem bequemen Fahrweg im Hochlandregenwald zurück und pirschen zu Fuß hinauf zum Rand des Ngurdotokraters. Frische Büffelossung liegt auf dem Pfad. Grüne Meerkatzen schimpfen über uns in den Bäumen. Dikdiks und Ducker verdrücken sich schnell zwischen die Büsche.

Im Aruschapark leben heute keine Löwen mehr, und die Leoparden meiden den Menschen. Nur vor den Elefanten muß man auf der Hut sein. Sie haben selbst vor Autos keinen Respekt und greifen leicht an. Aber der erfahrene Muhere ist uns eine wandelnde Lebensversicherung!

Oben am Kraterrand bietet sich ein prachtvoller Ausblick auf die zwei- bis dreihundert Meter tief unter uns schimmernde Caldera. Betroffen schauen wir in die grüne Wildnis des Kraters hinab. Mehrere Kraterseen blinken herauf, an Wasser ist wahrhaftig kein Mangel.

Ngurdoto wirkt auf uns wie eine kleinere Ausgabe des Riesenkaters Ngorongoro, doch erscheint er uns farbiger und anmutiger. Etwa zweieinhalb Kilometer weit dehnt sich der Kratergrund, der von Menschen nicht betreten werden darf, zum anderen Kraterrand hinüber. Dieses Paradies gehört allein den Tieren. Nur mit dem Glas können diese von hier oben aus beobachtet werden.

Muhere braucht kein Fernglas. Aufgeregt zupft er mich am Ärmel und deutet den steilen Hang hinunter: »Mbogo mingi!« »Viele Büffel!« flüstert er. Wir folgen seinem Blick. Tatsächlich, vierzig oder fünfzig Kaffernbüffel weiden dort friedlich neben den Akazien. Wie Spielzeug muten die schwarzen Recken aus unserer Höhe an. Zwei Spitzmaulnashörner ziehen im Bewußtsein ihrer Unantastbarkeit an der Büffelherde vorüber zur Suhle.

Muhere wird nicht müde, uns Buschböcke, Warzenschweine, Wasserböcke, Giraffen, Elefanten und Zebras zu zeigen. Er ist glücklich über unser dankbares Staunen. Ich freue mich, mit welcher Begeisterung und Liebe er von den Tieren seiner afrikanischen Heimat spricht.

Darüber wird es Abend.

Am Fuße des Meru brennt unser letztes Lagerfeuer.

Schweigend hängen wir unseren Gedanken nach. Was wir in den Nationalparks Tansanias an reichem Tierleben und unberührter Wildnis erlebt haben, beeindruckte uns sehr. Es lohnt die großen Anstrengungen für die Erhaltung dieses Kulturschatzes.

Doch die Bedrohung dieser Oasen ist nicht zu übersehen. Von allen Seiten schieben sich menschliche Siedlungen bis an die Parkgrenzen heran. Die Erhaltung der Tier- und Pflanzenwelt hängt vor allem vom Schutz ursprünglicher Landschaften ab.

Wird auch morgen noch die Ursprünglichkeit der Lebensräume in diesem Teil Afrikas, wo sich Wirtschafts- und Verkehrsstruktur und die sozialen Verhältnisse von Jahr zu Jahr umwälzend verändern, bewahrt werden können?

Langsam entschwindet im Rückspiegel unseres Wagens die gletscherweiße Eiskappe des mächtigen Kilimandscharo.

Kwaheri Tansania! Auf Wiedersehen!

Während wir die sechshundert Kilometer auf einwandfreier Asphaltpiste in schneller Fahrt zur Küste des Indischen Ozeans rollen, wo unser Schiff wartet, steigt schon wieder die Sehnsucht in uns auf nach den sonnendurchglühten, wildreichen Savannen, nach dem nächtlichen Brüllen der Löwen, dem gellenden Trompeten der Elefanten und nach dem seltsamen Schrei der Colobusaffen in den Bergwäldern des Meru.

# Inhalt

5	Gelobtes Land unter dem Äquator
12	Reise mit Hindernissen
21	Jenseits von Gut und Böse
32	Das Jagdcamp am Grumeti
39	Unter Gnus und Hyänen
52	Büffelfieber
60	Ikoma: Geschichte und Geschichten
67	Serengeti – größte Wildsteppe der Erde
74	Vom Jagdwild zum Parkwild
87	Die Löwen von Seronera
97	Nashorntag
104	Lagerfeuer in der Steppe
109	Durch den »Korridor« zum Victoriasee
117	Wo der Busch am dicksten ist
129	Ins Land der Riesenkrater und Masai
144	Kraterbegegnungen
152	Elefanten zum Frühstück
164	Die letzten Tage am Meru





**„Paradies der Naturforscher und Jäger“ wird Tansania oft genannt. Auf seiner Safari durch die Nationalparks und Wildreservate dieses Landes begegnet Harald Lange nicht nur den „Großen Fünf“: Elefant, Nashorn, Kaffernbüffel, Löwe und Leopard, sondern beobachtet auch die Verhaltensweisen vieler anderer Tiere. Fesselnd weiß der Autor von seinen Erlebnissen in der großen Serengeti, im Hochland der Riesenkrater und in den immergrünen Regenwäldern am Mount Meru zu erzählen.**